Wieland's Werke.

Fünfunddreissigster Theil.

Kleinere Schriften zur Culturgeschichte.

Berlin.
Gustav Hempel.

Inhalt.

Nikolas Flamel,

Paul Lukas und der Derwisch von Brussa.

Historische
Nachrichten, Untersuchungen und Vermuthungen.

Ein Beitrag zur Geschichte der Unsichtbaren.

Die nachstehende Abhandlung hat Wieland zuerst in dem Teutschen Merkur vom Jahre 1788, II. S. 460—472 und 485—521, als „Nachtrag zur Geschichte des angeblichen Adepten Nikolaus Flamel", veröffentlicht, welche letztere im Monat vorher ebenfalls im T. Merkur unter der Ueberschrift: „Giebt es Mittel, das menschliche Leben weit über das natürliche Ziel desselben zu verlängern?" (G—e unterzeichnet) erschienen war. Bei der Aufnahme in seine sämmtlichen Werke (Bd. XXX) hat sie Wieland hie und da, besonders die Einleitung geändert. Auffallend ist es, daß er nichts davon wußte, daß der Abbé Villain die Geschichte von Flamel als ein Märchen erwiesen und gerade ein Jahr vorher Adelung im dritten Bande seiner „Geschichte der menschlichen Narrheit" hiernach gezeigt hatte, daß Flamel kein Goldmacher gewesen.

Einleitung.

Unter allen angeblichen Besitzern des Steins der Weisen, von welchen man mehr oder weniger umständliche Nachrichten hat, ist meines Wissens keiner, dessen Geschichte (wenn ich dem Verfasser des Aufsatzes Nr. IV im vierten Stück des Deutschen Merkur's 1788 diesen Ausdruck abborgen darf) einem Märchen der redseligen Sultanin Scheherezade ähnlicher sähe und dennoch wegen des sonderbarsten Zusammentreffens beglaubigender Umstände mehr Aufmerksamkeit verdiente als die Geschichte des berühmten Adepten Nikolas Flamel, welche ich in gegenwärtiger Abhandlung näher zu beleuchten gesonnen bin.

Die Nachrichten, die uns der eben angezogene Unbekannte (der sich blos durch die Buchstaben G—e zu errathen giebt) von Flamel's Leben und Schicksalen aus unbekannten Quellen mittheilt, hauptsächlich aber der sonderbare Umstand, daß diese wundervolle Geschichte durch eine nicht weniger seltsame Begebenheit, die dem berühmten Wanderer Paul Lukas (seinem eigenen Berichte nach) zu Brussa in Kleinasien zugestoßen sein soll, eine Art von Bestätigung erhält, welcher schwerlich irgend ein Freund des Wunderbaren seinen Beifall versagen kann, schienen mir eine schärfere Prüfung und unbefangnere Untersuchung zu verdienen, als bisher damit vorgenommen worden ist: und so entstand der folgende Aufsatz, bei welchem meine Absicht erreicht ist, wenn er den Lesern einen Theil des Vergnügens macht, welches der Verfasser an dergleichen Untersuchungen findet; wiewol ich nicht zweifle, daß er auch von einigem Nutzen sein könnte, wenn er als ein auffallendes Beispiel betrachtet würde, wie nöthig es sei, selbst den ehrlichsten Erzählern solcher Wundergeschichten ebenso scharf auf alle Worte

zu merken, als man einem Taschenspieler auf die Finger sieht, und wie gut sich diese Mühe dadurch belohne, daß wir immer hinlängliche Ursachen finden, allen Begebenheiten, die aus Vernunftgründen unglaublich sind, unsern Glauben zu versagen, wie einleuchtend und überredend auch immer die Zeugnisse sein sollten, die uns denselben abzunöthigen scheinen mögen.

Da meine Beleuchtung der Geschichte Flamel's voraussetzt, daß die letztere, so wie sie theils von ihm selbst, theils von einer Menge Geschichtschreiber, Compilatoren und anderer Schriftsteller erzählt wird, dem Leser gegenwärtig sei, so zweifle ich nicht, daß man den Bericht, den er selbst (in einer Schrift, welche Herr G—e in Händen gehabt zu haben scheint[1]) von der wunderbaren Art, wie er zu seinem großen Vermögen gekommen, erstattet, hier am rechten Orte finden werde.

„Obgleich ich, Nikolas Flamel, Schreiber und Bürger zu Paris, in diesem 1399sten Jahre, wohnhaft in meinem Hause in der Schreibergasse, wegen der Armuth meiner ehrlichen Eltern nichts gelernt habe als ein Wenig Latein, so habe ich doch durch die große Gnade Gottes und Fürbitte der Heiligen des Paradieses, vorzüglich Sanct Jakob's, endlich alle Bücher der Philosophen und ihre größten Geheimnisse verstehen gelernt, wofür ich alle Tage meines Lebens dem gütigen Gott auf meinen Knieen danken werde. Nach dem Tode meiner Eltern, als ich mein Brod mit Schreiben verdiente, kaufte ich einst ein altes großes vergoldetes Buch, das auf Baumrinde geschrieben war. Die Decke dieses Buchs war von dünnem Kupfer, und es waren viele unbekannte und sonderbare Buchstaben in dieselbe eingegraben. Ich glaube, es waren griechische Lettern oder aus irgend einer andern alten Sprache, denn ich konnte sie nicht lesen; lateinisch oder celtisch waren sie nicht, davon verstehe ich was. In dem schönen Buche studirte ich nun Tag und Nacht, aber konnte nicht klug daraus werden. Mein Weib Pernelle (Petronelle), die ich so wie mich selbst liebe, und die ich damals erst seit Kurzem geheirathet hatte, war darüber sehr betrübt; sie tröstete mich und suchte mich aufzuheitern. Ich konnte mein Geheimniß nicht vor ihr verbergen, sondern zeigte ihr das Buch. Sie freute sich darüber so wie ich selbst, betrachtete mit Vergnügen die schöne Decke und die herr-

[1]) Le livre de Nicolaus Flamel contenant l'explication des figures. — A. d. H.

lichen Gemälde, wovon sie so wenig wie ich verstand; doch machte es mir viel Freude, mit ihr davon zu sprechen und mich mit ihr berathen zu können, was zu thun sei, um den Sinn derselben zu erforschen. Ich ließ die Figuren nachmalen, zeigte sie allen Gelehrten in Paris und sagte ihnen, diese Figuren seien aus einem Buche, welches vom Stein der Weisen handle; aber sie verstanden nichts davon und lachten über mich und über den gebenedeiten Stein. Ich arbeitete einundzwanzig Jahre, aber ich erhielt nichts. Endlich verlor ich alle Geduld und that ein Gelübde zu Gott und dem heiligen Jakob in Galicien, nahm mit Bewilligung meines Weibes Pernelle den Pilgerstab und die Kürbisflasche, machte mich auf den Weg und kam nach St. Jago von Compostella, wo ich mein Gelübde mit Andacht erfüllte. Darauf kehrte ich zurück und traf zu Leon einen französischen Kaufmann an, der mich an einen jüdischen Arzt wies, welcher sich zum Christenthum bekehrt hatte und daselbst wohnte. Dieser war ein grundgelehrter Mann und hieß Canchez (Sanchez vermuthlich). Als ich ihm die Copei einiger Gemälde zeigte, ward er ganz entzückt und fragte mich sogleich, ob ich etwas von dem Buche wisse, worin sie zu finden seien. Ich antwortete, ich hätte Hoffnung, etwas davon zu erfahren, wenn sich Jemand fände, der den Inhalt entziffern könnte. Nun konnte er seine Freude nicht länger zurückhalten und fing an, mir die Figuren zu erklären. Er hatte schon seit langer Zeit von diesem Buche gehört, aber als von einem Schatze, der gänzlich verloren wäre. Er verließ sogleich Alles, reiste mit mir von Leon nach Orviedo und von da nach Sanson in Asturien, wo wir uns zu Schiffe setzten, um nach Frankreich zu fahren. Auf der Reise erklärte er mir beinahe alle Figuren und fand in jedem Punkt ein Geheimniß, welches mir sehr sonderbar vorkam. Zu Bordeaux stiegen wir ans Land. Als wir aber nach Orleans kamen, wurde dieser gelehrte Mann gefährlich krank. Es überfiel ihn ein anhaltendes Brechen, welches ihn seit der Zeit, da wir aus dem Schiffe gestiegen waren, nicht verlassen hatte. Während seiner Krankheit rief er mich alle Augenblicke zu sich, damit ich ja nicht allein wegreisen möchte. Endlich starb er am siebenten Tage, worüber ich sehr traurig ward. Ich ließ ihn in der Kirche des heiligen Kreuzes zu Orleans begraben. Gott tröste seine Seele! er starb als ein guter Christ. Im Jahre 1379 kam ich nach Paris zurück. Man kann sich die Freude meines Weibes Pernelle über meine glückliche Rückkunft und unser Gebet zum heiligen Jakob

nicht vorstellen. Ich arbeitete nun fleißig und fand, was ich suchte, so daß ich endlich in Gegenwart meines Weibes am Montage den 17. Januar des Jahres 1382 gegen Mittag ein halbes Pfund Quecksilber in reines Silber verwandelte; und den 25. April desselben Jahrs verwandelte ich in Gegenwart meines Weibes gegen fünf Uhr Abends ebenso viel Quecksilber in Gold. Pernelle hatte darüber eine so außerordentliche Freude, daß mir bang wurde, sie möchte das Geheimniß ausschwatzen; aber durch die Güte Gottes ist mir nicht nur ein keusches und kluges Weib zu Theil worden, sondern sie ist auch verschwiegen und vorsichtig, was andre Weiber nicht sind."

So weit der wörtliche Auszug aus Flamel's handschriftlichem Buche, welchen wir meinem unbekannten Freunde G—e zu danken haben. Ich habe nöthig gefunden, ihn dem Leser so ausführlich mitzutheilen, weil es mir zu meiner folgenden Untersuchung wichtig scheint, den Ton, worin Flamel seine Aussage vorbringt (mit Lessing zu reden), vor Gericht stellen zu können. Nun muß ich auch Herrn G—e fortfahren lassen.

„Flamel stiftete hierauf vierzehn Hospitäler, baute auf seine Kosten drei neue Kirchen in Paris und begabte mit großen Summen sieben alte, welche alle noch bis auf den heutigen Tag die Folgen seiner Güte genießen. Noch jetzt*) geht alle Jahre eine Procession der Armen aus dem von ihm gestifteten Hospital Des Quinze-Vingts nach der ebenfalls von ihm erbauten Kirche St. Jacques de la Boucherie, um Gott für die Seele Flamel's, ihres Stifters, zu bitten. Sein Wohnhaus stand noch vor dreißig Jahren. Es war das Eckhaus der Rue Marivaux und der Rue des Ecrivains, und ich habe sehr oft im Vorbeigehen die Stelle mit Andenken an Flamel betrachtet. Auch habe ich mir im Archiv der von ihm erbauten Kirche St. Jacques de la Boucherie die Acten zeigen lassen, welche seine Vergabungen enthalten, und deren über vierzig sind, sowie sein eigenhändiges äußerst sonderbares Testament, worin er die Geschichte erzählt, wie er zu seinen großen Reichthümern gelangt ist. Diese Reichthümer eines Mannes von so niedrigem Stande machten bald so großes Aufsehen, daß König Karl der Sechste etwas davon

*) Dies wurde ein Jahr vor der Revolution geschrieben, welche ohne Zweifel auch diesem frommen Gebrauche (wie so vielen andern) ein Ende gemacht haben wird.

erfuhr. Er schickte den Herrn von Cramoisy, einen seiner Vertrauten, zu Flamel, um zu erforschen, durch welche Mittel er so reich geworden sei. Dieser fand den Philosophen in seinem kleinen schlechten Hause auf irdenem Geschirre speisend. Flamel war genöthiget, zu gestehen, daß er den Stein der Weisen besitze, und eine Abschrift seines Buchs zu übergeben, welche noch jetzt auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird, wo sie Jedermann sehen kann. Bald nach diesem Besuch im Jahre 1413 starb Pernelle, Flamel's Weib, und kurz darauf auch er selbst, nachdem sie Beide nahe an hundert Jahre alt geworden.

„Dies ist Alles, was wir von dem Leben und den Schicksalen dieses berühmten Adepten wissen. Aber seine Geschichte hat das Besondere, daß sie mit dem Tode des Helden nicht aufhört, sondern vielmehr erst nach diesem Zeitpunkte recht interessant wird.

„Paul Lukas, ein Mann von vielen Kenntnissen und (wie man aus seinen Schriften sieht) ein Feind des Aberglaubens, dabei ein Arzt und aufgeklärter Kopf, machte zu Anfang dieses Jahrhunderts auf Kosten Ludwig's des Vierzehnten mehrere Reisen in die Levante. In der Beschreibung seiner zweiten Reise erzählt er eine sonderbare Unterredung, die er mit einem Derwisch zu Brussa in Kleinasien hatte, und welche Flameln betrifft. Paul Lukas fand nämlich an einem abgelegnen Ort eine Moschee, wo ein berühmter Derwisch begraben liegt. In einem nahe dabei stehenden Hause lebten vier Derwische, die ihm sehr höflich und zuvorkommend begegneten und ihn aufs Beste bewirtheten. Einer von ihnen ließ sich mit unserm Doctor in ein Gespräch ein. Nachdem sie einige Zeit Türkisch gesprochen hatten, fing der Derwisch an, Lateinisch, Spanisch und Italienisch zu reden. Da er aber bemerkte, daß sein Gast keine dieser Sprachen geläufig sprach, so fragte er ihn, aus welchem europäischen Land er komme; und sobald er von Paul Lukas hörte, daß er ein Franzose sei, fing er an, sehr fertig französisch zu sprechen; und da ihm Jener (wie es scheint) ein Compliment hierüber machte, sagte er, er sei nie in Frankreich gewesen, hätte aber große Lust, dahin zu reisen. Das Gespräch fiel nachher auf allerlei Gegenstände. Der Derwisch machte sehr gute Bemerkungen über einige morgenländische Handschriften, welche Paul Lukas gekauft hatte, und lehrte Diesen die medicinischen Kräfte verschiedener Pflanzen kennen. Endlich fiel das Gespräch auf die Alchymie und die Mittel, das menschliche Leben zu verlängern. Der Derwisch gestand, er besitze nebst

sechs andern Freunden dieses große Geheimniß. „Wir reisen“, sagte er, „beständig in der Welt herum, um vollkommen zu werden. Alle zwanzig Jahre kommen wir an irgend einem bestimmten Orte zusammen; die zuerst Angekommenen erwarten die Uebrigen; und wenn wir uns wieder trennen, so reden wir mit einander ab, wo wir uns in zwanzig Jahren wieder sehen wollen. Diesmal ist Brussa der bestimmte Ort; unsrer Viere sind bereits da, und wir erwarten die drei Uebrigen.“ — Nun entspann sich zwischen Paul Lukas und dem Derwisch ein Gespräch über die Alchymie und den Stein der Weisen, dessen Wirklichkeit der Letztere gegen die Zweifel des Erstern im Ton eines Mannes, der seiner Sache gewiß ist, behauptete. Eine der größten Tugenden dieses Geheimnisses, sagte er, sei diese, daß es in der Macht seines Besitzers stehe, sein Leben weit über das gewöhnliche Maß des höchsten Menschenalters zu verlängern. Lukas wendete dagegen ein, in Frankreich hätten Mehrere in dem Rufe gestanden, daß sie den Stein der Weisen besessen; aber Alle, sogar Nikolas Flamel, seien gestorben wie andere Leute. „Wie?“ rief der Derwisch aus, „Flamel gestorben? Wenn Du das glaubst, so irrest Du sehr, mein Freund! Flamel lebt noch; ich selbst habe ihn erst vor drei Jahren in Indien gesehen; er ist einer meiner vertrautesten Freunde. Vermuthlich kennt man in Frankreich seine Geschichte nicht. Ich will sie Dir also erzählen.“

„Der Derwisch erzählte nun mit wenigen geringen Veränderungen, was wir bereits in Flamel's eigenem Berichte gelesen haben, und setzte hinzu: „Da der wohlthätige Gebrauch, welchen Flamel von seinem ungeheuern Reichthum gemacht, natürlicherweise großes Aufsehen habe erregen müssen, so hätte dieser Adept, der als ein weiser Mann die Folgen leicht vorausgesehen, eben als man im Begriff gewesen sei, ihn einzusperren, mit seiner Hausfrau Pernelle die Flucht ergriffen, nachdem er zuvor solche Maßregeln genommen, daß alle Welt sie für todt gehalten habe. Frau Pernelle (sagte der Derwisch) mußte sich auf sein Anrathen krank stellen. Nach einigen Tagen gab er vor, sie sei gestorben, und ließ an ihrer Statt ein Stück Holz, mit ihren Kleidern angethan, in einer von den Kirchen, welche sie hatten erbauen lassen, begraben, während sie selbst auf dem Wege nach der Schweiz begriffen war. Bald darauf bediente sich Flamel ebendesselben Kunstgriffs für sich selbst. Durch vieles Geld gewann er seine Aerzte und die Geistlichen. Er hinterließ ein Testament, worin er befahl, daß man ihn neben seiner geliebten Pernelle begraben

und eine steinerne Spitzsäule auf ihr gemeinschaftliches Grab setzen sollte. Man begrub statt seiner ein anderes Stück Holz, und er reiste indessen heimlich seinem Weibe nach. Seit dieser Zeit haben sie ein wahrhaft philosophisches Leben geführt, sind beständig unbekannterweise von einem Lande zum andern herumgereist und leben noch immer, wiewol seit ihrem vermeinten Tode beinahe vierhundert Jahre verflossen sind."

„Vorausgesetzt, daß dieses Abenteuer mit dem Derwisch zu Brussa dem Doctor Paul Lukas wirklich begegnet sei, wird man sein Erstaunen sehr natürlich finden, wie es möglich sei, daß ein türkischer Mönch, der Frankreich nie gesehen hatte, von allen Umständen der Geschichte Flamel's so genau unterrichtet sein könne. Er setzt hinzu: „Er könne Alles dies unmöglich glauben; er erzähle blos historisch, was er gehört habe, und überlasse nun einem Jeden, seine eigenen Bemerkungen zu machen und von der Sache zu denken, was er wolle.""

Jedermann, der sich in diesem Fache der unglaublichen Geschichten genauer umgesehen hat, wird gestehen müssen, daß kein anderer Adept solche Beweise der Realität seiner Kunst aufzuweisen habe als Nikolas Flamel. Ein Goldmacher, der Spitäler dotirt und Kirchen baut, ist eine so große Seltenheit oder ist vielmehr so einzig in seiner Art, daß der Stein der Weisen und die Quelle der ewigen Jugend selbst unglaublich zu sein aufhören, sobald man, wie hier der Fall ist, jenes Factum für etwas Unleugbares annehmen muß. Aber daß dreihundert Jahre nach seinem Tode ein türkischer Mönch mit der Zuversicht eines Augenzeugen behauptet, dieser Flamel lebe noch immer und sei ihm nicht nur von Person bekannt, sondern sogar einer seiner vertrautesten Freunde; daß dieser Derwisch ein so unglaubliches oder vielmehr ganz ungereimtes Vorgeben dadurch beglaubigt, daß er eine Menge besonderer Umstände von Flameln zu erzählen weiß, die mit dessen handschriftlichem Bekenntniß ziemlich genau übereinstimmen, ohne daß man begreifen kann, wie er auf eine andere Art als aus Flamel's eigenem Munde dazu hätte gelangen können, und daß wir für Alles dies das Zeugniß eines Mannes wie Paul Lukas haben, gegen dessen umständliche Erzählung von seiner Zusammenkunft und Unterredung mit dem besagten Derwisch in Rücksicht auf die Wahr-

haftigkeit des Erzählers keine Einwendung stattfindet — dies scheint allerdings jenem eigenhändigen Bekenntniß Flamel's ein so entscheidendes Gewicht beizulegen und die historische Wahrheit dieser in ihrer Art einzigen Adeptengeschichte so kräftig zu unterstützen, daß ein Karneades selbst sich versucht fühlen könnte, seine gegen so handgreifliche Beweise noch immer widerspenstige Vernunft schweigen zu heißen und wider seinen Willen zu glauben — was nicht zu glauben ist.

In der That bleibt der gesunden Vernunft in einem so verzweifelten Falle wie dieser nur ein einziger Ausweg übrig, der nämlich, die geschehenen oder geschehen sein sollenden Dinge mit der kaltblütigsten Aufmerksamkeit von allen Seiten so lange zu betrachten und daran herumzutasten, bis die Lücken sich entdecken, welche man in solchen Fällen immer mit unächten und unhaltbaren Einschiebseln von eigener Erfindung auszufüllen pflegt. Denn darauf können wir uns verlassen, daß, so oft man uns etwas schlechterdings Unglaubliches, d. i. etwas, wodurch die Natur in offenbaren Widerspruch mit sich selbst gesetzt wird, als eine historische Thatsache aufschwatzen oder aufdringen will, irgend eine Täuschung dabei vorwalte, welcher man unfehlbar auf die Spur kommen wird, wenn man Unbefangenheit und Geduld genug hat, ihr so lange nachzuschleichen, bis sie endlich in ihrer wahren Gestalt zu erscheinen genöthigt ist. Ob sich dies auch bei gegenwärtiger Adeptengeschichte bewähren werde, wird dem Urtheil des wahrheitsuchenden Lesers anheimgestellt.

Ich mache den Anfang damit, einige die Person Flamel's, seinen vorgeblichen übergroßen Reichthum und seine milden Stiftungen betreffende Umstände in etwas zu berichtigen.

Erstens war Flamel nicht blos ein Schreiber, sondern auch ein Miniaturmaler und trieb also zwei Professionen, womit in den damaligen Zeiten viel zu verdienen war.

Zweitens, Herr G—e scheint durch die Art, wie er von Flamel's Stiftungen spricht, einen viel größern Begriff davon in uns zu erwecken, als man sich nach dem Berichte der französischen Schriftsteller, die von ihm Nachricht geben, zu machen hat. Flamel, sagt er, stiftete in Paris vierzehn Hospitäler, baute drei neue Kirchen und begabte sieben alte mit großen Summen. Eben dies wird zwar auch in den Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque, Vol. XXV. p. 350, gesagt. Allein daß das Wort stiften (fonder) hier nicht so zu nehmen sei, als ob er diese Kirchen und Spitäler allein gestiftet habe, erhellet schon daraus,

daß Vol. XLIII. p. 338 von der Kirche St. Jacques de la Boucherie ausdrücklich gesagt wird: Flamel habe im Jahre 1400 zu ihrem Bau beigetragen und sie mit einigen Stiftungen begabt. In ebendiesem Bande des besagten Werkes, S. 397, heißt es auch von der Pfarrkirche des Innocens: „Man weiß, daß Nikolas Flamel an der Erbauung dieser Kirche Antheil hatte.“ So wird es wahrscheinlich auch mit den übrigen gewesen sein. Wenn aber gleich in der Angabe seiner Stiftungen viel Uebertriebenes sein sollte, so bleibt doch immer unleugbar, daß sie beträchtlich und zahlreich genug waren, um das Vermögen irgend eines Parisischen Schreibers und Miniaturmalers zu König Karl's des Sechsten Zeiten weit zu übersteigen und die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr zu erregen, daß der Requetenmeister Cramoisy ihn auf Befehl des Hofes fragen mußte: durch was für ein geheimes Mittel er zu einem so großen Vermögen gekommen sei. Vernünftig zu reden, konnte dieses Mittel, wie viel Ursache auch Flamel haben mochte, es geheim zu halten, doch kein anderes als ein ganz natürliches, wenn auch ungewöhnliches sein. Aber zu Karl's des Sechsten Zeiten gab es noch übernatürliche Mittel, reich zu werden. Flamel hätte deren mehr als eines angeben können und würde sogleich allgemeinen Glauben gefunden haben. So konnte er zum Beispiel sagen, er habe seine Schätze durch ein Bündniß mit dem Teufel bekommen; nur hätte ihn dies geraden Weges nach dem Greveplatz auf einen Scheiterhaufen geführt. Er konnte sagen, eine Fee oder ein Hauskobold habe ihn mit einem Beutel, der niemals leer werde, begabt; aber dann hätte er den Beutel hergeben müssen. Er hätte sagen können, er habe von ungefähr in einem Winkel seines Kellers einen großen Stein mit einem talismanischen Ring entdeckt und, da er den Stein aufgehoben, eine marmorne Wendeltreppe von hundertundfunfzig Stufen, am Ende derselben ein von einem einzigen Karfunkel erleuchtetes Gewölbe und in dem Gewölbe ein großes marmornes Becken voll Goldstücke gefunden; aber auch das hätte ihm nichts geholfen; immer hätte er seinen Schatz hergeben müssen. Die sicherste und dem Geiste seiner Zeit*) angemessenste Antwort war immer: er habe den Stein der Weisen gefunden.

*) Einer Zeit nämlich, da die ganze Welt an Alchymie glaubte und für alle vermeinte Adepten, nicht nur als besondere Günstlinge des Himmels, sondern hauptsächlich wegen ihrer vorgeblichen Machtgewalt über Körper und Geister große Ehrfurcht trug.

Dazu war nun freilich ungefähr so ein Märchen nöthig wie das, welches er dem König in seinem Berichte vorlog; und es war klug von ihm, auch den lieben Gott und den heiligen Jakob zu Compostell, der damals in der ganzen europäischen Christenheit noch eine sehr große Figur machte, mit in die Sache zu verwickeln.

Flamel war um diese Zeit schon ein sehr alter Mann. Er lebte äußerst eingezogen. Die Schätze, die ihm der Stein der Weisen in drei Operationen verschafft hatte, waren meistens auf seine milden Stiftungen verwendet worden. Indessen war ihm doch die Quelle seiner Schätze geblieben; denn er besaß ja das Hieroglyphenbuch des Hebräers Abraham, wozu ihm der getaufte Jude Sanchez den Schlüssel gegeben hatte. Dieses Buch, sagt man, lieferte Flamel dem König aus und kaufte sich damit von aller weitern Anforderung los.

Wie kam es denn aber, daß Karl VI. oder seine immer so gelddürftige Gemahlin Isabelle (die berüchtigte Isabeau de Bavière) und ihre geldhungrigen Günstlinge sich dieses herrliche Mittel, wodurch sie aller ihrer so verhaßten und schändlichen Erpressungen auf einmal überhoben gewesen wären, nicht besser zu Nutze machten? Und wie kam es, daß man aus einem Fund von dieser Wichtigkeit nicht ein Staatsgeheimniß machte, sondern zuließ, daß es im sechzehnten Jahrhundert sogar durch öffentlichen Druck bekannt wurde? — Bis diese Fragen zu unsrer völligsten Befriedigung beantwortet sein werden, möcht' es wol das Rathsamste bleiben, als etwas Ausgemachtes anzunehmen, daß Flamel — zwar vielleicht nicht auf die gewöhnlichste und rechtmäßigste — aber doch auf eine sehr natürliche Art zu seinem Reichthum gekommen sei. Gesetzt auch, wir könnten nicht errathen, wie, so würde doch das Unvermögen, unsre Neugier hierüber zu befriedigen, nicht einmal ein scheinbarer, geschweige ein hinlänglicher Grund sein, das hieroglyphische Buch des Rabbi Abraham und den heiligen Jago von Compostella zu Hilfe zu nehmen, um uns eine unerklärbare Sache durch etwas noch zehnmal Unerklärbareres, nicht begreiflich, sondern noch viel unbegreiflicher zu machen.

Aber selbst das Wie liegt nicht so hoch über dem Punkt, zu welchem der menschliche Verstand hinaufreichen kann, als mein Ungenannter zu glauben scheint. Gesetzt auch, die Vermuthung des berühmten Gabriel Naudé*) wäre (nach Lenglet's

---

*) „Naudé", sagt Herr G—e in einer Note, „der es eher für möglich

du Fresnoy Bemerkung) mit einem unheilbaren Zeitrechnungsfehler behaftet, so leitet sie uns wenigstens auf eine andere, die, auch als blos mögliche Hypothese, noch immer unendlich wahrscheinlicher ist als die Meinung, daß Flamel den Stein der Weisen (was mit einer vornehmern Benennung ebenso viel gesagt ist als das Wünschhütchen des Fortunatus) gefunden habe. Die Juden wurden erst im Jahre 1406 aus Frankreich vertrieben, da Flamel die Kirche zu St. Jacques de la Boucherie schon lange (sagt Lenglet), aber doch nicht länger als im Jahre 1400 hatte erbauen helfen. Gut! aber warum erinnert er sich nicht des heftigen Sturms, der beim Aufstande der Pariser im Jahre 1393 über die vom Hofe begünstigten, der Nation aber äußerst verhaßten Juden erging? Das Volk drang auf eine allgemeine Verjagung dieser Wucherer und Zöllner aus dem Königreiche, und als man ihm nicht sogleich willfahren wollte, brach es in die Häuser der öffentlichen Einnehmer ein, welche größtentheils Juden oder Lombarden waren, öffnete ihre Cassen, schüttete das Geld auf die Straßen und zerriß ihre Bücher und Rechnungen. In einer einzigen Gasse wurden vierzig Judenhäuser geplündert und viele dieser Unglücklichen, die sich mit der Flucht retten wollten, getödtet.*) Könnte dies nicht etwa der Schlüssel zum Geheimniß unsers Adepten sein? Könnte Flamel bei dieser Gelegenheit nicht so gut als ein Anderer über irgend eine wohlgespickte Judencasse gerathen sein und, anstatt das Geld auf die Gasse zu schütten, für besser gefunden haben, es in aller Stille nach seinem Eckhause in der Schreibergasse zu

hält, daß Flamel ein Schurke als ein Goldmacher gewesen sei, behauptet: er sei durch Beraubung der Juden, die um diese Zeit aus Frankreich verjagt wurden, reich geworden, indem er Schuldverschreibungen von ihnen angenommen, aber die Gelder, anstatt sie für ihre Rechnung einzuziehen, für sich selbst behalten habe. — Aber der bekannte kritische Geschichtschreiber Lenglet du Fresnoy beweist in seiner Histoire de la Philosophie Hermétique, Vol. I. p. 217, daß Naudé sich geirrt habe. Die Juden, sagt er, wurden im Jahre 1181 durch König Philipp August aus Frankreich vertrieben, also zweihundert Jahr, ehe Flamel geboren war. Zum zweiten Male wurden sie verjagt im Jahre 1406. Das Archiv der Kirche de St. Jacques de la Boucherie beweist aber, daß Flamel diese Kirche lange vor besagter Zeit habe erbauen lassen. Er kann also seine Reichthümer unmöglich durch Beraubung der Juden erhalten haben, indem er bei der ersten Verjagung derselben noch nicht lebte und lange vor der zweiten seine großen Schätze schon besaß. Uebrigens, sagt dieser große Kritiker, ist Flamel's eigene Erzählung so naiv, einfach und umständlich, daß man beinahe nicht an der Wahrheit derselben zweifeln kann."

*) Siehe Meusel's „Geschichte von Frankreich", zweiter Theil, S. 459, und die daselbst angezogenen Gewährsmänner.

schaffen? Und (damit wir doch auch die kluge und vorsichtige Dame Pernelle ihren Theil zum Erwerb ihres gemeinschaftlichen Reichthums beitragen lassen) könnte nicht Frau Pernelle zufälligerweise eben bei einem Hause, wo das Geld zum Fenster hinausgeschüttet wurde, vorbeigegangen sein und als eine gute Wirthin eine tüchtige Schürze voll aufgelesen haben? Oder, wofern diese Vermuthungen zu lieblos scheinen, was hindert uns anzunehmen, daß einige reiche Juden von Flamel's Bekanntschaft (denn es scheint doch, daß er immer viel mit Juden zu verkehren hatte) beim Ausbruch dieses Ungewitters ihr Gold und Silber in der Eile zu ihm geflüchtet haben könnten; daß zufälligerweise gerade diese Juden hernach das Unglück betroffen hätte, unter denen zu sein, die im Tumult ums Leben kamen, und daß Flamel diese Gelegenheit, sich zum Intestaterben derselben zu machen, um so getroster ergriffen haben könnte, da so etwas in jenen verwirrten und gesetzlosen Zeiten sich mit ziemlicher Sicherheit unternehmen ließ? Dies wäre doch wol eine ganz natürliche und begreifliche Erklärung, wie Flamel sein bereits durch Schreiberei, Malerei und gute Wirthschaft erworbenes Vermögen auf einmal beträchtlich genug hätte vermehren können, um einen überflüssigen Fonds zu den milden Stiftungen zu haben, die ihm zugeschrieben werden.

„Aber wie gerieth der Mann, wenn er auf eine so unchristliche Art zu seinem Reichthum gekommen war, auf den frommen Entschluß, einen so christmilden Gebrauch davon zu machen?" — Ich berühre diesen Einwurf nur, weil er mir gemacht werden könnte; denn an sich bedeutet er sehr wenig. Wäre Flamel etwa der Erste gewesen, der Leder gestohlen und dann ein Paar Schuhe um Gotteswillen verschenkt hätte? War es nicht natürlich, wenn ihm bei seinem auf die eine oder andere Art, aber nicht durch die gewissenhaftesten Wege erlangten Reichthum ein Wenig unheimlich wurde? War es dem Geiste des vierzehnten Jahrhunderts nicht sehr gemäß, unrecht erworbenes Gut — das denn doch am Ende nur Ungläubigen, nur dem Volke, das unsern Herrn gekreuziget hatte, abgenommen worden war — dadurch zu entsündigen, daß man einen Theil davon dem lieben Gott abtrat und zu frommen Stiftungen verwendete? Vermuthlich befand sich noch mancher Ehrenmann seines Schlages in ebendemselben Falle; denn die letzten Jahre des vierzehnten und die ersten des funfzehnten Jahrhunderts sind gerade der Zeitraum, worin eine Menge Kirchen und Spitäler zu Paris

durch milde Beiträge begüterter Bürger erbaut und begabt wurden.

Indessen fand Flamel, wie es scheint, so viel Geschmack an dieser Art, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen und zugleich seiner armen Seele ein Recht an ewige Messen und tägliche Fürbitten zu erkaufen, daß er durch das Mittel selbst, wodurch er die Aufmerksamkeit des Publicums von den Wegen, worauf er zu seinem Vermögen gekommen war, abzuleiten suchte, endlich verdächtig werden mußte. Flamel, der wol so einfältig nicht war, als er sich in seinem Livre des Explications stellt, konnte leicht voraussehen, daß es (zumal unter einer so heillosen und immer gelddürftigen Regierung, wie Karl's VI. war) gar leicht zu mißlichen Erörterungen kommen könnte. Er hielt also eine Erklärung bereit, womit sich zwar in unsern Tagen weder die Requetenmeister noch die Könige so leicht abfertigen ließen, die aber in den seinigen die klügste war, die er nur immer hätte ersinnen können. Er gab vor, daß er von Gottes und des heiligen Jakob's zu Compostella Gnaden, ohne sein Verdienst, den gebenedeiten Stein der Weisen gefunden habe; er lieferte das Bilderbüchlein des Adepten Abraham (wovon er vermuthlich so wenig verstand als irgend ein Clerc des Königs) dem Hofe aus, hielt (wie man wahrscheinlich voraussetzen kann) den König oder vielmehr die Königin, so lang es nur immer möglich war, mit Versprechungen und Zurüstungen zu dem großen Werke hin (was unter der unsäglichen Verwirrung und Zerrüttung des Staats, welche auf die Ermordung des Herzogs von Orleans, des Schwagers und Günstlings der Königin Isabeau, folgte, um so leichter war) und starb darüber im Jahre 1413 in einem sehr hohen Alter und in dem Rufe, daß er das Geheimniß der weisen Meister, womit seit mehrern Jahrtausenden so viele arme Teufel vornehme und reiche Thoren zum Besten gehabt haben, nicht nur selbst besessen, sondern der Welt sogar schriftlich hinterlassen habe.

Eine gründliche Untersuchung und Berichtigung dieses von ihm selbst veranlaßten Rufs war weder von dem Geiste seiner Zeit noch von der damaligen Regierung zu erwarten. Hingegen können wir sicher sein, daß es unter den Alchymisten des funfzehnten Jahrhunderts nicht an mehr als einem gefehlt haben werde, der seine Rechnung dabei zu finden glaubte, wenn er unter Flamel's Firma und Credit solche Werklein wie das Sommaire philosophique und das Désir désiré in die goldbegierige

Welt ausgehen ließe. Denn daß Flamel selbst Verfasser derselben gewesen sei, ist nichts weniger als erweislich. Zu einer Zeit, wo diese Betrüger unverschämt genug waren, ihre Hirngeburten Männern wie Robert Bacon, Albertus Magnus und Thomas von Aquino, ja sogar dem Papst Johann XXII. (der doch in der Bulle Spondent quas non exhibent divitias pauperes Alchymistae den Fluch des Ernulphus über die Meister dieser losen Kunst aussprach) unterzuschieben*) — von solchen Leuten läßt sich doch wol erwarten, daß sie nicht ermangelt haben werden, auch den Namen und Ruf eines Flamel's zu benutzen.

Die Gründe, womit man der Ehrlichkeit des guten Flamel's hat zu Hilfe kommen wollen, scheinen mir von keiner Erheblichkeit zu sein. „Er erzählt Alles mit einer so treuherzigen Einfalt,“ sagt man. — Aber dies war überhaupt der Ton seiner Zeit, und ein großer Theil davon liegt in der damaligen Sprache. Die abenteuerlichsten Wundergeschichten, Ammen- und Rittermärchen überschleichen unsre Unbefangenheit in dieser Sprache, durch diesen Ton; und läßt nicht schon der alte Vater Homer seinen Odysseus den gastfreien Phäaciern oder Phaiaken (wenn man lieber will) seine Lästrygonen- und Cyklopengeschichten, seine Märchen von der schönen Circe, von den Sirenen, von den Sonnenrindern, die im Kessel und am Bratspieße wieder lebendig werden u. s. w., mit einer ebenso einfältigen Miene, in eben

---

*) „Papst Johann der Zweiundzwanzigste“, sagen die Alchymisten, „brachte es unter der Führung des großen Adepten Arnold von Villanova so weit in der Kunst, daß er bei seinem im Jahre 1334 erfolgten Tode bereits zweihundert Centner Goldes mit eignen Händen gemacht hatte; ja, er hielt es sogar für Pflicht eines wahren allgemeinen Vaters der christlichen Welt, ein so wohlthätiges Geheimniß nicht mit sich ins Grab zu nehmen, sondern es der ganzen werthen Christenheit zum Besten in einem lateinischen Tractat, De arte transmutandi metalla (Von der Kunst, die Metalle zu verwandeln), öffentlich bekannt zu machen.“ — Daher kam es vermuthlich, daß Gold und Silber in diesen glücklichen Tagen so gemein wurden wie die Gassensteine; daß die Schatzkammern der Könige und Fürsten davon voll waren; daß man in der ganzen Christenheit nicht mehr nöthig hatte, Steuern und Gaben von den Unterthanen zu verlangen; kurz, daß die von Lucian gepriesenen Saturnischen Zeiten sich überall wieder einstellten, wie die Geschichtschreiber des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts auf allen Blättern beurkunden!! — Ohne Ironie zu reden, Johann der Zweiundzwanzigste verstand sich allerdings aufs Goldmachen so gut und besser als irgend einer seiner Vor- und Nachfahrer. Besonders trug ihm seine Sündentaxe große Summen ein; vielleicht eine nicht geringere, als ihn die pauperes Alchymistae aus dem Schmelztiegel ziehen lassen. Und wenn es wahr ist, daß er achtzehn Millionen Goldgulden baares Geld hinterlassen, wie Villani als Augenzeuge versichert, so hätte Se Heiligkeit einen schönen Tractat, „Von der Kunst, die Sünden und Thorheiten der Welt in Gold zu verwandeln“, schreiben können.

dem treuherzigen Ton eines arglosen Augenzeugen, dem man keine Lüge zutraut, erzählen? Thun dies nicht von Homer an alle Dichter, die ihre Kunst verstehen? Flamel war zwar kein *Poet* (wiewol man ihn in mehrern *Wörterbüchern* als einen berühmten Poeten,*) Philosophus und Mathematicus seiner Zeit aufgeführt findet), aber warum sollte er das, was die Dichter, um uns zu unserm Vergnügen zu täuschen, thun, nicht haben thun können, um sich selbst zu nützen oder vor Schaden zu bewahren?

Mit ebenso wenig Wirkung, däucht mich, hat man den historischen Beweis des Lenglet du Fresnoy, daß Flamel nicht von der Vertreibung der Juden aus Frankreich Vortheil gezogen haben könne, geltend zu machen gesucht; denn dieser hebt die Möglichkeit nicht auf, daß Flamel nicht auf irgend eine andere Art Mittel gefunden, jüdische Reichthümer heimlich an sich zu bringen; und ich glaube die *Möglichkeit*, wie dies bei dem Aufstand der Pariser im Jahre 1393 der Fall sein konnte, hinlänglich gezeigt zu haben.

Gesetzt aber auch, es fände sich über lang oder kurz ein historischer Beweis, daß Flamel schon im Jahre 1380 oder *noch früher* zum Besitz seines geheimnißvollen Reichthums gekommen sei, so würde sein Märchen dadurch um nichts glaubwürdiger werden. Ehe man sich für genöthigt halten kann, ihm zu glauben, daß er *durch den Stein der Weisen* reich geworden sei, müßte erst bewiesen sein, daß von allen andern möglichen Wegen, wie er es werden konnte, keiner wirklich habe stattfinden können. Um nur noch eines einzigen zu erwähnen: wär' es nicht möglich, daß er einen Schatz in seinem Hause gefunden hätte, der seit König Philipp August's Zeiten in seinem Keller vergraben sein konnte? Konnte dieses Haus damals nicht von reichen Juden bewohnt worden sein? Konnten sie nicht, da sie zu einer eilfertigen Flucht genöthigt waren, den größten Theil ihres baaren Goldes und Silbers in der Eile vergraben haben und in der Folge durch tausenderlei Zufälle in ihrer Hoffnung, diesen Schatz in irgend einem günstigen Augenblicke wieder zu erheben, betrogen worden sein? — Ich sehe in Allem diesem nichts Unmögliches. Aber bliebe zuletzt auch nichts Andres übrig, als den

*) Die Lexikographen, die ihn mit diesem Namen beehren, gründen vermuthlich sein Recht an denselben darauf, daß das unverständliche alchymistische Tractätlein, Sommaire philosophique genannt (welches unter Flamel's Namen geht), in *elenden Reimen* geschrieben ist.

frommen und wohlthätigen Flamel noch vierhundert Jahre nach seinem Abscheiden der heimlichen Ermordung irgend eines reichen Hebräers oder eines jeden andern denkbaren Verbrechens, wodurch man reich werden kann, zu beschuldigen, so würde ich mich ohne Bedenken und meiner Menschenliebe unbeschadet, weit eher dazu entschließen, als mir so ein Märchen weismachen lassen, wie das Flamelische ist. Ein Mensch kann ein Betrüger, ein Heuchler, ein unseliges Mittelding von Devotion, Geiz und Wollust, ein Dieb oder ein Meuchelmörder sein, davon hat man unleugbare Beispiele ohne Zahl; aber daß ein Mensch mit Hilfe eines Pülverchens oder einer Tinctur Quecksilber in Silber und Silber in Gold verwandelt habe, davon hat man kein einziges unleugbares Beispiel, und es kann also für Leute, die nach den Gesetzen der Vernunft urtheilen, gar keine Frage sein, ob Einer, der sich für einen Adepten ausgiebt, ein Betrüger sei oder nicht.

Von dieser Seite möchte denn wol dem guten Nikolas Flamel nicht zu helfen sein. Aber was sollen wir zu dem neuen wunderbaren Zeugen sagen, den der berühmte Wanderer Paul Lukas dreihundert Jahre nach Flamel's allgemein geglaubtem Tode mitten in Natolien aufstehen und die Wahrheit des Flamelischen Märchens nicht nur in allen seinen Hauptstücken bestätigen, sondern sogar noch durch Zusätze, die das Wunderbare desselben auf die höchste Spitze des Unglaublichen treiben, vermehren und verschönern läßt? Die Sache ist in der That mehr als sonderbar.

Oder was könnte wol seltsamer sein, als daß ein gelehrter Arzt, den Ludwig XIV. in der Levante reisen läßt, um alte Münzen und Manuscripte aufzusuchen, auf seiner zweiten Reise, den 9. Julius 1705 zu Burnus-Baschi bei Brussa, in einem Kiosk neben einer kleinen Moschee einen Derwisch aus dem Lande der Usbekischen Tartarn finden muß, der, ohne jemals in Frankreich gewesen zu sein, von der ganzen Wundergeschichte eines schon im Jahre 1413 verstorbenen Parisischen Bürgers so gut (und noch besser, wie wir sehen werden) unterrichtet ist, als es ein Liebhaber der abenteuerlichen und fabelhaften Fächer der Literatur mitten in Paris sein kann?

Nach unsern gewöhnlichen Begriffen von den türkischen Derwischen, die wir uns als der europäischen Sprachen wenig kundige und mit unsrer Geschichte und Literatur ganz unbekannte Leute vorzustellen pflegen, muß uns diese Begebenheit

ganz unglaublich scheinen. Aber das ist noch nichts! Der Usbekische Derwisch ist auf die simpelste und natürlichste Weise von der Welt zu seinen Kenntnissen von der Person und Geschichte des alten Parisischen Adepten gekommen; — denn kurz und gut, er hat sie aus seinem eigenen Munde; er kennt Flameln und Frau Pernellen von Person, sie leben noch, sie befinden sich wirklich in Ostindien, Flamel ist einer seiner vertrautesten Freunde, und es sind kaum drei Jahre, seitdem er ihn zum letzten Mal gesprochen hat. Denn Flamel, als einer von den auserwählten Weisen, die des dreimal großen gebenedeiten Geheimnisses des philosophischen Steins theilhaftig gemacht worden sind, besitzt in ihm auch die berühmte Jugendquelle (Fontaine de jouvence) oder das Mittel, sein Leben in einer Art fortdauernder Jugend tausend Jahre lang zu erhalten; er ist jetzt, da ich dieses schreibe, noch nicht völlig fünfhundert Jahr alt, und da die Weisen seinesgleichen nach und nach auf dem ganzen Erdboden herumkommen und von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte bald an diesem bald an jenem Orte mit einander abreden, warum sollte nicht mir selbst noch das Vergnügen aufbehalten sein können, den weisen Flamel und seine discrete Frau Pernelle persönlich kennen zu lernen und dadurch von meinem Unglauben an die heilige Kabbala, den Stein der Weisen, den Siegelring Salomon's und alle Jugendquellen, Medeenkessel, Fortunatushütchen und Oberonshörner von der Wurzel aus geheilt zu werden?

Indessen bis dieser glückliche Tag anbrechen wird, ist es sehr natürlich, daß man sich eine so wunderbare Sache wie die Erzählung des Usbekischen Derwisch im zwölften Capitel des ersten Theils von Paul Lukas' zweiter Reise auf irgend eine begreifliche Art zu erklären sucht.

Die erste Vermuthung, die einem Leser, dem die Vernunft nun einmal in den Kopf gesetzt hat, daß alles Wunderbare in der Welt natürlich zugehe, einfallen muß, ist: ob Herr Paul Lukas (übrigens allen seinen Ehren unbeschadet) diese ganze Geschichte nicht etwa blos zur unschuldigen Belustigung seiner Leser, und um etwa ihren Menschenverstand auf eine kleine Probe zu setzen, erdichtet haben könnte?

Wahr ist's, Paul Lukas passirt (wie der Ungenannte zu bemerken nicht unterlassen hat) — trotz dem gerechten Vorurtheil, welches alle Erzähler, die aus fernen Landen kommen, gegen sich haben — für einen der ehrlichern Reisebeschreiber. Aber

freilich könnte eine so unglaubliche Erzählung wie diese die Ehrlichkeit eines Heiligen selbst verdächtig machen! Die Glaubwürdigkeit eines Mannes entsteht ja eben daher, wenn er wenigstens als Augenzeuge lauter glaubliche Dinge erzählt.

Ich möchte nicht auf mich nehmen, zu behaupten, daß Paul Lukas von der fast allgemeinen Schwachheit gereister Leute, das Gesehene zu vergrößern und gern unerhörte Dinge zu erzählen, immer so ganz frei geblieben sei. Um nur ein paar Proben anzuführen, wer wird nicht die Erzählung von der ungeheuern Menge von Pyramiden übertrieben finden, die er zu Jurkup-Estant in dem karamanischen District Kaiserie gefunden zu haben versichert? Jede dieser Pyramiden, sagt er, ist aus einem ganzen Felsen gehauen und inwendig so ausgehöhlt, daß sie eine schöne Thür zum Eingange, eine schöne Treppe und verschiedene Gemächer über einander hat, die durch große Fenster erleuchtet werden. Diese sonderbaren Gebäude sind in dieser Gegend zu beiden Seiten der Berge, zwischen welchen der Irmak (Iris) fließt, einige Meilen von Hadschi-Bestasch, in unzähliger Menge zu sehen. Viele schienen unserm Wanderer noch gar nicht ausgehöhlt, viele zwar angefangen, aber unvollendet. Er versichert, es wären ihrer nur auf der Seite des Gebirges, durch welche seine Karawane gezogen, über zwanzigtausend, und man hätte ihm gesagt, daß auf der andern Seite und in der Gegend von Jurkup-Kasabas noch weit mehrere zu sehen wären. Kann etwas unglaublicher sein als eine so ungeheure Menge zu ordentlichen Wohnungen ausgehauener Pyramiden (die doch wahrlich nicht wie Pilze aus der Erde haben gewachsen sein können), von denen weder in irgend einem alten Autor noch in einem andern Reisebericht die geringste Spur zu finden ist? Es möchte hingehen, wenn er sie in der großen syrischen Wüste entdeckt hätte; aber in einem so bekannten Lande wie das alte Kappadocien! Gleichwol, da Paul Lukas sie mit eignen Augen gesehen zu haben versichert, so müssen sie da sein, nur von der Anzahl, die sich nach seiner Angabe über funfzigtausend belaufen mußte, dürfte doch wol eine Nulle wenigstens abgehen. Fünftausend solche pyramidische Felsenhäuser machten noch immer eine ansehnliche Menge aus; und bei der eilfertigen und äußerst flüchtigen Art, wie er sie sah (da die Karawane ihm zu Gefallen nicht stillhalten und ihm nicht einmal sich von ihr zu entfernen erlauben wollte), hätte er doch in die Rechnung seiner Augen einiges Mißtrauen setzen sollen.

Ebenso zuversichtlich sagt er im zwölften Capitel des zweiten Theils von den Löwen, deren es eine große Menge in einem Walde zwischen Momette und Tunis gebe: die Einwohner des Landes erzählten von diesen Löwen Geschichten, die ganz fabelhaft und unglaublich schienen; aber dies sei gewiß, daß die Weiber dieser Gegenden die Gabe hätten, diese Löwen durch bloßes Schimpfen (en leur disant des injures) in die Flucht zu jagen.

Noch an einem andern Orte sagt er uns mit der treuherzigsten Miene von der Welt: ein (armenischer) Bürger von Isnik (Nicäa) habe ihm etwas sehr Außerordentliches erzählt, das sich auf dem See (ehemals Askanios genannt), an welchem diese Stadt liegt, zur Zeit der ersten Nicäischen Kirchenversammlung zugetragen habe. „Unter der großen Anzahl von Bischöfen, die zu derselben aus allen Enden der christlichen Welt zusammenkamen, befand sich auch ein armenischer, der überaus arm, sonst aber ein sehr tugendhafter und heiliger Mann war und sogar im Rufe stand, daß er Wunder thue. Der größere Theil der übrigen heiligen Väter des Conciliums waren keine Leute, die sich des Wunderthuns anmaßten; dafür machten sie hingegen einen bessern Aufzug als ihr armenischer Mitbruder, waren aber doch schlechtdenkend genug, ihm die Wundergabe, die er vor ihnen voraus hatte, zu mißgönnen und ihn bei allen Gelegenheiten mit seiner Armuth und mit seinen Mirakeln aufzuziehen. Der gute Bischof war bei aller seiner Frömmigkeit und Demuth doch gegen diese Spöttereien nicht gleichgiltig; und da es die hochwürdigsten Herren gar zu arg machten, ging ihm endlich die Geduld aus, und er beschloß bei sich selbst, sie auf eine Art zu prostituiren, daß sie ihn künftig wol ungeneckt lassen sollten. Eines Tages, da der größte Theil der Bischöfe am Ufer des Sees beisammen war, nahm er einen Pflug, setzte ihn aufs Wasser, spannte ein Paar Ochsen davor und fuhr damit vor ihrer aller Augen ganz gelassen wie ein Bauer, der sein Feld pflügt, über den See hin und her. Man kann sich vorstellen, ob die Herren Confratres große Augen machten. „Nun, hochwürdige Herren," sagte er zu ihnen, da er seinen Pflug wieder ans Land geführt hatte, „ich habe gepflügt, geht Ihr nun hin und säet, indeß ich hier ein Wenig ausruhe!" — Das mußten die Herren nun wol bleiben lassen! Aber das Wunder des heiligen Bischofs brachte doch die gute Frucht, daß sie sich schämten, eines solchen Mannes gespottet zu haben, ihn um

Verzeihung baten und ihm von Stund an mit größter Ehrerbietung begegneten." — Und so eine Historie erzählt Paul Lukas, ohne nur den Mund zu verziehen! Er sagt zwar nicht, daß er sie für wahr halte; aber er findet sie doch auch nur sehr außerordentlich, und man sieht es ihm ordentlich an, daß er sie recht gern glauben möchte, wenn er es nur irgend möglich zu machen wüßte.

Indessen beweist doch das Alles nichts gegen seine Ehrlichkeit. Das Schlimmste, was sich daraus folgern ließe, wäre: daß Paul Lukas ein Mann war, der allenfalls noch wol betrogen werden konnte, aber nicht, daß er eines Vorsatzes, seine Leser zu betrügen, fähig war. Und warum hätte er ihnen einen solchen Bären aufbinden wollen? Was konnte er für einen Vortheil davon haben? — Ersten Blickes wenigstens läßt sich keiner absehen. Daß er aber aus bloßer Schalkheit, blos um die Leichtgläubigen zum Besten zu haben, so etwas ersonnen und auf eine so ernsthafte Art vorgetragen haben sollte, ihm dies zuzutrauen, dazu finden wir uns auch nicht durch den mindesten Zug in allen seinen Schriften berechtigt.

Wir sehen uns also genöthigt, statt seiner den Usbekischen Derwisch in eine etwas schärfere Untersuchung zu nehmen. Daß Paul Lukas zufälligerweise zu Brussa mit ihm bekannt ward und Alles das aus seinem Munde hörte, was er uns als Ohrenzeuge berichtet, hat (wie wir Ursache haben zu glauben) seine Richtigkeit; der Lügner, der Betrüger ist also der Derwisch.

Aber wer war dieser Derwisch? Wie kam er zu seiner Kenntniß von Flameln? Und was für Bewegungsgründe konnte er wol haben, dem ehrlichen Paul ein so unsinniges Märchen mit solcher Dreistigkeit als die gewisseste Sache von der Welt aufzuhängen?

Der Usbekische Derwisch war nach Allem, was unser Wanderer von ihm berichtet, ein Derwisch, wie es wenige in der Welt giebt. Auch sein Aeußerliches, sagt Lukas, war in der That außerordentlich; doch meldet er uns nicht, worin dies Außerordentliche bestanden habe. Er schien nicht über dreißig Jahre alt zu sein und sprach, wie es scheint, Latein, Spanisch, Italienisch und Französisch mit gleicher Fertigkeit; das letztere wie ein geborner Pariser, wiewol er nie in Frankreich gewesen zu sein versicherte. — Sollte dieser Usbekische Derwisch am Ende wol gar ein europäischer — vielleicht ein mitten in Frankreich geborner Derwisch gewesen sein? Wenigstens müßte er mir

einen sehr beglaubten Geburtsbrief vorweisen, wenn ich ihn für einen gebornen Usbek halten sollte! Bei dem Gegenbesuche, den der Derwisch dem Paul Lukas gab, „theilte er ihm sehr schöne Sachen über die Arzneiwissenschaft mit (ich übersetze hier absichtlich von Wort zu Wort, weil diese Redensart für uns Leser — nichts sagt) und versprach ihm in der Folge noch mehrere. Aber, setzte er hinzu, dies erfordert gewisse Vorbereitungen von Deiner Seite, und ich hoffe, Du werdest noch einst des Lichtes fähig werden, welches ich über Deinen Verstand ausgießen kann."*) Man bemerke diese Erregung unbestimmter Hoffnungen — und besonders die Vorbereitungen, die dazu nöthig sind, um des Lichts und der Aufschlüsse, die ihm der Derwisch geben kann, empfänglich zu werden.

Natürlicherweise wurde die Aufmerksamkeit unsers Reisenden durch diese Reden verdoppelt. Es war also schicklich, ihm allmählich mehr zu sagen. Der Derwisch sprach ihm von den großen Reisen, die er gethan habe, auf eine Art, woraus Lukas schließen mußte, daß dieser Mann, dem er kaum dreißig Jahre gab, schon über hundert sein müsse. — Ich sehe Paul Lukassen immer größere Augen machen; dafür wird ihm aber auch immer mehr Licht gegeben! — „Es sind unser sieben Freunde," fährt der Derwisch fort, „die in der Absicht, immer vollkommner zu werden, die Welt durchstreichen.**) So oft wir uns trennen, bestellen wir einander nach zwanzig Jahren an einen gewissen Ort, wo wir wieder zusammenkommen. Diesmal ist es Brussa; Vier von uns sind bereits da, und wir erwarten täglich die drei Uebrigen."

Paul Lukas bemerkte ein solches Einverständniß unter den vier Derwischen, daß man wohl sah, „es sei kein Zufall, sondern eine langwierige Bekanntschaft, was sie hier zusammengebracht habe." — Diese sonderbaren Menschen machten also, wie man sieht, einen geheimen Orden von einer sehr merkwürdigen Art aus. Daß sie in Brussa in Gestalt Muhamedanischer Derwische erscheinen, muß uns nicht irre machen. Was den Mönch macht, ist nicht die Kutte.

Die Unterhaltung zwischen dem Usbekischen Derwisch und unserm neugierigen Reisenden wird immer wichtiger. Sie ge-

*) J'espère que vous serez quelque jour en état, de profiter des lumières, que je suis en état de répandre dans votre entendement.

**) Die Absicht läßt sich hören, aber das Mittel dazu möchte nicht das sicherste sein.

rathen auf Alchymie und Kabbala, und Lukas (der noch immer nicht merkt, mit wem er's zu thun hat) sagt ihm in der Unschuld seines Herzens: „Diese Wissenschaften und besonders der Stein der Weisen passirten in Europa bei vielen Leuten für sehr chimärische Dinge.“

Das war Wasser auf die Mühle des Derwisch. Seiner Meinung nach war gerade die höchste, die einzige diesen Namen verdienende Philosophie in der Kabbala und in der Wissenschaft, die zum Besitz des Steines der Weisen führt, eingeschlossen, — kurz, er war (wie man es nennen will) ein magischer oder theurgischer oder Hermetischer Philosoph und ein Adept in dieser übernatürlichen Philosophie, folglich ein herzlicher Verächter aller Wissenschaften, die sich auf allgemeine Erfahrung, Beobachtung, Experimente, auf Messen, Rechnen und vernunftmäßige Combinationen gründen. Als ein solcher erklärt er sich nun auch gegen unsern Mann in ziemlich derben Ausdrücken und giebt deutlich zu verstehen, daß Philosophen, die von der Vernunft gegängelt zu werden nöthig haben, in seinem Urtheil nur unwissender Pöbel sind, deren blöde Augen das Licht des wahren Weisen nicht ertragen können. „Der ächte Weise,“ sagt er, „ist der einzige Mensch, dem es zukommt, sich des Philosophirens anzumaßen. Er hängt durch nichts an der Welt. Er sieht Alles um sich her sterben und wieder geboren werden, ohne sich im Mindesten darum zu bekümmern. Er kann sich größere Reichthümer verschaffen, als die größten Könige je gehabt haben; aber er tritt das Alles unter seine Füße, und diese großmüthige Verachtung giebt ihm in der Dürftigkeit selbst eine Größe, die ihn über alle Zufälle erhebt.“

Man kennt diese Sprache! — Es ist das alte Rothwälsch aller Goldmacher, Kabbalisten, Hermesschüler, Magier, kurz, aller angeblicher Wiederhersteller der Menschheit in ihre ursprünglichen Vorrechte — d. i. in das Vermögen, der ganzen Natur zu gebieten, die Sprache aller Thiere zu verstehen, sich die Geister gewogen oder dienstbar zu machen, tausend Jahre alt zu werden, an einem Tage zu Paris und zu Kairo zu sein, sich unsichtbar zu machen, zu fliegen, auf dem Wasser zu gehen u. s. w. Das Seltsame ist nur, daß solche Rodomontaden einem sonst so verständigen Manne wie Paul Lukas nicht stärker auffielen. Mit Allem dem, meinte er, wie viel der Weise auch vor uns gemeinen Menschen voraushaben möchte, müsse er doch wenigstens so gut

wie andere Leute sterben. — „Man sieht wol," erwiderte der Derwisch, „daß Du noch nie einen wahren Philosophen gesehen hast." — Und nun bewies er ihm, das natürliche Alter, das dem Menschen von Anfang an bestimmt gewesen, sei kein geringerer Zeitraum als tausend Jahre; und dieses hohe Alter zu erreichen, sei eines der Vorrechte der Besitzer des Steines der Weisen, in welchem die wahre Medicin liege, durch die der Mensch nicht nur Alles, was das Temperament seiner Natur in Unordnung bringen und zerstören kann, von sich entferne, sondern überhaupt alle die Kenntnisse erhalte, welche Gott in den Verstand des ersten Menschen gelegt habe, und deren dieser durch den Mißbrauch seiner Vernunft verlustig geworden sei.

„Aber", wendete Lukas ein, „unser berühmter Flamel besaß diesen Stein auch, und gleichwol ist es eine ausgemachte Sache, daß er gestorben und begraben ist, wie sich's gebührt." Der Derwisch lachte über die Einfalt des guten Lukas, der sich einbilden konnte, ein Mann wie Flamel sei gestorben wie jeder andre gemeine Erdensohn. „Da ich ihm schon beinahe Alles, was er bisher gesagt hatte, glaubte," spricht unser Wanderer naiv genug, „so erstaunte ich über alle Maßen, wie ich ihn an dem von mir behaupteten Tode Flamel's zweifeln sah." — Das heißt auf gut Deutsch: ich fing an zu glauben, Flamel könnte am Ende doch wol nicht gestorben sein.

Der Derwisch las in der Seele des ehrlichen Lukas. „Du bist also wirklich," sagte er lachend, „so treuherzig und glaubst, Flamel sei gestorben?" — Man bemerke dieses Lachen! Es gehört mit zum Costüme dieser dreisten Gattung von Betrügern, über die simpelsten Aeußerungen des gemeinen Menschenverstandes, wenn sie mit ihren absurden Behauptungen in Widerspruch stehen, ein mitleidig-spöttisches Gelächter zu erheben und durch diesen äußersten Grad der Unverschämtheit schwache Seelen so zu überraschen, daß sie zweifelhaft werden, ob sie, indem sie blos der gesunden Vernunft gemäß sprechen, nicht etwa gar etwas Albernes gesagt haben könnten.

„Du glaubst also," fuhr der Derwisch fort, „Flamel sei gestorben? da irrst Du Dich sehr. Er lebt noch stark; es sind kaum drei Jahre, seit ich ihn und seine Frau in Indien gesehen habe; er ist einer meiner besten Freunde." — Der Derwisch war im Begriff, ihm sogar die Zeit zu nennen, da

er und Flamel zuerst mit einander bekannt geworden seien; aber er hielt auf einmal wieder an sich,*) um ihn vor allen Dingen mit der wahren Geschichte des französischen Adepten bekannt zu machen. Was jetzt folgt, verdient die größte Aufmerksamkeit, weil es uns vielleicht auf die Spur und dem Geheimniß der Person des Usbekischen Derwisch näher bringen wird.

„*Unsrer Weisen*", sprach er, „sind zwar nur *wenige* in der Welt; aber *sie finden sich unter allen Secten* und haben in dieser Rücksicht wenig vor einander voraus. Zu Flamel's Zeit war einer von ihnen der jüdischen Religion zugethan. In seinen jüngern Jahren**) hatte er sich eine Angelegenheit daraus gemacht, die Abkömmlinge seiner Brüder nicht aus dem Gesichte zu verlieren; und da er wußte, daß die meisten sich in Frankreich niedergelassen hatten, so brachte ihn sein Verlangen, sie zu besuchen, dahin, daß er sich *von uns* trennte,***) um diese Reise zu machen. *Wir thaten* unser Möglichstes, ihn davon abzuhalten,†) und er stand verschiedene Male auf unsern Rath von seinem Vorhaben ab. Endlich aber gewann sein gar zu heftiges Verlangen nach dieser Reise dennoch die Oberhand, und er verließ uns, jedoch mit dem Versprechen, so bald als immer möglich wieder bei uns zu sein. Er kam nach Paris, welches schon damals wie jetzt die Hauptstadt des Reiches war. Er fänd, daß die Nachkömmlinge seines Vaters unter der dortigen Judenschaft in großem Ansehen standen, und unter Andern lernte er auch einen Rabbiner seines Stammes kennen, der *die wahre Philosophie* suchte und an *dem großen Werke* (dem Stein der Weisen) arbeitete. Unser Freund ließ sich mit diesem Verwandten in eine vertraute Freundschaft ein und theilte ihm wichtige Aufschlüsse mit. Da aber die Verfertigung der *Materia*

---

*) Warum das? Vermuthlich weil er nicht zu *viel Licht* auf einmal in Lukassens Verstand fallen lassen wollte. Es war schon genug, daß er sich ihm als einen Wundermann, als einen wahren Weisen und Adepten gezeigt hatte; alles Uebrige mußte noch unter einem geheimnißvollen Schleier verborgen gehalten werden; denn es gehören ja *Vorbereitungen*, vermuthlich auch *Prüfungen* dazu, bis Paul Lukas zum Anschauen des vollen Lichtes zugelassen werden konnte.

**) d. i. in den ersten *Jahrhunderten* seines Lebens.

***) Unser Usbekischer Derwisch war also auch dabei? Wie sorgfältig er ist, das, was er nicht *geradezu* heraussagen will, doch so handgreiflich zu verstehen zu geben, daß man ihm eine deutlichere Erklärung gern erläßt!

†) Auch dies ist nicht ohne Absicht. Da diese Reise (wie die Folge ausweist) übel für den *jüdischen Adepten* ablief, so giebt das so ernstliche Abrathen seiner Ordensbrüder zu erkennen, daß ein gewisser hoher Grad der *Divinationskraft* mit zu den *Vorrechten* ihrer erhabenen Gesellschaft gehörte

prima eine langwierige Operation erfordert, so begnügte er sich, die ganze Wissenschaft der Zubereitung des philosophischen Steins schriftlich für ihn aufzusetzen; und um ihn von der Wahrheit dessen, was er geschrieben, zu überzeugen, machte er in seiner Gegenwart eine Projection von neunzig Pfund schlechtem Metall, die er in das reinste Gold verwandelte. Der Rabbiner, den diese Operation mit Bewunderung für unsere Brüder erfüllte, that sein Aeußerstes, um ihn bei sich zu behalten, aber vergebens, weil dieser sein uns gegebenes Wort nicht brechen wollte. Da der Rabbiner nichts über ihn gewinnen konnte, verwandelte sich seine bisherige Freundschaft in den tödtlichsten Haß. Er faßte den schwarzen Entschluß, eines der Lichter der Welt auszulöschen, und fand Mittel, ihn auszuführen. Kurz, er ermordete den Weisen und bemächtigte sich seiner Tincturen und seines ganzen Apparats. Allein er genoß der Früchte seiner Bosheit nicht lange; sein Verbrechen wurde entdeckt, und da deren noch mehrere auf ihn herauskamen, wurde er lebendig verbrannt. Kurz darauf nahm die Verfolgung der Juden zu Paris ihren Anfang, und sie wurden bekanntermaßen alle ins Elend gejagt. Flamel, der besser dachte als seine meisten Mitbürger, hatte kein Bedenken getragen, mit einigen Juden gute Freundschaft zu halten, und passirte bei ihnen für einen Mann von ausgemachter Rechtschaffenheit. Dies war die Ursache, daß ihm ein jüdischer Kaufmann seine Handlungsbücher und sämmtlichen Papiere anvertraute, in der Ueberzeugung, daß er keinen schlimmen Gebrauch davon machen und sie vor dem allgemeinen Brande retten würde. Unter diesen Papieren waren auch die des vorbesagten Rabbiners und die Bücher unsers Weisen. Vermuthlich hatte der Kaufmann, der den Kopf von seinen Handlungsgeschäften voll hatte, keine große Aufmerksamkeit auf diese Dinge verwandt. Aber Flamel besah sie genauer; und da er Figuren von Schmelzöfen, Brennkolben und andern solchen Gefäßen darin fand und mit Recht daraus schloß, daß das große Geheimniß der Weisen darin verborgen sein könnte, ließ er sich das erste Blatt davon übersetzen (denn die Bücher waren hebräisch), und wie er sich dadurch in seiner Meinung bestärkt fand, gab ihm seine Klugheit folgendes Mittel, um unentdeckt hinter das Geheimniß zu kommen, an die Hand. Er ging nach Spanien, wo es beinahe überall Juden gab, und ließ sich an jedem Orte, wo er hinkam, von einem derselben ein Blatt übersetzen. Als er sich auf diese Art eine Uebersetzung

von dem ganzen Buche verschafft hatte, kehrte er nach Paris zurück. Auf der Rückreise machte er sich einen getreuen Freund und nahm ihn mit, in der Absicht, ihm sein Geheimniß zu entdecken, damit er ihm an dem großen Werke arbeiten hälfe; aber eine Krankheit raubte ihm diesen Freund vor der Zeit. Wie er nun zu Paris wieder angekommen war, beschloß er, mit seiner Frau zu arbeiten. Es gelang ihnen; und da sie zu unermeßlichem Reichthum gekommen waren, ließen sie verschiedene große öffentliche Gebäude aufführen und bereicherten mehrere Personen. Dies erregte endlich die allgemeine Aufmerksamkeit. Flamel sah voraus, man werde sich seiner Person versichern, sobald man von ihm glaube, daß er den Stein der Weisen besitze; und es war nicht zu erwarten, daß man ihm nach dem Aufsehen, das seine großen Schenkungen gemacht hatten, diese Wissenschaft nicht sehr bald zutrauen werde. Er fand also als ein wahrer Philosoph, dem nichts daran gelegen ist, ob er in der Meinung der Menschen lebt oder todt ist, ein Mittel, zu entfliehen, indem er seinen eigenen und seiner Frauen Tod unter die Leute brachte."

Hier fährt der Derwisch fort, die ziemlich romanhafte Art, wie Flamel diesen Gedanken ins Werk gerichtet habe, mit allen den Umständen zu erzählen, die wir oben schon von Herrn G—e vernommen haben. „Und dies", setzte er hinzu, „ist Flamel's wahre Geschichte und nicht das, was Du davon glaubst, noch das, was man thörichterweise zu Paris davon denkt, wo wenige Personen von der wahren Weisheit Kenntniß haben."*)

Bei Vergleichung dieser Erzählung des Derwisch mit derjenigen, die uns der Ungenannte aus Flamel's eigener Beichte gemacht, wird man finden, daß sie der letztern nicht nur in vielen wesentlichen Umständen widerspricht, sondern auch, daß sie in einem ganz andern Geiste und zu einer ganz andern Absicht gemacht ist als die Flamelische. Der Pariser Bürger wollte sich (wie ich oben ausführlicher gezeigt habe) durch sein Märchen nur aus einer Verlegenheit helfen; er war so weit entfernt, zu besorgen, daß ihm die Entdeckung seiner so wunderbar erlangten geheimen Wissenschaft böse Händel zuziehen werde, daß er sich vielmehr im Gegentheil dadurch sicherzustellen hoffte. Mit dem Märchen des Derwisch hingegen hat

*) Also doch einige.

es eine ganz andere Bewandniß. Er fängt seine Ilias beim Ei der Leda an und erzählt Flamel's Geschichte, die er im Grunde nur als Episode behandelt, wie es seinem System und seiner Absicht gemäß ist, unbekümmert, ob sie mit den alten Urkunden, die zu Paris liegen und ihm vermuthlich ebenso unbekannt waren als dem Paul Lukas, zusammentreffen oder nicht.

Alles, was der Usbekische Derwisch in dieser zweiten Conversation mit unserm Reisebeschreiber von sich, von seinen Brüdern, von Flameln und von der wahren Philosophie überhaupt gesprochen hat, scheint mir so beschaffen zu sein, daß auch Ungeweihte meinesgleichen mit dem Geheimnisse seiner Person ziemlich bekannt dadurch werden.

Er ist mit noch sechs andern Adepten auf eine sehr enge Art verbunden, und der noch lebende Flamel ist keiner von diesen Sechsen, ungeachtet er einer seiner vertrautesten Freunde ist. Sollte dies nicht sehr klüglich von dem Derwisch ausgedacht sein, damit Lukas nicht auf den ganz natürlichen Einfall kommen könne, seine Ankunft abzuwarten? — Doch dem sei, wie ihm wolle, es giebt also mehrere solche Weise unter allen Religionsparteien; sie stehen (wie natürlich) in sehr enger Verbindung mit einander, sie sind Brüder. Das, was sie zu den außerordentlichen Menschen macht, die sie sind, ist, daß sie sich im Besitze der wahren Philosophie befinden.

Diese Philosophie ist auf die kabbalistische Theorie vom Menschen, nämlich auf den Grundbegriff gebaut: daß der Mensch in seiner ursprünglichen Vollkommenheit ganz etwas Andres gewesen sei, als er jetzt ist; daß er ein lebendiges Abbild des großen Adam Kadmon oder urbildlichen Gottmenschen (des ersten und reinsten Ausflusses aller göttlichen Kräfte und Eigenschaften) und daher im Genuß einer ewigen Jugend und Unsterblichkeit, ein vertrauter Freund der höhern Geister, ein Herr der ganzen sichtbaren Welt und der Besitzer einer unendlichen Menge geheimer Wissenschaften und wundervoller Künste gewesen sei.

Die Wiederherstellung der menschlichen Natur in diese ihre ursprüngliche oder wenigstens in eine derselben nahekommende Vollkommenheit ist das große Geheimniß jener wahren Philosophie, die mit Einwilligung des allerhöchsten Urwesens schon dem Vater aller Menschen, Adam, nach seinem Falle und nach der langwierigen ernstlichen Buße, die er deswegen that, von höhern Geistern aus mitleidiger Freund-

schaft mitgetheilt worden ist und sich von dieser Zeit an durch Tradition und hieroglyphische oder andere geheime Schriften unter einer kleinen Anzahl auserwählter Adamskinder erhalten und fortgepflanzt hat. Seth, Henoch, Noah, Moses, Salomon, Elias, Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orpheus in den ältern, und König Geber, die arabischen Aerzte Adfar und Avicenna, der Einsiedler Morien, Artephius,*) Raymund Lullus, Nikolas Flamel, Basilius Valentin u. v. A. in neuern Zeiten, waren Glieder dieses wundervollen Ordens, der sich (wie unser Derwisch sehr richtig sagt) unter Juden, Christen, Muhamedanern und Heiden ausgebreitet — und, da er verschmitzten und dreisten Betrügern so außerordentlich große Vortheile über die schwächste Seite der Menschheit giebt, sich aller Aufklärung zu Trotz sogar mitten in Europa bis auf diesen Tag erhalten hat.

Das höchste Geheimniß dieses Ordens, das unter dem Namen des Steins der Weisen verborgen wird, brgreift also unendlichemal mehr in sich als die bloße Operation, geringere Metalle in Gold zu verwandeln. Diese sowol als das Geheimniß, tausend Jahre und noch länger im Genuß einer vollkommnen Gesundheit zu leben, ist nur ein kleiner Theil der wundervollen Wissenschaften und Vorrechte des wahren Weisen. Daher sprechen alle Adepten, d. i. Diejenigen, die uns gern bereden möchten, daß sie es seien, von der Kunst, Gold zu machen, als einer armseligen Kleinigkeit, die in ihren Augen so verächtlich ist, daß sie sich nicht einmal damit abzugeben würdigen; — eine sehr sinnreiche Art, uns begreiflich zu machen, warum diese Herren meistens in ziemlich lumpiger Gestalt erscheinen und alle ihre zeitliche Habe ganz bequem in einem Schweißtüchlein mit sich führen können.

Daß der Usbekische Derwisch mit seinen sechs Freunden zu diesem Orden gehört habe, wird nun wol nach Allem dem, was uns Lukas aus seinem eigenen Munde erzählt hat, schwerlich einem meiner Leser zweifelhaft scheinen können. Denn wiewol das, was er unserm ehrlichen Wanderer davon eröffnet, nur einzelne Lichtstrahlen sind, die er nach und nach in seine Seele fallen läßt, so hat er doch, Alles zusammengenommen, genug gesagt, um uns zu überzeugen, daß seine Philosophie

*) Es existirt ein geheimes Buch von diesem Adepten, worin er sagt, er habe es in einem Alter von tausend Jahren geschrieben.

und diejenige, die ich so eben nach ihren Hauptzügen skizzirt habe, eine und ebendieselbe sei. — Lukas sagt am Ende seines Berichts von seiner Unterredung mit diesem Derwisch ausdrücklich: „Ich übergehe verschiedene andere noch weniger glaubliche Dinge, die er mir in einem ebenso zuversichtlichen Ton erzählte.“ — Vielleicht betrafen gerade diese noch weniger glaublichen Dinge einen Punkt, worüber das Stillschweigen des Derwisch manchem unsrer Leser aufgefallen sein mag, nämlich die Verbindung der Weisen mit der Geisterwelt, ihre Freundschaft mit den guten Geistern, ihre Gewalt über die bösen, ihr Vermögen, Verstorbene erscheinen zu lassen, und dergleichen. Gesetzt aber auch, der Derwisch hätte von diesem Allen nichts erwähnt, so ist die Art, wie er sich selbst als einen wirklichen Adepten ankündigt, und wie er sich über die Natur und den Gebrauch des Steines der Weisen erklärt, vollkommen zureichend, ihn ganz unverkennbar als einen Anhänger der mehrbesagten schwärmerischen Morosophie zu charakterisiren.

Es gab also im Jahre 1705 eine geheime Gesellschaft solcher Adepten in dem türkischen Reiche, die sich vermuthlich irgend eines besondern, des Geheimnisses bedürftigen Zweckes, worin er auch bestanden haben mag, bewußt waren, vielleicht auch (wie man aus ihrem beständigen Herumreisen und aus ihrer Kenntniß mehrerer europäischen Sprachen natürlich schließen muß) mit Andern ihres Gelichters in Europa in Verbindung standen und unsichtbarerweise allerlei Dinge wirkten, von deren wahren Triebrädern wir andern Profanen und unsre Vorfahren uns wenig träumen ließen. Aber so wie allerdings zu glauben ist, daß diese geheime Brüderschaft zu Brussa (die aller Wahrscheinlichkeit nach ihre tausend Jahre noch nicht vollendet hat und also noch gegenwärtig bei Leben ist) für die Fortpflanzung ihres Ordens gehörige Sorge tragen werde, so ist nicht weniger zu vermuthen, daß sie auch in den drei bis vier letztverflossenen Jahrhunderten nicht immer so unsichtbar und unthätig geblieben sein könne, daß sich nicht schon lange vor der zufälligen Bekanntschaft, die der ehrliche Lukas mit ihnen gemacht, Spuren ihres Daseins und ihrer Wirksamkeit finden sollten.

Ich müßte mich sehr betrügen, oder der gewaltige Lärm, den im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts das durch die ganze Christenheit in Europa ausgestreute Gerücht von der Gesellschaft des Rosenkreuzes verursachte, war nicht so ganz blinder Lärm, wie uns einige Gelehrte haben bereden wollen.

Immer mag in die Erzählung von dem angeblichen Stifter dieses geheimen Ordens, Christian Rosenkreuz, viel Unrichtiges eingemischt sein, vielleicht mit Absicht, vielleicht auch, weil die im Jahre 1610 in fünferlei Sprachen ausgestreute Broschüre: Fama Fraternitatis laudabilis Ordinis Roseae Crucis, nicht aus der Quelle selbst, sondern wirklich aus bloßen Gerüchten, worin das Wahre immer mit falschen Zusätzen legirt zu sein pflegt, entsprungen war; aber etwas Wahres, das mit unserm Usbekischen Derwisch und seinen Brüdern in Beziehung steht, mag doch immer an der Sache sein.

„Christian Rosenkreuz“, heißt es, „geboren im Jahre 1388, unternahm eine Wallfahrt zum heiligen Grabe und wurde darauf zu Damas mit chaldäischen Weisen bekannt, die ihn in den Geheimnissen der magischen und kabbalistischen Philosophie einweihten. Er erweiterte seine auf diesem Wege erworbenen Wissenschaften durch Reisen in Aegypten und Afrika und wurde nach seiner Zurückkunft der Stifter einer durch die Bande der engesten Freundschaft, Treue und Verschwiegenheit verbundenen Brüderschaft, die nur aus wenigen Mitgliedern bestand, und in deren Schooß er die Mysterien der erhabenen Weisheit, die er aus den Morgenländern mitgebracht hatte, vornehmlich den Stein der Weisen und kraft dessen auch die Universalmedicin und die Kunst, die unedeln Metalle in Silber und Gold zu verwandeln, als ein ewiges und heiliges Fideicommiß niederlegte. Nach seinem Tode, der in seinem hundertundzwanzigsten Jahre ohne Krankheit erfolgte, erhielt sich die von ihm gestiftete geheime Gesellschaft (als eine Schwester oder Tochter jener morgenländischen zu Damas) noch eine geraume Zeit im Verborgenen, bis ihr Dasein endlich, ohne daß man sagen kann, wie und durch wen, um vorbesagte Zeit entdeckt wurde.“ [1])

In dieser Erzählung ist das Falsche leicht vom Wahren abzusondern. Jedermann weiß, daß es damals keine eigentlich sogenannten Chaldäer mehr gab. Unter den chaldäischen Weisen, von welchen Rosenkreuz in der heiligen Magie und Kabbala unterrichtet wurde, können also keine andre als Weise von dem Orden unsers Usbekischen Derwisch gemeint

---

[1]) Ueber die Rosenkreuzer hatte Herder in ganz anderm Sinne im Teutschen Merkur, 1782. I. S. 227ff., gegen Nicolai gehandelt. Vergl. den XVII. Theil unserer Ausgabe von Herder's Werken. — A. d. H.

sein; und was hindert uns zu glauben, daß es ebendieselbe Gesellschaft war, mit welcher Paul Lukas im Jahre 1705 zu Brussa bekannt wurde, da wir wissen, daß sie schon zu Flamel's Zeiten in voller Activität und mit dem jüdischen Kabbalisten, dem Verfasser des Buches, woraus Flamel das Geheimniß des Steines der Weisen lernte, in Bündniß stand? — Aber irrig und lächerlich ist es, wenn vorgegeben wird, Christian Rosenkreuz, der doch den Stein der Weisen besaß, sei in einem Alter von hundertundzwanzig Jahren gestorben. Wie? ein Mann wie er sollte so jung gestorben sein? Verschwunden, aus den Augen seiner Brüder von den geringern Graden verschwunden mag er sein; gestorben ist er so wenig als Flamel; ganz gewiß lebt er noch und regiert vermuthlich mit ihm und dem Usbekischen Derwisch und seinen Brüdern unsichtbarer- und unbekannterweise die in diesem unserm Jahrhundert so weit ausgebreitete Brüderschaft des weisen Volkes, das an Magie und Kabbala, Geisterseherei, Goldmacherei und künstliche Verlängerung des Lebens glaubt; — eine Menschenclasse, die vermuthlich nicht aussterben wird, so lange das Verlangen nach den wundervollen Ringen, die sich Lucian's Timolaus wünschte, die blinde Seite der Menschheit bleiben wird.

Sollte ich nach allem bisher Gesagten nöthig haben, die Person, die Brüderschaft, das Geschäft und den großen Zweck des Usbekischen Derwisch noch mehr zu enthüllen oder mich deutlicher über das, was ich von ihnen halte, zu erklären? Der muß wol sehr blind sein, der nicht durch ein Sieb sehen kann, sagt das Sprichwort. Wer Augen hat, zu sehen, der sehe!

Paul Lukas hatte, wie es scheint, keine Augen, zu sehen. Es ist beinahe unbegreiflich, wie er mit so vieler Neugier nicht noch mehr und gerade so viel hatte, als nöthig war, um tiefer in das Geheimniß einer so außerordentlichen Person einzudringen: — eines Menschen, der wie ein Mann von dreißig Jahren aussah und wie einer von fünfhundert sprach — der den Stein der Weisen zu haben vorgab — der ihm sogar Hoffnung machte, ihm nach gehöriger Vorbereitung die erhabensten Kenntnisse mitzutheilen! Wie konnte er an einem Menschen, der solche Dinge vorgab, solche Märchen für Wahrheit erzählte, nichts Andres als einen Mann von seltner Wissenschaft und ungewöhnlich großem Genie sehen? Wie konnte ihm an einem Menschen, an dem Alles Verdacht erwecken mußte, nichts verdächtig vorkommen? Ich gestehe, bei-

nahe wird er mir durch eine so unbegreifliche Arglosigkeit selbst verdächtig.

Herr S—e läßt ihn zwar sagen: er könne Alles dieses (nämlich was ihm der Derwisch bei Gelegenheit Flamel's erzählt hatte) nicht glauben. Aber, mit Erlaubniß, Lukas sagt nur, er übergehe viele andere noch weniger glaubliche Dinge (des choses encore moins croyables), die er von ihm gehört habe. Und gesteht er nicht besser oben, er hätte ihm beinahe alles Uebrige (was er ihm gesagt hatte, ehe noch von Flameln die Rede war) geglaubt? und dieses Uebrige waren doch sehr wenig glaubliche Dinge! — Das Wahre von der Sache scheint, daß der gute Lukas wie so viele andre wackere Leute selbst nicht recht wußte, was er glaubte oder glauben sollte. Er scheint, nach seinem ganzen Buche zu urtheilen, ein Mann von ziemlich gesundem Menschenverstande, aber wenig Imagination, vielerlei, aber nichts weniger als tiefen Kenntnissen, ein Liebhaber curioser Dinge, ohne alle Anlage zur Schwärmerei, wiewol von den Vorurtheilen des großen Haufens nicht ganz frei gewesen zu sein. Billig kommt auch etwas von den letztern auf Rechnung seiner Zeit. Ueberdies war er kein müssiger Reisender: er hatte Aufträge von seinem Könige; sein Geschäft war, alte Münzen und Manuscripte aufzusuchen und einzuhandeln; sein künftiges Glück hing an guter Ausrichtung dieses Geschäftes, und er verlor es daher nie aus den Augen. Wirklich hatte er auch (wie es scheint) mit dem Usbekischen Derwisch blos deswegen Bekanntschaft gemacht, um ihm gewisse Handschriften, die er gekauft hatte, zu zeigen und sein Urtheil darüber einzuholen; alles Uebrige war zufällig. Das Außerordentliche in der Person und den Reden dieses Derwisch interessirte ihn — er ließ sich also näher mit ihm ein; es interessirte ihn nicht so sehr, daß er Lust bekommen hätte, sich tief einzulassen; dazu müßte er einen ganz anders organisirten Kopf und keine so weit von dergleichen Speculationen abführende Geschäfte gehabt haben; aber es interessirte ihn doch genugsam, um dem Derwisch mit so viel Aufmerksamkeit und mit einem Erstaunen, das so nahe an Glauben grenzte, zuzuhören, daß dieser auch ohne eine andere Absicht unvermerkt Lust bekommen mußte, ihm recht viel vorzulügen.

Alles zusammengenommen, scheint mir Lukas bei dieser ganzen Sache aufrichtig und arglos zu Werke gegangen zu sein; er erzählt sie in eben dem Tone, wie er von den zwanzig-

tausend Pyramiden spricht, die er zu Jurkup gesehen hat. „Ich habe", sagt er in seiner Zueignungsschrift an Ludwig XIV., „mehr als einmal Griechenland, Kleinasien, Persien, Syrien, Aegypten und Afrika durchwandert und habe dort mit vielen Gefahren eine große Menge Münzen, geschnittne Steine, alte Handschriften und andere nützliche Curiositäten gesammelt, die im Cabinet und in der Bibliothek Ew. Majestät Platz gefunden haben. Aber, Sire, es giebt Raritäten, deren man nur mit dem Verstande habhaft werden, und die man Andern nur durch die Rede mittheilen kann. Da diese nicht weniger kostbar sind als die andern, so habe ich große Sorge getragen, sie zu sammeln, um sie Ew. Majestät ebenfalls anzubieten, und diese sind in dem Buch enthalten, das ich Ihnen zu überreichen mir die Freiheit nehme." — Ganz gewiß dachte hier Lukas auch an seinen Derwisch von Brussa; denn der ist doch wol die größte Rarität in seinem ganzen Buche.

Wenn ich nicht irre, so liegt in dem, was ich von dem Charakter des Paul Lukas gesagt habe, auch die Beantwortung der Frage: was für Bewegungsgründe der Derwisch haben konnte, ihm so viel unsinniges Zeug aufheften zu wollen. — Ohne Jemanden in seinem eigenen Urtheile über diese außerordentliche Person Maß geben zu wollen, betrachte ich den mehrbesagten Derwisch, offenherzig zu reden, als einen Menschen von der Classe und Brüderschaft eines St. Germain, Schröpfer, Cagliostro oder, was bei mir einerlei ist, des Armeniers in Schiller's Geisterseher und des weisen Misphragmutosiris im Stein der Weisen. Diese Herren (deren Zweck bekanntermaßen blos die Veredlung der menschlichen Natur sowol als der Steine und Metalle und die schon von den Rosenkreuzern des vorigen Jahrhunderts angekündigte Beschleunigung des goldnen Weltalters ist) machen, wie es scheint, schon seit Jahrhunderten eine Art von unsichtbarer Kirche oder Republik aus, und wiewol man eben nicht verbunden ist, das, was der Derwisch von ihrem langen Leben rühmt, im buchstäblichen Verstande zu nehmen, so glaube ich doch gern, daß man in gewissem Sinne sagen könne, ihre Gesellschaft sterbe nicht, weil sie (so gut als die Mönche) dafür sorgen, daß keine leer gewordene Stelle unbesetzt bleibe. Es versteht sich also von selbst, daß sie immer bereit sind, ihrem Orden Proselyten, Gläubige und Beförderer anzuwerben, sobald ihnen Leute aufstoßen, an welchen sie einige Kennzeichen der Empfänglichkeit für ihre

Geheimnisse zu entdecken glauben. Findet sich dann schon, daß Einer, mit dem man sich bis auf einen gewissen Punkt eingelassen hat, nicht zu einem wirklichen Ordensgliede taugt, so ist er doch vielleicht, auch ohne sein Wissen und Wollen, zu Beförderung irgend einer Absicht der erhabenen Adepten, die an der Spitze der löblichen Brüderschaft stehen, zu gebrauchen. Dies scheint nun gerade bei Paul Lukas der Fall gewesen zu sein. Es ist wol möglich, daß die Disposition, die der hochwürdige Bruder Derwisch anfangs an ihm wahrzunehmen glaubte, ihn bewogen haben könne, ihm solche historische Notizen von den Geheimnissen des Ordens zu geben, die seine Empfänglichkeit für das kabbalistische Licht auf die Probe stellen konnten. Da sich's aber zeigte, daß Lukas in den Grenzen einer kalten Bewunderung stehen blieb und kein Verlangen bezeigte, in das innere Heiligthum des mysteriösen Tempels, dessen Außenseite er anstaunte, eingeführt zu werden, so ließ es der Derwisch bei dem Gesagten bewenden, zufrieden, es einem Manne gesagt zu haben, der es wiedersagen und bei seiner Nachhausekunft nicht ermangeln würde, es durch seine Reisebeschreibung bekannt genug zu machen. Konnte Lukas nicht auf diese Weise ohne sein Wissen ein Werkzeug sein, die Famam fraternitatis (die vielleicht damals einen solchen Trompetenstoß nöthig hatte) von Neuem durch alle Lande erschallen zu machen? Konnte dadurch nicht mancher schlummernde Bruder wieder erweckt, mancher homo bonae voluntatis aufmerksam gemacht und zum Suchen angetrieben, ja vielleicht dem ganzen Institut wieder neues Leben, neue Thätigkeit, auch wol in der Folge eine bessere Form, ein bestimmterer Plan und unsern Zeiten angemessnere Zwecke gegeben werden?

Ich will diese Vermuthung für nichts mehr, als was sie ist, gehalten wissen und unterwerfe sie wie diesen ganzen Aufsatz dem Urtheil der Leser, allenfalls auch der Berichtigung oder weitern Aufklärung Derjenigen, die mehr als ich von solchen Dingen wissen, und begnüge mich, zum Schlusse mit Oberon zu sagen:

„Nur wer das Licht nicht scheut, der ist mit mir verbrüdert!"

Ueber Alexander Dow's Nachrichten von den Fakirn in Ostindien.

Dieser Aufsatz erschien zuerst im Teutschen Merkur vom Jahr 1775, II. S. 152—156, und hat dort die Ueberschrift: „Unterthänige Zweifel gegen das classische Ansehen des Hrn. A. Dow, in seiner Nachricht von den Fakirn". In Wieland's Ausgabe seiner Werke ist er in den Supplementen, Bd. 6, unter die Litterarischen Miscellaneen aufgenommen.

Ich wünschte wol von Jemand, der in der Wissenschaft des Möglichen weiter gekommen wäre als ich, unterrichtet zu werden, ob es natürlicher Weise möglich sei,

„daß ein Mann seinen Arm in Einem fort so lange in die Höhe halte, bis er ganz steif wird und sein ganzes übriges Leben hindurch in dieser Stellung bleibt," —

und wie hoch wol der besagte Mann mit seinem steif emporstehenden Arme sein ganzes übriges Leben bringen würde.

Ingleichen, ob es möglich sei,

„daß ein Mensch seine Fäuste so fest zusammendrücke, bis ihm die Nägel in die flache Hand einwachsen und auf der obern Hand wieder herauskommen."

Item:

„ob Einer dadurch, daß er sein Gesicht immer über die Schulter dreht, es endlich so weit bringen könne, daß sein Kopf mit dem Gesichte rückwärts stehen bleibe."

Herr Alexander Dow, Oberstlieutenant in Diensten der englischen ostindischen Compagnie, versichert uns sehr ernsthaft,*) daß die hindostanischen Fakirn die Leute seien, die Alles dies möglich machen können.[1]) Er sagt uns zwar nicht, daß er diese Fakirischen Zeichen und Wunder mit eignen Augen gesehen

*) In seiner 1773 zu Leipzig übersetzten Abhandlung zur Erläuterung der Geschichte, Religion und Staatsverfassung von Hindostan, S. 19.

[1]) Der Herausgeber von Wieland's Werken, J. G. Gruber, bemerkt zu dieser Stelle: „Alexander Dow, ein Schottländer, der eine Reihe von Jahren als Obristlieutenant in Diensten der ostindischen Compagnie gestanden hatte, fügte jedem Bande seiner History of Hindostan, translated from the Persian of Muh. Cus. Ferishta, London 1768, eigne Abhandlungen bei. Diese erschienen

und mit gebührender philosophischer Hartglaubigkeit beobachtet habe; allein da er sich viele Jahre lang in Hindostan aufgehalten und in den wichtigsten Capiteln seines Buches als ein Mann von vielem Verstande erscheint, so läßt die positive Art, wie er sich über die Wirklichkeit derselben ausdrückt, nicht anders denken, als daß er seine Nachrichten von den Fakirn für historische Wahrheit angenommen wissen wolle.

In der That ist es auch mit dem besten Willen von der Welt (den wir andern ungereisten Leute mitbringen, wenn wir uns hinsetzen, die Erzählungen solcher großer Wanderer zu lesen) nicht allemal möglich, über unsre Vernunft so völlig Meister zu werden, als es die Herren Wanderer oft zu wünschen Ursache haben. Es giebt gewisse Dinge, die man einem Erzähler nicht glauben kann, und wenn er uns auch, wie dort Lucian, bei den Grazien, den Göttinnen der Gefälligkeit, beschwüre, ihm unsern Glauben nicht zu versagen.

Eine kleine Vorsichtigkeitsmaxime, die besagter Lucian den Geschichtschreibern empfiehlt,*) ist Keinem unentbehrlicher als Dem, der als Augenzeuge auftritt, um uns Nachrichten von weit entfernten und wenig bekannten Völkern mitzutheilen. „Wenn", sagt er, „dem Geschichtschreiber auch zuweilen ein Märlein in seinen Weg läuft, so mag er's immer erzählen, nur nicht, als ob er wollte, daß wir's ihm glauben, sondern es dahingestellt sein lassend, so daß Jeder die Freiheit behält, davon zu glauben, was ihm gut däucht."

Von einem Schriftsteller, dessen Werk (wie der deutsche Vorbericht zu Dow's Reisebeschreibung sagt) ein classisches Ansehen in der Geschichte bekommen soll, kann man eine solche Behutsamkeit um so mehr fordern, da es unstreitig gar nicht

---

sowol in Frankreich als in Deutschland abgesondert übersetzt, und auf diese „Abhandlungen zur Erläuterung der Geschichte, Religion und Staatsverfassung von Hindoston", Leipz. 1773, beziehen sich Wieland's Bemerkungen. Je mehr Dow fast auf allen Seiten mit Holwell u. A. in Widerspruch gerieth, desto begieriger mußte man auf die Entscheidung werden, auf welcher Seite sich die reinere Wahrheit befinde. Dow ist fast allgemein für unkritisch anerkannt worden, und selbst Sonnerat, der von allen Büchern über indische Mythologie das von Dow am Meisten empfahl, fand hierin wenig Beistimmung.

„Die Fakirn, von denen er hier redet, sind eigentlich die Sanyassi, Bramanen, die in den Stand der Einsiedler, und zwar von der strengsten Observanz, übergetreten sind, worin man durch vielerlei, zum Theil höchst raffinirte körperliche Selbstpeinigungen auf die Vereinigung mit der Gottheit vorzubereiten meint. Wie weit hierin die Schwärmerei gehen könne, lehrt uns ja auch unsre Religionsgeschichte." — A. d. H.

*) In der Abhandlung, Wie die Historie zu schreiben sei.

vonnöthen ist, daß die Anzahl der classischen Unwahrheiten, so wie sie auf der einen Seite täglich abnimmt, auf der andern täglich wieder mit neuen rekrutirt werde.

Man kann freilich mit ebenso gutem Grunde fragen: „Was ist unmöglich?" als Pilatus fragte: „Was ist Wahrheit?" Aber gleichwol sollte ein Mann bedenken, daß ein großer Unterschied ist, ob er von Jemand erzählt, er habe sich auf einem Seile auf den Kopf gestellt, oder, er habe, nachdem man ihm den Kopf abgeschlagen, seinen Kopf, wie die heilige Regula zu Zürich, unter den Arm genommen und sei frisch auf und davon gegangen.

Anmerkungen

über Alexander Dow's Nachrichten

von der

Religion der Braminen.

Erschienen im Teutschen Merkur 1775, II. S. 156–167. — In Wieland's Werken, Bd. VI. der Supplemente (1798), unter den Litterarischen Miscellaneen.

So apokryphisch obige Erzählungen des Herrn Dow von den Fakirn sein mögen (wiewol sie im Grunde wenig mehr sagen, als was andere ältere Wandersmänner auch schon erzählt haben), so sind sie doch nicht das Einzige, weswegen ich eben nicht so gar eilfertig sein möchte, seinem Buche ein classisches Ansehen einzuräumen. Der zuversichtliche Ton, womit er uns bereden will, daß wir von den Missionarien und Reisebeschreibern übel betrogen würden, wenn sie uns die Religion der Hindus als wahren Götzendienst und die Theologie der Braminen als einen verworrenen Klumpen abgeschmackter Märchen und kindischer Allegorien vorstellen, scheint mir wenigstens ebenso verdächtig und macht eine Warnung, seinem Vorgeben nicht ohne die schärfste Prüfung Glauben beizumessen, um so nöthiger, je mehr er sich durch eine Behauptung, welche die Ehre der Menschheit zu retten scheint, eines günstigen Vorurtheils bei seinen Lesern versichert.

„Wir halten es", sagt Dow,*) „für einen ausdrücklichen Irrthum, der aus der Eitelkeit der Anhänger besonderer Religionssysteme entstand, daß jemals zu einer Zeit oder in einem Lande die menschliche Vernunft so verdorben gewesen sei, daß sie das Werk der Hände anstatt des Schöpfers des Ganzen angebetet habe. Aufmerksame Forscher des menschlichen Gemüths werden finden, daß der gesunde Menschenverstand in den Sachen der Religion unter allen Nationen ziemlich gleich getheilt ist. Die Offenbarung und die Philosophie haben zwar (wie man bekennen muß) einige von den abergläubischen Auswüchsen und Ungereimtheiten abgeschnitten, welche natürlicherweise in schwachen Gemüthern in einer so geheimnißvollen Materie entstehen; allein es ist gar sehr zu zweifeln, ob der Mangel an diesen nothwendigen Verbesserern der Religion jemals eine Nation in

*) S. 57 der angezogenen Abhandlung.

grobe Abgötterei gezogen habe, wie viele unwissende Eiferer vorgegeben haben."

Wenn Dow mit dieser Stelle sonst nichts hätte sagen wollen als dies: es sei niemals keinem Menditen eingefallen, seinen heiligen Bock, keinem Pelusier, seine Meerzwiebel, keinem Neger, seinen Fetisch, und keinem Einwohner diesseits oder jenseits des Ganges, irgend einen von seinen dreißig Millionen Göttern für die erste ewige Grundursache aller Dinge zu halten, — so hätte er freilich etwas gesagt, dessen Gegentheil noch keinem Menschen zu behaupten eingefallen ist. Aber dann hätte es ebensowol ungesagt bleiben mögen. Denn wem ist unbekannt, daß die Abgötterei, womit (hauptsächlich durch Schuld der Priesterschaft) der größte Theil des menschlichen Geschlechts von je her angesteckt war und noch ist, nicht in der Leugnung einer ersten geheimnißvollen Grundursache, sondern in dem, was Shaftesbury Dämonismus nennt, bestehe, d. i. in abgöttischer Verehrung einer Menge vorgeblicher Untergottheiten, Schutzgeister, guter und böser Dämonen, und in dem Aberglauben, den man mit den Bildern dieser Götter oder auch mit den Namen und Symbolen der ersten Grundursache treibt. — Nichts ist gewisser, als daß unter allen gut oder übel policirten Völkern, von den Aegyptiern bis zu den Japanern, kein einziges gewesen, dessen Priester oder Gelehrte nicht eine geheime Theologie gehabt hätten, worin das Dasein einer ersten Grundursache angenommen und von den mancherlei Ausflüssen derselben sowol als von den Mitteln, wieder in sie zurückzufließen, von Göttern und Geistern, Himmeln und Welten, Seelenwanderungen, periodischer Vernichtung und Wiedererschaffung der Dinge u. s. w. viel hochtönendes, fanatisches, nonsensicalisches Zeug geschwatzt worden wäre. Es ist also weder etwas Sonderbares noch Unbekanntes, daß die Vedams und Schasters oder die heiligen Bücher der Braminen von dergleichen metaphysisch-allegorisch-phantastischem Plunder voll sind, und Dow hat uns darüber nichts Wesentliches gesagt, was die malabarischen Missionarien, La Croze, Mignot und Andre nicht schon lange gesagt und zum Theil weit besser auseinandergesetzt hätten.

Das System des Ausflusses aller Dinge aus Gott liegt allen morgenländischen Religionen (die jüdische ausgenommen) zum Grunde; aber da kein ander System dem Dämonism und Fanatism beförderlicher noch in jeder Betrachtung geschickter ist, die Herrschaft betrügerischer Priester über die unterdrückte

Vernunft abergläubischer Laien fester zu gründen, so hat die Religion wenig dadurch gewonnen.

Was hilft es also, um die allgemeine, auf unleugbare Zeugnisse gegründete Meinung von dem höchst abgeschmackten Götzendienste der Ostindianer zu vernichten, wenn uns Dow sehr ernsthaft versichert, „daß die Braminen, gegen die Vorstellungen, die man sich von ihnen in Europa bilde, unveränderlich die Einheit, Ewigkeit, Allwissenheit und Allmacht Gottes glaubten; daß die Vielgötterei, deren man sie beschuldige, nichts mehr als eine symbolische Verehrung der göttlichen Eigenschaften, und alle die unzähligen Götter, die in Indien unter unzähligen Namen verehret werden, nichts als verschiedene Benennungen der Eigenschaften (richtiger der Ausflüsse und Modificationen) der ewigen Grundursache seien"? — Wird die Theosophie der Braminen dadurch besser? Ist der größte Theil unter ihnen darum weniger unwissend oder fanatisch? Werden die zahllosen Völkerschaaren um den Ganges darum weniger auf die kläglichste Weise von ihnen betrogen? Wimmelt Indien darum weniger von Pagoden, ungeheuern Götzenbildern, Amuleten und Lingams, Wahrsagerei und Zeichendeuterei? Und verdienen die Braminen weniger den Vorwurf, daß sie schnöde Diener des Aberglaubens und eines der Gottheit höchst unwürdigen Dienstes sind, weil sie von den Thorheiten selbst nichts glauben, in welchen sie um ihres Gewinnes willen die übrigen Laien gefangen halten?

Man kann die Priester aller abergläubischen oder dämonistischen Religionen in drei Gattungen eintheilen, die man um ihrer äußerlichen Gleichförmigkeit willen nicht mit einander verwechseln muß.

Die erste, und vielleicht die zahlreichste, besteht aus Schwachköpfen, die, weil sie selbst betrogen sind, den Namen der Betrüger nicht verdienen. Es sind Blinde, die andern Blinden den Weg weisen, blöde, unerleuchtete Köpfe, die sich nie haben einfallen lassen, zu zweifeln, ob der Unsinn, den sie lehren, auch wol — Unsinn sein könnte; kurz, die selbst so unwissend und abergläubisch sind als der Pöbel, den sie treulich und ohne Gefährde in seinem wohlhergebrachten Aberglauben unterhalten.

Die andere Gattung besteht aus Schlauköpfen, für welche die Religion weder eine Angelegenheit des Verstandes noch des Herzens, sondern blos eine einträgliche Profession ist, durch die man mit wenig Mühe und allenfalls ohne die mindesten Ver-

dienste sich die größten Vortheile der politischen Gesellschaft, Ansehen, Einfluß, Reichthümer und Wollüste verschaffen kann. Diese Herren wissen sehr wohl, was an alle dem Gaukelwerke ist, womit sie das unwissende, verblendete Volk bethören; sie lachen heimlich selbst über die feierliche Rolle, die sie dabei spielen, denken aber: die Welt will betrogen sein und wird betrogen werden, ob wir oder Andere Diejenigen sind, die dabei gewinnen; eben so mehr sind wir auch dabei.

Die dritte Gattung endlich (so klein an der Zahl sie auch sein mag) sind ehrliche Leute, die zwar gegen Vernünftige kein Geheimniß daraus machen, daß sie das Ungereimte und Widersinnige ihres vulgaren Religionssystems so gut als irgend ein Mensch fühlen, aber keine Möglichkeit vor sich sehen, es zu ändern, und da sie nun einmal, es sei nun durch die Geburt (wie die Braminen) oder durch den Zusammenhang der Dinge, genöthigt sind, sich zu einem Orden zu bekennen, dessen Mißbräuche und verkehrtes Betragen sie höchlich mißbilligen, keinen andern Weg, in erträglichem Frieden mit sich selbst zu leben, sehen, als sich der Weisheit und Tugend aufrichtig zu befleißigen. Diese redlichen Priester (und es giebt deren ganz gewiß am Ganges so gut als an irgend einem andern Fluß in der Welt) halten sich, mit Verwerfung aller offenbar ungereimten Erfindungen des Betrugs und Fanatism, blos an die einfachsten Grundsätze der ältesten und allgemeinsten Religion, und da es nicht in ihrer Macht steht, die albernen Märchen, womit die Schädel des Volks und ihrer Collegen angefüllt sind, zu vernichten, so bemühen sie sich, solchen wenigstens durch allegorische Deutungen einen erträglichen Sinn zu geben.

Es scheint, Herr Dow habe während seines langen Aufenthalts in Indien einige Braminen von dieser letzten Gattung — dergleichen man sonderlich zu Benares häufiger findet als anderswo — kennen gelernt, und es ist sehr rühmlich, daß er diesen wackern Männern — die man nicht unbillig die Philosophen unter den Braminen nennen kann — Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber um ihrentwillen eine so günstige Meinung von dem Religionssysteme der Braminen überhaupt zu fassen und Diejenigen blinde Eiferer zu schelten, welche für etwas nicht Zweifelhaftes halten, daß der Mangel der christlichen Offenbarung und einer gesunden Philosophie die Indianer in sehr grobe Abgötterei gezogen habe, dies war nun wol zu viel.

Dow meint, es wäre ebenso lächerlich, wenn man „von

den ungelehrten Stämmen den wahren Zustand der Religion und Philosophie der Indianer erwarten wollte, als es an einem Muhamedaner in London lächerlich sein würde, wenn er sich über die geheimnißvollen Lehren des christlichen Glaubens auf die Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners verlassen wollte". — Aber er verstellt durch diese Wendung den wahren statum controversiae gar sehr. Fürs Erste muß die Religion mit der Philosophie nie vermengt werden, wie Dow immer thut. Man kann ihm zugeben, „daß einige Meinungen, die in den Vedams vorgetragen werden, nicht unphilosophisch sind". Dies gilt von der Theosophie aller Völker und wird von Niemand geleugnet. Aber die Rede ist vom Zustande der Religion in Indien, und dieser muß weder nach den Begriffen etlicher aufgeklärtern Braminen noch nach den Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners, wohl aber nach der wirklichen Beschaffenheit des Glaubens und Gottesdienstes bei den ungelehrten Stämmen und bei dem größten Theile der Braminenkaste selbst beurtheilt werden. Denn wenn etwas lächerlich ist, so wär' es das, wenn Jemand z. B. von der Religion des englischen Volks nach der Religion eines Hume oder Gibbon, oder von dessen Sitten nach den Sitten der besten Gesellschaft, oder von dessen Regierung nach den Lobsprüchen gedungener Apologisten der Minister und nach den Geburtstagsoden des belorbeerten Hofpoeten urtheilen wollte.

Was hilft es dem Indianer, der sich in einer dumpfigen Pagode vor dem Bilde des Brimha oder Brama hinwirft, der in Gestalt eines Kindes, auf einer Wasserblume sitzend und eine Zehe im Munde habend, abgebildet ist; was kann es ihm frommen, daß die Braminen sich unter diesem Brimha eine allegorische Vorstellung denken, die im Grunde wenig gescheiter ist, als was der indianische Laie dabei denkt? Brimha, sagen sie, bedeutet die Weisheit Gottes, und er wird als ein Kind vorgestellt, um dadurch eine gewisse Periode anzudeuten, wo die Weisheit und die Absichten Gottes wie in ihrem Kindeszustande erscheinen werden. Er schwimmt auf einer Wasserblume oder einem Blatte derselben, um die Unbeständigkeit der Dinge, welche zu der Zeit sein wird, anzuzeigen. Er saugt an seiner Zehe, um uns zu erkennen zu geben, daß die unendliche Weisheit von sich selbst bestehe; und die Stellung, welche der sitzende Brimha dadurch bekommt, daß er an seiner Zehe saugt, ist ein Sinnbild des endlosen Zirkels der Ewigkeit. — Wahrlich, eine

herrliche Methode, Philosophie und Religion vorzutragen! Die vollkommenste, die man nur erdenken kann, wenn die Absicht ist, ein Volk zu verwirren, in ewiger Kindheit zu erhalten und in einen Irrgarten von Aberglauben und Phantasterei zu führen, aus dem es sich nie wieder soll herausfinden können.

Was für köstliche Schätze von Theologie, Metaphysik, Politik, Moral, Physik, Chymie und Alchymie könnte man nicht durch eine Deutung in diesem Geschmacke aus dem Märchen meiner Mutter Gans, aus Lucian's wahrer Geschichte, aus der Historie vom König Laurin dem Gezwerg und seinem Rosengarten, kurz, aus Allem, was je Albernes gedichtet worden ist, herausziehen?

Doch Herr Dow erkennt selbst, daß die vorgeblichen Allegorien, womit die heiligen Bücher der Braminen angefüllt sind, „die große Quelle seien, wodurch die Religion des gemeinen Volks in Indien verderbt worden", und am Schlusse seines Verzeichnisses der Götter bei den Indiern gesteht er aufrichtig, „daß die Betrügerei der Priester in Indien nicht weniger als in andern Gegenden und zu allen Zeiten beschäftiget gewesen sei, von der Neigung der Menschen zum Aberglauben Vortheil zu ziehen". — Nur hätte er bedenken sollen, daß auf diesen Umstand bei der Frage: „In welchem Zustande ist die Religion der Indianer?" Alles ankommt. Die Metaphysik der Braminen kann hier um so weniger zu ihrem Behuf angeführt werden, da sie aus derselben ein Geheimniß machen, in welches keinem Sterblichen, der nicht von ihrer Kaste ist, hineinzusehen erlaubt wird. Priester, die aus dem Wenigen, was an ihrer Theologie wahr ist, dem Volke ein Geheimniß machen, hingegen nichts Angelegners haben, als dasselbe in seinen irrigen, abgöttischen und abergläubischen Einbildungen und Gebräuchen zu erhalten, verdienen keinen bessern Namen als Götzendiener.

J. G. Gruber begleitet in seiner Ausgabe von Wieland's Werken diesen Aufsatz mit folgendem Nachwort, das auch heute noch als treffend gelten darf:

„Als Wieland im J. 1775 diese Warnung schrieb, konnte er noch nicht ahnen, daß im darauf folgenden Jahrzehend durch eine zu Calcutta gestiftete gelehrte Gesellschaft so viele Entdeckungen würden gemacht und von indischer Literatur so viel

würde verbreitet werden, daß wir nicht nur ganz neue Ansichten, sondern daß auch die Resultate der angestellten Untersuchungen einen so außerordentlichen Einfluß auf die gesammte Literatur- und Culturgeschichte erhalten würden, als sie jetzt nach beinah einem halben Jahrhundert erhalten hat und nach aller Wahrscheinlichkeit immer mehr erhalten wird. Es könnte daher nicht ganz billig scheinen, Wielanden nach den gegenwärtigen Ansichten zu richten und zu verurtheilen. Gleichwol ist dies geschehen, und zwar von einem Manne, der mir durch seine Schrift eine reine Achtung für sich eingeflößt hat, von Niklas Müller in seinem Werke: „Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus in ursprünglicher Gestalt und im Gewande der Symbolik" (Band I. Mainz 1822). Ich theile die Wieland betreffende Stelle (S. 57. fg.) mit und werde sie mit einigen Anmerkungen begleiten.

„„Unser mit rechtlicher Anerkennung seiner wissenschaftlichen vielseitigen Ausbildung und seines Dichtergeistes hochgewürdigte Wieland hat an der die moderne Geschmackslehre beleidigenden indischen Symbolik und an der seinen Grazien und Danaë-Phryne-Laidion'schen genußreichen Freudengeistern anekelnden, einen ernsten Büßergeist athmenden praktischen Lebensweisheit der Jünger Brama's einen lebendigen Abscheu eingesogen (den, wie auch gesagt wird, Goethe mit ihm theilt). In diesem Gefühle befeindet er auf seine satirische Weise — die er seinem Horaz und Lucian abgelernt hat — das Religionssystem, den Cultus des Bramanismus und die Bramanen selbst, ohne sich indessen über die indische Literatur näher einzulassen, die ihm bis auf einige fragmentarische Uebersetzungsversuche fremde blieb. (Sehr natürlich!) Er geht mit seiner Art, die Klinge zu führen, gegen Alex. Dow's „Nachrichten von der Religion der Bramanen" los. Der gewandte griechisch-gallische Fechtmeister giebt Täuschungsstöße und sucht unverwehrte Stellen auf. Aber eine von innerer Pietät vermiedene frivole Philosophie hat nie eindringliche Spitze und Schneide; und das Falstaffische Ecce signum! kann kein Vertrauen erwecken. Was der gelehrte Mann von der geheimen Theologie der Priesterkaste spricht, das mögen ihm die sachkundigen Paolino, Creuzer, Heeren und Andere (— die aber Alle erst 15—30 Jahre später schrieben! —) widerlegen, indem in Hindostan nur das Lehramt Privilegium ist, die Lehre selbst aber auch der niedrigsten Kaste als das heiligste Gemeingut ertheilt wird, und zwar die reine Symbolik, wie sie aus der Veda-Lehre erkannt werden kann, welche aber unser großer,

geistreicher Dichter und Gelehrter „einen metaphysisch-allegorisch-phantastischen Plunder“ zu nennen beliebt; indem es ihm gefällt (lies: indem er nicht umhin konnte), an die einseitigen, von politischer Egoistentendenz dictirten Berichte der malabarischen Missionäre — gegen Herder's (spätere) Warnung — sich gläubig anzuschließen; weil es ihm eine innere Behaglichkeit gewährt (?), den äußeren, zum Theil grobmaterial herabgesunkenen Cultus der Ostindier einen höchst abgeschmackten Götzendienst zu nennen. Was hie und da eine unrechtliche oder unbeholfene Duldung der Bramanen, aber im Grunde nur ein Werk des zum Aberglauben hinneigenden Hindupöbels ist, das darf noch lange nicht mit den äußeren Cultformen vermengt werden, welche der spirituellen Speculation jener urmütterlichen Weltweisheit plastisch-analog und vernunftgemäß conventionell seit Jahrhunderten entsprechen. Freilich steht das hochantike hinduistische Weltanschauungssystem — das sich im innigen Vereine mit frommem Glauben wohl befindet — in scharf contrastirendem Gegensatze mit jener Aristipp-Epikur-Zeno'schen Weltweisheit, welche unser weiser Dichter in succum et sanguinem aufgenommen hat. Mit demselben und mit noch größerem Rechte dürfte Herr Wieland das Christenthum schmähen, wenn er sein Urtheil auf Schein und Außenseite gründet, weil auch hier der lichte, reine Geist im leidigen Ritualwesen hie und da obscurirt und trivialisirt wird. Mißdeutung einer guten Sache ist relativ, Entadelung derselben ist positiv schädlich; und bei den Hindus ist diese Mißdeutung nicht so allgemein als bei uns, weil unser Priesterthum unter stärkeren Versuchen gelitten hat als das Bramanische, welches mindestens den Aberglauben nicht so meisterhaft als Milchkuh zu behandeln versteht. Will aber Wieland mit den französischen Zeloten, welche in ihren Lettres édifiantes — wie schon Jones und vor ihm ihr eigener Landsmann Le Gentil klar dargethan hat — ein Heer von Entstellungen und Unwahrheiten aufstellen, absichtlich die reine Höhe vermeiden und in dem Pöbelkehricht rühren, um Gestank zu machen, so mag in Hinsicht auf den von ihm so schnöde behandelten Dow sein eigenes Sprüchelchen auf ihn bezogen werden: er hängt dem Autor die Krätze an, um sich an ihm reiben zu können. Das so fromme als sinnreiche bekannte Symbolbild, Brama auf dem Lotusblatte, stellt unser lieblicher Märchendichter neben seine Märchen der Mutter Gans. Dürfte er nicht, auf solcher Oberfläche mit Witz spielend, mit gleichem Rechte das christliche Mystenbild der Dreifaltigkeit oder jenes

der unbefleckten Empfängniß neben seinen Prinzen Biribinker setzen?“

„Der Herausgeber gehört zu Denen, die an Allem, was von indischer Literatur bekannt wird, ein sehr großes Interesse haben, und die recht viel davon erwarten. Er theilt z. B. mit Hrn. Müller die in seiner Vorrede S. XX ausgesprochene Ueberzeugung: „daß die Geschichte der Philosophie durch die Beleuchtung des Bramanismus eine merkwürdige Bereicherung und im Grunde die wesentlich wichtige Einleitung in ihrem ganzen Befang erhalte“, so ganz, daß er bereits seit zwölf Jahren, wie Mancher auch den Kopf darüber schüttelte, dieser Geschichte in seinen Vorträgen gerade diese Einleitung gegeben hat. Um so unverdächtiger, hofft er, werden seine Bemerkungen sein.

„Ich fürchte sehr, daß der treffliche Müller gegen einen bloßen Schatten streitet; denn offenbar hat er den Gesichtspunkt Wieland's gar nicht bemerkt. Weit entfernt, den uralten Bramanismus anzutasten — dem er so viel Gerechtigkeit widerfahren läßt, als nach dem, was er damals davon wissen konnte, möglich war — richtet er sein Augenmerk lediglich auf die Religion der Hindu, wie sie unter den Bramanen gegenwärtig beschaffen ist und — Jahrtausende lang beschaffen war. Davon, sollte ich meinen, wäre nun doch nicht sonderlich viel zu rühmen, und wenn Wieland sich dagegen erklärt, so verdient er, gesetzt auch, er hätte geirrt, doch Achtung; denn er führte die Sache der Menschheit, und nicht mit solchen Waffen, wie Müller ihm vorwirft; denn ich sehe zwar wohl, daß er für die Sache der Menschheit ziemlich warm wird und in dieser Wärme vielleicht auch hie und da ein Wort mehr und stärker sagt, als er bei kaltem Blute gesagt haben würde, allein ich sehe nichts von Allem dem, was Hr. Müller bemerkt haben will. Ich kann aber auch nicht zugeben, daß Wieland in dem, was er wahrhaft gesagt hat, nicht, was er gesagt haben soll, geirrt habe, und um sich davon zu überzeugen, lese man das, was Niemeyer in dem Anhange seiner Beobachtungen auf Reisen, Bd. 2. S. 453 fgg., aus engländischen Missionsblättern mitgetheilt hat, und vergleiche damit eine in diesem Monat (October 1822) in der Berliner Zeitung bei Haude und Spener eben über diesen Gegenstand eingegangene Nachricht, wenn es anders noch einer andern Erinnerung bedarf als der, daß die Wittwen mit ihren Männern sich entweder verbrennen oder lebendig begraben lassen müssen, und daß Mütter ihre Kinder opfern.

„Den Unterschied, den Wieland zwischen geheimer Theologie und Volksreligion macht, werden Heeren und Creuzer schwerlich wegbringen und wegbringen — wollen. Woher aber hat es Müller, daß in Hindostan nur das Lehramt Privileginm sei, die Lehre selbst aber Gemeingut? Die alten Verordnungen darüber muß er doch wol gekannt haben. Vermuthlich hat er sie sich also anders ausgelegt als andre Leute. So setze ich ihm aber eine Mittheilung des Obristen Polier entgegen. Dieser schreibt unterm 22. Mai 1789 an Sir Joseph Banks: „Ob man gleich mehr Offenherzigkeit bei den gelehrten Hindus antrifft, als man gewöhnlich glaubt, so ist auf der andern Seite doch auch wahr, daß nach ihren Religionsgesetzen das Lesen der Vedas außer den Braminen Jedermann verboten ist, und daß außer den Kättris (der Kriegerkaste, zu der auch die Könige gehören) keine andre Volksclasse dem Vorlesen und Erklären derselben beiwohnen darf. Man muß sich daher um so mehr wundern, daß die Braminen diese Bücher, die ihren Landsleuten und Glaubensgenossen verweigert werden, ungläubigen Fremden mitzutheilen kein Bedenken tragen. Sie wissen zwar diesen anscheinenden Widerspruch zu heben, indem sie sagen, wir wären jetzt in dem Kal-Jog oder in dem vierten Weltalter, in welchem die Religion in die tiefste Verachtung sinken werde; in diesen Tagen des Verderbens sei es also sehr gleichgiltig, die heiligen Bücher von Jedermann lesen zu lassen, da es nach dem Rathschluß des höchsten Wesens nun einmal so bestimmt sei. — So sagen sie; doch habe ich nicht bemerkt, daß sie es auch in Ansehung ihrer Landsleute für gleichgiltig hielten, oder daß sie die beiden niedrigsten Volksclassen der Erklärung dieser heiligen Bücher zuhören ließen.“ Womit will Herr Müller dieses Zeugniß entkräften, das Zeugniß eines Mannes, der viele Jahre in Ostindien lebte, und der sich angelegentlich um diese Angelegenheit bekümmerte? Kann aber dieses Zeugniß nicht entkräftet werden, so stehen auch alle Folgerungen, welche Wieland aus dem, was dasselbe betrifft, zog, fest, und ich kann Herrn Müller nur beklagen, daß er sich hier zum Vertheidiger einer schlimmen Sache aufgeworfen, an Wieland aber offenbar versündigt hat.“

Auszüge

aus

Johann Reinhold Forster's Reise

um die Welt.

Erschienen zuerst im Teutschen Merkur 1778, III. S. 59—75, 144—164 u. IV. 137—155; die am Schluß versprochene Fortsetzung ist unterblieben. Bei dem Wiederabdruck in den Werken (Supplemente, fünfter Band, 1798) hat Wieland Vieles weggelassen und Manches geändert. Forster's 1777 in englischer Sprache erschienene Reise hatte dessen dabei betheiligter Sohn Georg eben in deutscher Uebersetzung herausgegeben.

„Drei verschiedene Seereisen waren unter Georg's III. Regierung bereits aus der edeln Absicht, Entdeckungen zu machen, gethan, als die vierte auf seinen Befehl nach einem vollkommnern Plan unternommen ward. Der erfahrenste Seemann unsrer Zeiten, der Capitän Cook, zwei geschickte Sternkundige, die HH. Wales und Bayley, ein Gelehrter, der die Natur in ihrem Heiligthum studiren, Herr Dr. Johann Reinhold Forster, und ein Maler, der die schönsten Formen derselben nachahmen sollte, Herr Hodges, wurden auf Kosten der Nation dazu erlesen." Sie haben ihre Reise in den Jahren 1772—75 vollbracht und die unmittelbar folgenden Jahre dazu angewandt, die Welt an ihren verschiedenen Entdeckungen Antheil nehmen zu lassen.

„Die britische Regierung schickte und unterhielt den Herrn Dr. Forster auf dieser Reise als einen Naturkundiger, aber nicht etwa blos dazu, daß er Unkraut trocknen und Schmetterlinge fangen, sondern daß er alle seine Talente in diesem Fache anwenden und keinen erheblichen Gegenstand unbemerkt lassen sollte. Mit einem Wort, man erwartete von ihm eine philosophische Geschichte der Reise, frei von Vorurtheil und gemeinen Trugschlüssen, worin er seine Entdeckungen in der Geschichte des Menschen und in der Naturkunde überhaupt, ohne Rücksicht auf willkürliche Systeme, blos nach allgemeinen menschenfreundlichen Grundsätzen darstellen sollte, d. h. eine Reisebeschreibung, dergleichen der gelehrten Welt bisher noch keine war vorgelegt worden."

Es scheint nicht, daß dieser Plan und diese Absicht, weder was die Reise selbst noch was die Beschreibung derselben betrifft, in ihrem ganzen Umfang und in der Vollkommenheit, die man sich gedacht, ausgeführt worden sei. Aber welcher Mensch, welcher Künstler, welcher andre Unternehmer, von Dem, der es

versucht, einen bloßen Traum seiner Seele im Vorübergehen zu erhaschen und, was er auf einmal gesehen und gefühlt, uns stückweise in Worten vorzubilden, bis zu Dem, der auf Entdeckung neuer Welten oder auf philosophische Berichtigung älterer Entdeckungen ausgeht, hat jemals seine Idee vollkommen ausgeführt, seinen Zweck ganz erreicht? Besonders ist das Vorhaben des Letztern so unendlich complicirt, hängt von Augenblick zu Augenblick von so unendlich vielen Umständen, die zum Theil außer den Grenzen menschlicher Gewalt oder Klugheit liegen, ab und stößt bei jedem Schritt auf so unsäglich viele Schwierigkeiten, daß es ihm schlechterdings unmöglich ist, sich anders als bedingungsweise zu Ausführung irgend eines vorgezeichneten Plans anheischig zu machen.

Ohne in die besondern Umstände des in dem Vorbericht erwähnten Verfahrens der englischen Admiralität, welche dem Herrn Dr. Forster das Recht, diese Reise zu beschreiben, absprach, eindringen zu wollen, freuen wir uns, daß sein würdiger Sohn, Herr Georg Forster,[1]) der auf der ganzen Reise ein geschickter und muthvoller Gefährte seines Vaters gewesen war, sich entschlossen, an dessen Stelle und mit Zuziehung seiner Tagebücher die gegenwärtige philosophische Beschreibung dieser merkwürdigen Seereise zu verfertigen.[2])

Es ist immer der Mühe werth, jedem Manne zuzuhören,

---

[1]) Johann Georg Adam Forster, geb. 1754 in Nassenhuben bei Danzig, begleitete seinen Vater auf dessen Reisen nach Saratow und um die Erde, ging 1777 nach Paris, wurde 1778 Professor der Naturgeschichte am Carolinum in Kassel, 1784 Professor in Wilna, 1788 Oberbibliothekar des Kurfürsten von Mainz. Als die Franzosen 1792 nach Mainz kamen, warf er sich der Revolution in die Arme und ging 1793 nach Paris als republicanischer Vertreter von Mainz, um dessen Vereinigung mit Frankreich zu bewirken. Er verlor bei der Eroberung der Stadt durch die Preußen sein Vermögen und seine Sammlungen. In seinen Hoffnungen auf republicanische Freiheit bitter getäuscht, entschloß er sich, nach Indien zu gehen, starb aber gebrochenen Herzens am 11. Januar 1794 zu Paris. Er war einer der edelsten Männer seiner Zeit, deren Sturm ihn fortriß, und einer der wenigen classischen Schriftsteller. — A. d. H.

[2]) Johann Reinhold Forster, geb. 1729 in Dirschau, wurde 1753 Pfarrer in Nassenhuben bei Danzig, bereiste 1765 mit seinem Sohn Georg im Auftrage der Kaiserin Katharina II. die Colonien in Saratow an der Wolga, ging dann nach England als Lehrer der Naturgeschichte und der fremden Sprachen und begleitete 1772—75 im Auftrage der Regierung den Capitän Cook auf seiner zweiten Erdumsegelung. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er 1780 als Professor der Naturgeschichte nach Halle berufen, wo er 1798 starb. Ueber seine Reise um die Erde gab er u. A. 1778 in London heraus: „Observations made during a voyage round the world“, von denen 1779 in Berlin eine von seinem Sohne besorgte deutsche Uebersetzung erschien. — A. d. H.

der uns seine Reise um die Welt erzählt. Wenn seine Entdeckungen an sich selbst auch nicht sehr wichtig wären, so ist's uns doch, als ob sie dadurch einen größern Werth erhielten, daß sie ihm so viel gekostet haben, und daß er oft seine ganze Existenz daran setzen mußte, um etwas Neues erzählen zu können. Ist aber der so weit gereiste Mann noch dazu ein Mann von vorzüglichen Fähigkeiten, aufgeklärtem Geist und Kenntnissen, die ihn in den Stand setzten, besser zu sehen, scharfsinniger zu vergleichen, richtiger zu schließen als gemeine Seefahrer, um so schätzbarer werden uns seine Nachrichten; und ist es vollends noch ein junger Mann, dessen warmes Herz jeden Eindruck der Natur desto reiner und tiefer auffaßt, den neuen Gegenständen, die sie ihm darstellt, noch mit Liebe entgegenschlägt, und der, wenn er sich des Schönen und Großen, so er nicht nur gesehen, sondern auch genossen hat, wieder erinnert, mit Feuer und Begeisterung davon spricht: so weiß ich nicht, welches Gedicht, wenn auch das Werk der reichsten und glänzendsten Einbildungskraft, uns so viel Vergnügen machen könnte als eine solche Reisebeschreibung, zumal wo das Neue und Wunderbare, das Erstaunliche und Schreckliche, das Schöne und Anmuthige, kurz, Alles, wodurch der epische und dramatische Dichter die Seele seiner Hörer faßt und in alle Arten sympathetischer Leidenschaften setzt, hier immer abwechselnd sich vereinigen, lebhafte Eindrücke auf uns zu machen und das Gemüth beständig in einer theilnehmenden Stimmung zu erhalten.

Die Hauptabsicht der englischen Regierung bei dieser Entdeckungsreise war, sich gänzlich zu vergewissern, ob der fünfte, australische Welttheil, dessen Dasein schon so lange als höchst wahrscheinlich vorausgesetzt worden, wirklich vorhanden sei oder nicht. Zu diesem Ende war der Capitän Cook angewiesen, vom Vorgebirg der guten Hoffnung aus südwärts zu laufen und wo möglich das Cap de la Circoncision zu finden, welches Herr de Loziers-Bouvet den 1. Jenner 1730 im 54° südlicher Breite und 11° östlicher Länge von Greenwich gesehen zu haben geglaubt hatte. Fände er solches, so sollte er untersuchen, ob es nur ein Theil einer Insel sei, oder ob es zu dem in Hypothesi vorausgesetzten festen Lande gehöre. Im letztern Falle sollte er von diesem neuen Welttheil alle nur mögliche

Erkundigungen einziehen und besonders auch mit den Einwohnern freundlichen Umgang pflegen. Ließe es der Zustand der Schiffe und Lebensmittel zu, so sollte er die Entdeckungen fortsetzen und so weit als nur möglich gegen den Südpol zu dringen suchen. Wäre aber jenes Bouvet'sche Vorgebirg nur Theil einer Insel, oder könnt' es gar nicht gefunden werden, so sollte er, so lang er noch Hoffnung hätte, ein großes oder festes Land zu finden, südwärts steuern, alsdann aber seinen Lauf nach Osten richten, um in hohen südlichen Breiten, so nah am Pol als thunlich, rund um die Welt zu segeln. Uebrigens war ihm, wie natürlich, überlassen, so oft die Jahrszeit den längern Aufenthalt in hohen Breiten gefährlich machte, sich unter milde Himmelsstriche an irgend einen bekannten Ort zurückzuziehen und überhaupt in allen äußersten Nothfällen nach Gutdünken zu verfahren.

Das Unternehmen, im Bauch des künstlichen hölzernen Sturmvogels, den wir ein Schiff nennen, durch unbekannte, nie befahrne Meere auf Entdeckung einer neuen Erde, neuer Menschen, einer vielleicht in allen ihren Producten neuen Natur auszureisen, hat in der bloßen Idee etwas so über Alles, was wir kennen, Großes und Anziehendes, daß man sich nicht enthalten kann, die Glücklichen, denen ein solcher Vorzug vor so vielen Millionen Menschen zu Theil wird, mit beneidenden Augen anzusehen. In dem bloßen Umstand, nach Vollendung des großen Abenteuers sich all der überstandnen unsäglichen Beschwerden und Gefahren wieder zu erinnern und sich selbst sagen zu können: „Das Alles hast Du erfahren — das Alles hast Du ausgehalten," liegt eine Quelle von Vergnügungen und herzerhöhendem Selbstgefühl, die allein hinreichend ist, einen Mann auf sein ganzes Leben glücklich zu machen, werth, durch edles Daransetzen seines Lebens erkauft zu werden! Indessen ist all das Ungemach, das unsern neuen Argonauten auf dieser kühnen Fahrt nach dem südlichen Polarzirkel aufstieß, das, was sie aller zum Voraus genommenen Verwahrungsmittel ungeachtet in diesen sturmvollen, kalten, unwirthlichen Weltgegenden wirklich zu leiden hatten (die immer neuen, immer wachsenden Gefahren und fürchterlichen Aussichten in ungewisse, aber doch immer vorschwebende noch größere Uebel nicht gerechnet), ich sage, dies Ungemach, diese Beschwerlichkeiten und Leiden von so mancherlei Art sind gleichwol so beschaffen, daß bei ihrer bloßen Vorstellung den Herzhaftesten ein Grauen ankommen muß. Wir

können unserm Autor auf diesem Theil seiner Reise, den er nicht wie ein Seemann, sondern wie ein Naturforscher und wie ein Mensch (mitunter auch wie ein junger Mann, dem das Lesen der alten und neuern Dichter noch in frischem Andenken liegt) beschreibt, nur von fern und gleichsam mit einem Blicke folgen; wir müßten Alles abschreiben, wenn wir alles Bemerkenswürdige ausheben sollten. Seeleute von Profession sind der Stürme und alles Ungemachs, dem sich ein Landthier, wie der Mensch ist, in diesem furchtbaren Element aussetzt, zu gewohnt und überdies im Schreiben meistens zu wenig geübt, um uns Landleuten von solchen Scenen so lebhafte und detaillirte Schilderungen zu machen, wie wir sie verlangen. Hier Einer aus unserm Mittel, der uns beschreibt, wie einem Jeden von uns an seinem Platze zu Muthe gewesen wäre; dieser Umstand macht allerdings für Leser von Gefühl jeden Zug seiner Erzählung doppelt interessant. Schon am zweiten Tage nach ihrer Abfahrt aus der Tafelbai (den 24. November) gingen die Stürme an, vor denen sie nun vier Monate lang wenige einzelne Tage oder Stunden Ruhe haben sollten. Man stelle sich unsern Philosophen vor, dem in dem friedlichen Meere zwischen dem Wendezirkel die Reise um die Welt so leicht und angenehm vorgekommen war — jetzt, wie auf einmal in den ewigen Sitz heulender Winde und rasender Stürme versetzt, mitten unter fürchterlichen Wogen, die das Schiff aufs Heftigste hin und wieder schaukeln und, indem sie sich häufig über demselben brechen, Alles mit einem Platzregen von Seewasser überschwemmen. Wer kein Seemann war (sagt Herr Forster mit aller Naivität eines Erdesohnes, der die Linie zum ersten Male passirt hatte), wußte sich in diese neue Lage gar nicht zu schicken. Zwar gab es aus Gelegenheit des heftigen Schwankens, wodurch täglich unter den Tassen, Gläsern, Weinflaschen, Schüsseln, Tischen und übrigem Hausgeräthe der Herren Reisenden gräuliche Verwüstung angerichtet wurde, mitunter noch Scenen, wobei sie lachen mußten; aber das war im Grunde doch nur ein schwacher Ersatz für einen Verlust, der in ihrer Lage ebenso wichtig als unersetzlich war. „Das Uebelste dabei war, daß die Decken und Fußböden in allen Kajüten gar nicht trocken wurden, und das Heulen des Sturms im Tauwerk, das Brausen der Wellen nebst dem gewaltigen Hin- und Herwerfen des Schiffes, welches fast keine Beschäftigung verstattete, waren neue fürchterliche und höchst beschwerliche Scenen. Hierzu kam noch, daß, ungeachtet

sie sich erst im 42° südlicher Breite befanden, die Luft doch schon sehr kalt und scharf zu werden anfing, gleichwie auch der häufige Regen dem Schiffsvolk den Dienst noch schwerer machte.“ — Indessen war das Alles nur Spielwerk gegen das, was ihnen noch bevorstand. Nachdem sie bis zum 5. December immer stürmisches Wetter, an diesem Tage aber zum ersten Male seit ihrer Abreise vom Cap wieder so gemäßigten Wind gehabt hatten, daß die höchsten Bramsegel aufgesetzt werden konnten, fiel am nämlichen Nachmittag schon wieder Regenwetter ein; in der Nacht ward es so kalt, daß das Thermometer von 44° auf 38° fiel, und Morgens früh gab's etwas Schnee; der Wind nahm zu und stürmte den 7. so heftig, daß sie, wiewol unter Begleitung immer zunehmender Schaaren von Sturmvögeln, nur noch mit einem Segel fahren konnten. Am 8. gab ihnen der sogenannte See-Bambu (Fucus buccinalis Linnei), der sich in Haufen um das Schiff sehen ließ, und verschiedne Pinguins, die unter einer Menge Pintaden und Albatrossen erschienen, Hoffnung, bald Land zu finden. Denn von dergleichen Felsenkraut und besonders von den Pinguins hatte man sonst immer geglaubt, daß sie niemals fern von der Küste angetroffen würden. Aber die Erfahrung bewies jetzt die Unzuverlässigkeit dieser Zeichen. In der Nacht vom 9. fing das Wasser in den Gefäßen schon an, am Rande zu gefrieren, wiewol sie noch nicht weit über dem 50° südlicher Breite waren. Den folgenden Morgen war ein großer Eisklumpen, dem sie kaum noch ausweichen konnten, das Erste, was ihnen in die Augen fiel. Ein andrer von gleicher Größe lag dicht vor ihnen, und ein dritter ragte ungefähr zwei Seemeilen vor dem Wind wie ein weißes Vorgebirg aus dem Meer hervor. Nachmittags fuhren sie bei einem andern Eisberge vorbei, der ungefähr zweitausend Fuß lang, vierhundert breit und zweihundert hoch war. Da die Masse des Eises über dem Wasser sich zu jener, die unter dem Wasser bleibt, wie Eins zu Neun verhält, so müßte dies Stück, gesetzt, daß es ein regelmäßiges Viereck gewesen, im Ganzen zweitausend Fuß hoch gewesen sein und solchemnach eintausendsechshundert Millionen Kubikfuß Eis enthalten haben. Am 11. liefen sie an einer Eisinsel vorbei, die wenigstens eine halbe englische Meile lang war. Das Thermometer war vorher wegen des schönen Sonnenscheins von 36° auf 41° gestiegen; wie sie aber dem Eis gegenüber kamen, sank es nach und nach auf 37½° herab, und sobald

sie vorbei waren, stieg es wieder zu 41°. Die Wellen brachen sich mit solchem Ungestüm gegen diese Eisinsel, als ob es ein unbeweglich stehender Felsen gewesen wäre, und schlugen, ungeachtet sie nicht viel niedriger als die vorgedachte Eismasse war, dennoch so hoch hinan, daß der Schaum oft weit über sie hinaus spritzte, welches bei dem schönen Wetter einen herrlichen Anblick gab. Das Seewasser, das solchergestalt aufs Eis gejagt wird, friert wahrscheinlich dort fest, und dies kann, wie Forster glaubt, zu Erklärung der Entstehungsart und Anhäufung desselben viel Licht geben.

Der Mensch glaubt leicht, was er hofft, und sieht bald, was er sehen will. Unsre Abenteurer sollten und wollten ein neues Land entdecken, und wenn es auch nur ein südliches Grönland wäre, wozu ihnen einige Walfische, die sich zwischen dem Eise zeigten, große Hoffnung machten. Sie befanden sich nun gerade unter der Polhöhe, in welcher Bouvet das Cap de la Circoncision gefunden haben wollte. Die Menge der Eismassen hatte bisher täglich zugenommen, und die Einbildung des Schiffsvolkes stieg in gleicher Progression. „Der geringste Umstand", sagt Herr Forster, „wenn es auch nur ein schwarzer Fleck am Eise war, machte unsre ganze Aufmerksamkeit rege. Die vor uns liegenden Wolken wurden alle Augenblicke sorgfältig beobachtet, ob nicht irgend eine Bergspitze zum Vorschein käme; denn Jeder wollte gern der Erste sein, Land! zu rufen. Unter Andern hatte der Glaube an Bouvet's Entdeckung die Einbildungskraft eines Schiffslieutenants so erhitzt, daß er ein Mal übers andre auf den Mastkorb kletterte und endlich am 14. December, Morgens sechs Uhr, dem Capitän sehr ernsthaft entdeckte, er sehe ganz deutlich Land. Alles kam aufs Verdeck. Wie man aber recht schaute, fand sich, daß es nichts als ein großes flaches Eisfeld war, hinter welchem, so weit das Auge reichte, eine Menge Eisinseln von allerlei Größe und Figuren emporstiegen; und was Einigen Berge schienen, war ein bloßer Effect der Strahlenbrechung. Indessen konnte doch Vielen die Einbildung, daß sie hier Land gesehen hätten, nicht eher benommen werden, als bis Capitän Cook im Februar 1775 auf seinem Wege vom Cap Horn nach dem Vorgebirg der guten

Hoffnung just über diesen nämlichen Fleck wegsegelte, wo aber damals weder Land noch Eis mehr zu sehen war."

Da unsre Seefahrer nunmehr gegen Süden hin nichts als große Eisfelder vor sich fanden und also, ungeachtet verschiedner, immer vergeblicher Versuche, sich zwischen dem Eise durchzuarbeiten, alle Hoffnung aufgeben mußten, auf diesem Striche weiter vorzudringen, so steuerten sie nun, oft mitten durch große Strecken Packeis (gebrochnes Eis), gegen Osten. Schwere Hagel- und Schneeschauer verdunkelten die Luft beständig, und sie sahen sich überall von so großen Eisinseln umgeben, daß dieser Anblick ihnen nun schon ebenso gemein war als Wolken und See. Indessen verloren sie doch ihre Bestimmung nie aus den Augen und lenkten ihren Lauf, sobald die See nur irgendwo etwas freier und offner war, wieder mehr nach Süden, aber immer mit einerlei Erfolg. Den 17. Januar 1773 passirten sie endlich den antarktischen Zirkel und traten also in den eigentlichen kalten Erdgürtel der südlichen Halbkugel, der bis dahin noch allen Seefahrern verschlossen geblieben war. Hier fanden sie eine neue Art von Sturmvögeln (Petrels), braun von Farbe, mit weißem Bauch und Rumpf und mit einem weißen Fleck auf den Flügeln gezeichnet, nicht mehr einzeln, wie etliche Tage zuvor, sondern bei Zwanzigen und Dreißigen auf einmal; daher sie ihnen den Namen des antarktischen Sturmvogels beilegten. Um fünf Uhr Nachmittags sahen sie mehr als dreißig große Eisinseln vor sich und am Horizont einen starken weißen Schein in der Luft, der noch mehr dergleichen verkündigte. Kurz nachher passirten sie durch viel kleines Brucheis, das löcherig, schwammicht und schmutzig aussah und sich endlich so sehr anhäufte, daß ungeachtet eines sehr frischen Windes die wellenförmige Bewegung des Meeres dadurch gehemmt ward und die See ganz eben zu sein schien. Ueber dieses Brucheis hinaus aber erstreckte sich gegen Süden, so weit das Auge vom Mast reichen konnte, ein unabsehliches Feld von festem Eis. Da nun keine Möglichkeit war, auf diesem Strich weiter durchzudringen, ließ Capitän Cook unter dem 67° 15′ südlicher Breite die Schiffe umwenden und gegen Nordost zu Nord steuern. Sie hatten also auf dieser ganzen südlichen Fahrt nirgends Land und außer Albatrossen, Pintaden, Pinguins, Sturmvögeln und Walfischen keine Spur von lebendigen Wesen angetroffen.

Zwischen dem 19. und 29. Januar zeigten sich ihnen

wieder einige zweideutige Anzeigen, daß Land in der Nähe sein könnte, z. B. die große nördliche Möve (Larus Catarrhactes) und ein kleiner schwarz- und weißer Vogel, der eine Art von Eisvogel schien. Weniger zweideutig schien der Umstand, daß die See ungeachtet des frischen Windes ziemlich ruhig und eben war. Da nun zwei französische Seefahrer, die Herren von Kerguelen und St. Allouar im Januar 1772 in dieser Gegend Land entdeckt haben sollten, so gab sich Capitän Cook viel Mühe, sich von der Richtigkeit dieser Entdeckung zu überzeugen. Wiewol aber alle seine Versuche fruchtlos abliefen, so scheint doch so viel daraus mit Gewißheit geschlossen werden zu können: daß jene französische Entdeckung nichts weiter als eine kleine Insel und nicht, wie man vermuthet, die nördliche Spitze eines unter diesem Himmelsstriche liegenden großen festen Landes sei.

Am 8. Februar verloren sie in einem außerordentlich dicken Nebel ihre bisherige treue Gefährtin, die Adventure, und sahen sich nach zwei zum Aufsuchen derselben vergebens angewandten Tagen genöthigt, in dem wieder begonnenen beschwerlichen und gefahrvollen Lauf nach Süden allein fortzufahren.

In der Nacht vom 16. und verschiedene folgende Nächte hinter einander gab ihnen die Natur zu einiger Versüßung ihres Kummers ein schönes Feuerwerk zum Besten. Es bestand in langen Säulen eines hellen weißen Lichts, die sich am östlichen Theile des Gesichtskreises fast bis zum Scheitelpunkt herauf erhoben und nach und nach über den ganzen südlichen Theil des Himmels verbreiteten. — Kurz, es war eine (noch von keinem Reisenden, wie Forster glaubt) bemerkte Aurora australis und von unsern Nordlichtern blos darin, daß sie nie eine andre als weißliche Farbe hatte, verschieden. Die Sterne sah man, wiewol bei klarem Himmel, entweder gar nicht oder nur ganz blaß durchschimmern, und die Luft war dabei so scharf, daß das Thermometer gemeiniglich auf dem Gefrierpunkt stand.

Den 24. Februar beschloß Herr Cook endlich, da sie unterm 62° südlicher Breite abermals nichts als Eisfelder antrafen und die nunmehrige Jahreszeit fernern Entdeckungen in diesen Meeresgegenden allzu ungünstig war, für diesmal nicht weiter nach Süden zu gehen; doch steuerte er bis zum 17. März zwischen dem 61° und 58° noch immer ostwärts, während

welcher Zeit ein Ostwind, der gemeiniglich Nebel und Regen brachte, sie mehr als einmal in Gefahr setzte, an den hohen Eisinseln zu scheitern. Diese machten jetzt ihren beinahe einzigen, zwar gefährlichen und schauervollen, aber eben dadurch desto interessantern Zeitvertreib aus. „Ihre Gestalt", sagt Herr Forster, „war mehrentheils sonderbar und des zertrümmerten Ansehens wegen oft malerisch genug. Unter andern kamen wir an einer vorbei, die von außerordentlicher Größe war und in der Mitte ein grottenähnliches Loch hatte, das durch und durch ging, so daß man das Tagslicht an der andern Seite sehen konnte. Einige waren wie Kirchthürme gestaltet; noch andre gaben unsrer Einbildungskraft freies Spiel, daraus zu machen, was sie wollte, und dienten uns, die Langeweile zu vertreiben, weil der tägliche Anblick von Seevögeln, Meerschweinen, Seehunden und Walfischen den Reiz der Neuheit längst verloren hatte."

Ungeachtet aller der guten (im Vorbericht dieses Werks umständlich angegebnen) Präservative, womit sie sich auf die Reise ausgerüstet, namentlich des Sauerkrauts und der Bierwürze, wovon sie die besten Dienste erfahren hatten, zeigten sich nun bei einigen ihrer Leute starke Symptome von Scharbock, und Alle waren des Ungemachs, das sie seit ihrer Abreise vom Vorgebirg in diesen stürmischen und kalten Himmelsgegenden ausgestanden, von Herzen überdrüssig. Auch die Landthiere, die sie am Bord hatten, konnten's nicht länger ausdauern. Ihre Schafe, die zum Geschenk an die Einwohner der Südseeinseln bestimmt waren, waren krätzig geworden und wollten nicht mehr fressen, und die Ziegen und Schweine hatten zwar geworfen, aber die Jungen kamen entweder todt zur Welt oder verklammten bald darauf vor Kälte. Da es bei so bewandten Umständen hohe Zeit für sie war, die höhern südlichen Breiten zu verlassen und einem Erfrischungsorte zuzueilen, so richteten sie ihren Lauf nordostwärts, in der Absicht, das Südende von Neu-Seeland zu erreichen.

Herr Forster stellt hier alle die Mühseligkeiten, die sie auf dieser ihrer ersten Fahrt gegen den Südpol überstanden, so zusammen, daß sie die Skizze zu mehr als einer großen Schilderei für künftige Maler und Dichter enthalten, die sich diese Reise zu Nutze zu machen wissen werden, um die Natur von ganz neuen Seiten darzustellen. — Wir wollen ihn wieder selbst reden lassen. — „Die schrecklichen Wirkungen und Folgen fürchter-

licher Stürme, die der treffliche Geschichtschreiber von Anson's Reisen mit so natürlichen schwarzen Farben geschildert hat, waren gewissermaßen nur die geringsten unsrer Plagen. Noch außer diesen mußten wir mit der Strenge eines ungewöhnlich rauhen Klimas kämpfen; Matrosen und Officiere waren beständig Regen, Hagel oder Schnee ausgesetzt; das Tau- und Takelwerk war durchaus mit Eis überzogen, und wehe den Händen, die daran arbeiten mußten! Unser Vorrath von frischem Wasser konnte nicht anders als mit Treibeis ersetzt werden, und das Aufnehmen desselben aus eiskaltem Seewasser ging ohne erfrorne und blutige Hände nicht ab. Unaufhörlich mußten wir befürchten, gegen die hohen Eismassen anzulaufen, womit der unermeßliche südliche Ocean gleichsam angefüllt ist; und dergleichen Gefahr kam oft so schnell und vielfältig, daß die Leute selten ihre gewöhnlichen Ruhestunden genießen konnten, sondern den Wachthabenden alle Augenblicke zu Hilfe kommen mußten. — Zu diesen Unannehmlichkeiten gesellte sich noch die düstre Traurigkeit, die unter dem antarktischen Himmel herrscht, wo sie oft ganze Wochen lang in undurchdringliche Nebel verhüllt zubringen mußten und des erfreulichen Anblicks der Sonne nur selten theilhaft wurden; ein Umstand, der allein schon vermögend ist, den Entschlossensten und Lebhaftesten niedergeschlagen zu machen" u. s. w.

Man kann sich also leicht vorstellen, wie entzückend ihnen nach einer mit so viel Mühseligkeit und Elend verknüpften Fahrt von hundertundzwanzig Tagen der Anblick der Küste von Neu-Seeland sein mußte, an deren äußerster nordwestlichen Spitze (der einzigen, welche Capitän Cook auf seiner ersten Reise noch nicht untersucht hatte) sie den 26. März 1773 anlangten. Die Scene, die uns Herr Forster hier schildert, durch das Medium der vorherigen Beschreibung und also aus der Seele unsrer Seefahrer gesehen und gefühlt, hat (nach meinem Gefühl wenigstens) so viel Anziehendes, und beide zusammen machen, ohne Kunst der Composition, durch die bloße Wahrheit der Natur ein so großes rührendes Ganzes, daß wir uns nicht enthalten können, die ganze Stelle abermals mit den eignen Worten unsers Geschichtschreibers herzusetzen.

„Das Wetter war schön und in Verhältniß zu demjenigen, das wir bisher hatten empfinden müssen, recht erquickend warm. Sanft wehende Winde führten uns nach und nach bei vielen felsichten Inseln vorbei, die alle mit Bäumen und Buschwerk

überwachsen waren, deren mannichfaltiges dunkleres Immergrün mit dem durch die Herbstzeit verschiedentlich schattirten Grün des übrigen Laubes malerisch vermischt war und sehr angenehm gegen einander abstach. Ganze Schaaren von Wasservögeln belebten die felsichten Küsten, und das Land ertönte überall vom wilden Gesang der gefiederten Waldbewohner. Je länger wir uns nach Land und frischen Gewächsen gesehnt hatten, desto mehr entzückte uns nun dieser Prospect, und die Regungen der innigsten Zufriedenheit, welche der Anblick dieser neuen Scene durchgängig veranlaßte, waren in eines Jeden Augen deutlich zu lesen. Um drei Uhr Nachmittags kamen wir endlich unter der Spitze einer Insel vor Anker — wo wir der Küste so nah waren, daß man sie mit einem kleinen Tau erreichen konnte. Kaum war das Schiff in Sicherheit, als unsre Matrosen ihre Angeln auswarfen; und in wenig Augenblicken sah man an allen Seiten des Schiffs eine Menge vortrefflicher Fische aus dem Wasser ziehen, deren vielversprechender Anblick die Freude über unsre glückliche Ankunft in der Dusky-Bai ungemein vermehrte. Da wir so lange darauf gefastet hatten, so war es kein Wunder, daß uns diese erste neuseeländische Mahlzeit als die herrlichste in unserm ganzen Leben vorkam. Zum Nachtisch ergetzte sich das Auge an der vor uns liegenden wildnißartigen Landschaft, die Salvator Rosa nicht schöner hätte zusammensetzen können. Sie war ganz im Geschmack dieses Künstlers und bestand aus Felsen, mit Wäldern gekrönt, deren Alter in die Zeiten vor der Sündfluth hinaufzureichen schien, und zwischen welchen sich aller Orten Wasserbäche mit schäumendem Ungestüm herabstürzten. Doch hätte es bei Weitem nicht so vieler Schönheit bedurft, um uns zu entzücken; denn nach einer so langen Entfernung vom Lande ist es wahrlich sehr leicht, selbst die ödeste Klippe für das herrlichste Land in der Schöpfung anzusehen. Und aus diesem Gesichtspunkt muß man auch die feurigen Beschreibungen der wilden Klippen von Juan Fernandez und der undurchdringlichen Wälder von Tinian in Anson's Reise um die Welt betrachten."

Da die an Dusky-Bai angrenzende Gegend ihnen alle ihrem gegenwärtigen Bedürfniß angemessnen Bequemlichkeiten anbot, so beschloß Capitän Cook, hier einige Zeit zu verweilen. Unsre Naturforscher wandten diese Zeit an, sich mit den Reichthümern der Natur so bekannt zu machen, als es die schon ziemlich weit fortgerückte herbstliche Jahreszeit zuließ.

Der Hafen, wo sie vor Anker lagen, war eine kleine Bucht, so nah am Ufer, daß es mit einem Gerüste von wenigen Planken erreicht werden konnte. Die Natur selbst schien ihnen den Zugang durch einen großen Baum erleichtern zu wollen, der vom Ufer aus in horizontaler Richtung schief über das Wasser hin gewachsen war. Am Ufer selbst fanden sie nicht weniger Bequemlichkeit für das, was jetzt ihre dringendsten Bedürfnisse ausmachte. Die Bäume standen so nah am Schiffe, daß die Aeste bis an die Masten hinreichten, und ein schöner Strom frischen Wassers floß nur einen Pistolenschuß weit hinter dem Schiffe. Sie ließen es nun ihre erste Arbeit sein, einen nahgelegnen Hügel von Holz kahl zu machen, um die Schmiede und Sternwarte daselbst aufzustellen, und zugleich wurden für die Segelmacher, Böttcher, Wasserträger und Holzhauer am Wasserplatz Zelte aufgeschlagen. Diese Arbeiten gaben ihnen Gelegenheit, bald genug von der allzu günstigen Meinung zurückzukommen, die sie in der Entzückung des ersten Anblicks von diesem Lande gefaßt hatten. Denn die ungeheure Menge von Schlingstauden, Dornen, Strauchwerk und Farnkraut, womit die Wälder überall durchwachsen und überlaufen waren, machte es ungemein mühsam, ein Stück Landes zu reinigen. „In der That", sagt unser Autor, „ist es nicht nur historisch wahrscheinlich, daß in diesem südlichen Theile von Neu-Seeland die Wälder noch unangetastet in ihrem ursprünglich wilden ersten Stande der Natur geblieben sind, sondern der Augenschein beweist solches beinahe unleugbar. Wir fanden es nicht nur des obgedachten überhandgenommenen Unkrauts wegen fast unmöglich, darin fortzukommen, sondern es lag auch überall eine Menge von verfaulten Bäumen im Wege, die entweder vom Wind umgeworfen oder vor Alter umgefallen und durch die Länge der Zeit zu einer fetten Holzerde geworden waren, aus welcher bereits neue Generationen von jungen Bäumen, parasitischen Pflanzen, Farnkräutern und Moosen reichlich wieder aufsproßten. Oft bedeckte eine täuschende Rinde das innere verfaulte Holz eines solchen umgefallnen Stammes, und wer es wagte, darauf zu treten, fiel gemeiniglich bis mitten an den Leib hinein. Auch das Thierreich lieferte seinerseits einen Beweis, daß dieser Theil des Landes bis jetzt noch keine Veränderung von Menschen erlitten haben müsse; denn eine Menge kleiner Vögel schienen noch nie eine menschliche Gestalt gesehen zu haben, so unbesorgt blieben sie auf den nächsten Zweigen sitzen oder hüpften wol

gar auf den äußersten Enden unsrer Vogelflinten herum und betrachteten uns als fremde Gegenstände mit einer Neugierigkeit, die der unsrigen einigermaßen gleich kam."

Es ist leicht zu erachten, daß es in einem so beschaffnen Lande an neuen Gegenständen für unsre Naturforscher nicht fehlen konnte. Zwar setzte ihnen theils eben diese Wildheit desselben (indem das ganze Land um die Dusky- oder Dämmerungs-Bai*) aus steilen felsichten Bergen besteht, die durch Klüfte von einander abgesondert und unterhalb mit dicken Wäldern bewachsen sind), theils die Jahrszeit und das fast immer nasse Wetter große Schwierigkeiten entgegen. Indessen wurde ihre Mühe doch durch Entdeckung vieler neuer Pflanzen- und Vögelarten und durch den Anblick großer herrlicher Naturscenen belohnt, unter denen wir, unsrer Absicht gemäß, nur die malerische Beschreibung eines Wasserfalls mit den Worten des Verfassers mittheilen wollen.

Als sie nach einem Wege von anderthalb englischen Meilen bei demselben angelangt waren, mußten sie den Berg, von welchem er sich stürzte, wenigstens sechshundert Fuß hoch hinanklettern, eh sie ihn völlig zu Gesichte bekamen. Von dort aus fanden sie die Aussicht groß und prächtig. Das Erste, was ihnen in die Augen fiel, war eine klare Wassersäule, die etwa vierundzwanzig bis dreißig Fuß im Umfang hält und sich mit reißendem Ungestüm über einen senkrechten Felsen aus einer Höhe von ungefähr dreihundert Fuß herabstürzt. Am vierten Theile der Höhe trifft diese Wassersäule auf ein hervortretendes Stück desselben Felsen, der von da an etwas abhängig wird, und schießt sodann in Gestalt einer durchsichtigen, ungefähr fünfundsiebzig Fuß breiten Wasserwand über den durchscheinenden flachen Felsenrücken hinweg. Während des schnellen Herabströmens fängt das Wasser an zu schäumen und bricht sich an jeder hervorragenden Ecke der Klippe, bis es unterhalb in ein schönes Becken stürzt, das ungefähr hundertundachtzig Fuß im Umfang hält und an drei Seiten durch eine ziemlich senkrechte Felsenwand, vorn aber von großen, unordentlich übereinanderge-

*) Capitän Cook hatte ihr diesen Namen schon auf seiner ersten Reise um Neu-Seeland, wo er sie nur gesehen, beigelegt. An der Stelle, wo das Schiff jetzt vor Anker lag, verursachte das vom Ufer herabhängende Buschwerk eine solche Dämmerung, daß es in den Kajüten, selbst bei hellem Wetter, immer dunkel blieb und man bei bewölktem Himmel oft am Mittage Licht anstecken mußte.

stürzten Steinmassen eingeschlossen ist. Zwischen diesen drängt es sich wieder heraus und fällt am Abhang des Berges schäumend in die See herab. „Mehr als dreihundert Fuß weit", fährt Herr Forster fort, „fanden wir die Luft umher mit Wasserdampf und Dunst angefüllt, der von dem heftigen Fall entsteht und so dicht war, daß er unsre Kleider in wenigen Minuten dermaßen durchnäßte, als ob wir in dem heftigsten Regen gewesen wären. Wir ließen uns aber diese kleine Unannehmlichkeit nicht abhalten, ein so schönes Schauspiel noch von mehrern Seiten zu betrachten, und stiegen zu solchem Ende auf die höchsten Steine vor dem Bassin. Wenn man von hier aus in dasselbe herabsah, so zeigte sich ein vortrefflicher Regenbogen, der bei hochstehender Mittagssonne in den Dünsten der Cascade völlig zirkelrund und sowol vor als unter uns zu sehen war. Außer und neben diesem Licht- und Farbenkreise war der Wasserstaub mit prismatischen Farben, aber in verkehrter Ordnung gefärbt. Zur Linken dieser herrlichen Scene stiegen schroffe braune Felsen empor, deren Gipfel mit überhängendem Buschwerk und Bäumen gekrönt waren. Zur Rechten lag ein Haufen großer Steine, den allem Ansehn nach die Gewalt des vom Berge herabströmenden Wassers zusammengethürmt hatte. Ueber diesen hinaus erhob sich eine abhängige Felsenschicht zu einer Höhe von hundertundfunfzig Fuß, und auf dieser war eine fünfundsiebzig Fuß hohe senkrechte Felsenwand mit Grün und Buschwerk überwachsen. Weiter zur Rechten sah man Gruppen von gebrochnem Felsen, durch Moos, Farnkraut, Gras und allerlei Blumen verschiedentlich schattirt, den dort herkommenden Strom aber zu beiden Seiten mit Bäumen eingefaßt, die vermöge ihrer Höhe von ungefähr vierzig Fuß das Wasser deckten. Das Getöse des Falls war so heftig und hallte von den benachbarten Felsen so stark zurück, daß man keinen andern Laut davor unterscheiden konnte. Die Vögel schienen sich deshalb etwas davon entfernt zu halten; weiterhin aber ließ sich die durchdringend helle Kehle der Drosseln, die tiefere Stimme des Bartvogels (Wattle Bird) und der bezaubernde Gesang verschiedner Baumläufer an allen Seiten hören und machte die Schönheit dieser wilden romantischen Gegend vollkommen. Als wir uns umwandten, sahen wir die weite Bai, mit kleinen waldichten Inseln besät, unter uns; über sie hinaus an der einen Seite das feste Land, dessen hohe mit Schnee bedeckten Berge bis an die Wolken reichten; an der andern aber verlor sich das Auge in den un-

abseblichen Flächen des Oceans." „Dieser Prospect", setzt Herr Forster hinzu, „ist so bewundernswürdig groß, daß es der Sprache an Ausdrücken fehlt, die Majestät und Schönheit desselben der Natur gemäß zu beschreiben, und daß nur der künstliche Pinsel des auf diese Reise mit ausgeschickten Malers Hodges im Stande war, dergleichen Scenen mit meisterhafter Täuschung nachzuahmen."

Die Kenntniß, die wir von den Einwohnern von Neu-Seeland durch Capitän Cook's erste Reise bekommen, hat durch diesen zweiten Besuch keinen sonderlichen Zuwachs erhalten. Die Dusky-Bai, in deren Gegend sie sich meistens aufhielten, macht einen Theil des südlichen Endes der Insel Tovy-Poännemu oder der südlichen Hälfte von Neu-Seeland aus, auf welcher man im Jahre 1770 größtentheils gar keine Einwohner angetroffen hatte. Dieser Umstand, nämlich die wenige Bevölkerung dieses wildern und gebirgigern Theiles von Neu-Seeland, hat sich auch durch diesen zweiten Besuch bestätigt. Unsre Reisenden faßten zwar anfangs eine bessre Hoffnung, da sie wenige Tage nach ihrer Ankunft ein paar Kähne mit Indianern zu sehen bekamen; allein diese, deren Zahl sich zusammen nicht über vierzehn erstreckte, waren so scheu, daß sie weder durch Freundschaftszeichen zum Annähern, noch durch die in ihren Hütten und Kähnen zurückgelassnen Geschenke zum Wiederkommen zu bewegen waren. Einige Tage hernach aber kam der Capitän, da er mit den beiden Herren Forster und dem Maler Hodges in einem Boot ausgefahren war, um die Nordseite der Bai genauer zu untersuchen und Zeichnungen aufzunehmen, bei einer kleinen Insel, die eine weit hervorragende Felsenspitze hatte, vorbei, wo sie einen Menschen sehr laut rufen hörten. Dies bewog sie, näher heranzukommen, und da zeigte sich's, daß es ein Indianer war, der, mit einer Streitaxt bewaffnet, auf der Felsenspitze stand; und hinter ihm erblickten sie in der Ferne am Eingang eines Waldes zwei mit Speeren bewaffnete Frauenspersonen. Sie riefen ihm in der Sprache von O-Tahiti (von welcher die neuseeländische nur ein Dialekt ist) freundschaftlich zu, näher zu kommen; er blieb aber unbeweglich auf seine Keule gelehnt stehen und hielt in dieser Stellung eine lange Rede, die er bei verschiedenen Stellen mit großer Heftigkeit aussprach und alsdann auch zugleich die Keule um den Kopf schwenkte. Herr Cook fuhr fort, ihm sein Tayo, harre mai (Freund, komm her) zuzurufen und ihm zugleich einige Schnupftücher zuzuwerfen,

aber ohne Wirkung. Endlich stieg Cook unbewaffnet und blos mit einigen Bogen weißem Papier*) in der Hand auf den Felsen und reichte dem Wilden das Papier hin. Dieser zitterte nun am ganzen Leibe, nahm zwar das Papier an, verlor aber seine Furcht nicht eher, als bis der Capitän seine, des Indianers, Nase mit der seinigen berührte, welches in Neu-Seeland die Art, einander zu grüßen, ist. Dieses Merkmal von Freundschaft machte den Wilden auf einmal so zahm und zutrauisch, daß er sogleich den beiden Weibern rief, herbeizukommen. Dies thaten sie auch ungesäumt, und es erhob sich nun zwischen den Indianern und Herrn Cook und seinen Begleitern eine Unterredung, die um so viel interessanter war, weil — kein Theil den andern recht verstand. Herr Hodges zeichnete indessen ihre Gesichter ab. Der Mann hatte ein ehrliches gefälliges Ansehen, und die eine von den beiden Frauenspersonen, die sie für seine Tochter hielten, sah gar nicht so unangenehm aus, als sich's Herr Forster von einer Neuseeländerin vermuthet hatte; die andre hingegen war desto häßlicher und hatte ein ungeheures garstiges Gewächs an der Oberlippe. Sie waren Alle olivenfarbig, schwarz und lockicht von Haaren und am obern Theile des Körpers wohlgebildet, die Beine hingegen außerordentlich dünne, übelgestaltet und krumm — welches sie in der Folge bei allen andern Neuseeländern, die ihnen zu Gesicht kamen, ebenso fanden. Man bot den Indianern einige Fische und Enten an, sie warfen solche aber zurück und gaben zu verstehn, daß sie daran keinen Mangel hätten. Da die einbrechende Nacht unsre Reisenden zum Abschied nöthigte, sah ihnen der Mann in ernsthafter Stille und mit einer Aufmerksamkeit nach, welche tiefes Nachdenken anzuzeigen schien; das junge Mädchen hingegen, die während ihrer Anwesenheit in Einem fort und mit so geläufiger Zunge, als Keiner von ihnen je gehört zu haben sich erinnerte, geplaudert hatte, fing nunmehr an zu tanzen und fuhr fort, ebenso laut zu sein als vorher. Des folgenden Tages kehrten sie mit Geschenken von Beilen, Nägeln und andern Sachen zu diesen Indianern zurück. Der Mann begriff nicht nur beim ersten Anblick den vorzüglichen Werth und Gebrauch der Beile und großen Nägel, sondern sah auch überhaupt Alles mit Gleichgiltigkeit an, was ihm keinen Nutzen zu haben schien. Ein

*) Denn die weiße Farbe ist auch in Neu-Seeland ein Friedenszeichen, wovon Herr Forster verschiedene Beispiele anführt.

Zeichen einer vorzüglichen Sagacität und Beurtheilungskraft; uns dünkt es blos ein Zeichen, daß ihm der Gebrauch der Beile und Nägel schon bekannt war. Denn aus Allem, was Herr Forster von ihm erzählt, ist zu vermuthen, daß er sich in dieser wilden Gegend blos als ein Flüchtling aufhielt, der vor seinen Feinden sonst nirgends sicher war. Sie lernten bei diesem Besuche seine ganze Familie kennen, die aus zwei Frauen (worunter die mit dem Gewächs an der Lippe war), dem obgedachten jungen Mädchen, einem Knaben von etwa funfzehn Jahren und drei kleinen Kindern bestand, wovon das jüngste noch an der Brust lag. Es wäre zu wünschen, daß unser Philosoph diese kleinen Kinder werth geachtet hätte, sie genauer zu besehen, wäre es auch nur gewesen, um uns deutlicher zu machen, ob die Ungestalt der Neuseeländer an den Schenkeln, Knieen und Beinen ein Werk der Natur oder zufälliger Umstände sei. Sie gingen mit diesen Indianern nach ihrer Wohnung, die wenige Schritte im Walde lag und aus zwei Hütten von der simpelsten und primitivsten Bauart bestand. Denn es waren blos etliche pyramidenförmig in der Spitze zusammengelehnte Stangen, mit Blättern ihrer Flachspflanze und drüberher mit Baumrinde gedeckt. Um die Geschenke des Herrn Cook zu erwidern, ließen sie sich's etliche Streitäxte kosten; von den Speeren, die ihnen das Unentbehrlichste scheinen mochten, wollten sie keinen abgeben. Die zwischen dieser indianischen Familie und unsern Seefahrern angefangne Freundschaft wurde durch verschiedne Besuche und Gegenbesuche fortgesetzt; sie konnten es aber, ungeachtet einer ihrer Seesoldaten ziemlich viel von der Landessprache verstehen wollte, nie bis zu einer mündlichen Unterredung bringen, weil diese Familie eine besonders harte und unverständliche Aussprache hatte. Vielleicht war es ein besonderer Dialekt, der in einer Gegend gesprochen wurde, wohin Herr Cook auf seiner ersten Reise nicht gekommen war, und wo das Haupt dieser Familie vor der Revolution, die vielleicht seine Horde zerstört und ihn selbst in diese kleine Insel am wildesten und unbewohntesten Ende des Landes zu flüchten gezwungen, eine angesehene Person oder gar einen Anführer vorgestellt hatte. Vielleicht hatten die Feinde seines Hippäh oder seiner Horde den über sie erlangten Sieg den Beilen und Nägeln zu danken, die sie bei Cook's erstem Aufenthalt in Neu-Seeland bekommen; und so erklärte sich dann auf eine ganz natürliche Art sowol sein oben bemerktes nachdenkendes Wesen

als der Werth, den er sogleich beim ersten Anblick auf Beile und Nägel zu setzen schien. Ein Umstand, der die Vermuthung, daß dieser Neuseeländer kein gemeiner Mann gewesen, wahrscheinlicher macht, scheint dasjenige zu sein, was Herr Forster bei Gelegenheit eines Besuchs, den er auf dem Schiffe ablegte, von seiner natürlichen Unerschrockenheit erzählt: da er nämlich, wie er ihre Leute schießen sah, Lust bekam, es auch zu versuchen, und, ungeachtet das junge Mädchen, seine vermeinte Tochter, ihn fußfällig mit den größten Zeichen der Angst davon abzuhalten suchte, das Gewehr drei- oder viermal hinter einander abfeuerte, ohne einige Furcht blicken zu lassen. Auch von diesem Mädchen, das er damals ganz allein mit sich auf das Schiff genommen hatte, und das sowie er selbst mit einem Speer bewaffnet war, erzählt uns der Verfasser einen merkwürdigen Zug. Sie hatte verschiedne Tage zuvor, als unsre Reisenden zu ihnen an ihr Ufer hinübergekommen waren, eine besondre Neigung und Zudringlichkeit zu einem jungen Matrosen gezeigt, den sie ihrem Betragen nach für eine Person ihres Geschlechts zu halten schien; nachher aber wollte sie ihm, ohne daß man eine andre Ursache errathen konnte, als daß er sich vielleicht einige Freiheiten bei ihr herausgenommen, nie wieder erlauben, ihr nahe zu kommen. An Menschen, mit denen man nicht reden kann, wird Alles zu Räthsel. Was unsre obige Vermuthung am Meisten zu bekräftigen scheint, ist dies, daß diese Familie mit allen von den Europäern empfangenen Geschenken eines Morgens in Abwesenheit des Capitäns Cook auf einmal unsichtbar wurde. Der Mann (sagte das Schiffsvolk) hätte bei seinem Abzug durch Zeichen zu verstehen gegeben, er wolle aufs Todtschlagen ausgehen und dazu die Beile gebrauchen. Vermuthlich glaubte er sich nun im Stande, seine zerstreuten Anhänger wieder zusammenzubringen, sie vortheilhafter zu bewaffnen und solchergestalt wieder die Oberhand über seine Feinde zu erhalten.

Außer dieser Familie kamen unsern Abenteurern nur wenige andre Eingeborne zu verschiednen Zeiten und an verschiednen Orten zu Gesichte, so daß die ganze Bevölkerung der Dusky-Bai sich vielleicht nicht über drei oder vier Familien erstreckte. Ungeachtet dieser geringen Anzahl schienen diese Indianer den Gedanken, „daß sie sich verkriechen müßten", nicht ertragen zu können; wenigstens verstecken sie sich nicht, ohne vorher versucht zu haben, ob sie mit den Fremden in Verbindung kommen und erfahren

können, wie sie gesinnt sind. „Bei der Menge von Inseln und Buchten und der dicken Wälder wegen, die es hier giebt, würde es uns“, sagt Herr Forster, „unmöglich gewesen sein, die Familie ausfindig zu machen, die wir auf der kleinen Insel sahen, wenn sie sich nicht selbst entdeckt und die ersten Schritte zur Bekanntschaft gethan hätte. Auch würden wir diese Bucht hier (diejenige, wo sie noch mit zwei oder drei Familien bekannt wurden) verlassen haben, ohne zu wissen, daß sie bewohnt sei, wenn die Einwohner bei Abfeurung unsers Gewehrs uns nicht zugerufen hätten. In beiden Fällen ließen sie meines Erachtens eine offenherzige Dreistigkeit und Ehrlichkeit blicken, die ihrem Charakter zur Empfehlung gereicht; denn hätte selbiger die mindeste Beimischung von heimtückischem Wesen gehabt, so würden sie (was ihnen sehr leicht gewesen wäre) gesucht haben, uns unversehens zu überfallen“ u. s. w. In der That läßt sich aus Allem, was man uns von den Neuseeländern meldet, der Schluß ziehen, daß eine Anlage in ihnen liegt, aus welcher durch Cultur eine sehr edle Art von Menschen werden könnte. Indessen wissen wir doch von ihren dermaligen Sitten und Gebräuchen unsern verfeinerten Landesleuten kaum etwas Anders zur Nachahmung anzupreisen als die Mode, einander mit Berührung der Nasen zu grüßen oder, wie es die englischen Matrosen nennen, einander zu nasen; und wir können nicht umhin, anstatt des minder ehrerbietigen und allzu vertraulichen Küssens (welches überdies zuweilen noch andre Unbequemlichkeiten hat) die Einführung des Nasens beim Grüßen und Abschiednehmen in Vorschlag zu bringen.

Eh wir Dusky-Bai verlassen, sei uns erlaubt, noch ein Gemälde von derjenigen Art, worin unser Verfasser ein Meister ist, auszuziehen, das die Veränderung betrifft, die ein einziges europäisches Schiff in wenigen Tagen in der Gestalt dieses wilden Heiligthums der Natur hervorbrachte. Ein Gemälde, das uns dadurch um so viel lieber wird, weil es, beinahe sollte man denken, ohne Absicht des Verfassers, ein wahres Bild der großen menschlichen vanitas vanitatum und gleichsam ein kurzer Auszug ist der ganzen Geschichte unserer hochgerühmten Künste und des ewigen Entstehens und Verschwindens aller Werke, womit Menschenwitz und Menschenhände den Erdboden zieren und — verunzieren.

„Die Vorzüge einer civilisirten Verfassung über den rohen Zustand des Menschen fielen durch nichts deutlicher in die

Augen", sagt unser Verfasser, „als durch die Veränderungen und Verbesserungen, die auf dieser Stelle (die sie nun im Begriff waren, wieder zu verlassen) vorgenommen worden waren. In wenig Tagen hatte eine geringe Anzahl unsrer Leute das Holz von mehr als einem Morgen Landes weggeschafft, welches funfzig Neuseeländer mit ihren steinernen Werkzeugen in drei Monaten nicht würden zu Stande gebracht haben. Den öden wilden Fleck, wo sonst unzählbare Pflanzen sich selbst überlassen wuchsen und wieder vergingen, hatten wir zu einer lebendigen Gegend umgeschaffen, in welcher hundertundzwanzig Mann unabläßig auf verschiedene Weise beschäftigt waren:

Quales apes aestate nova etc. *Virgil.**)

Wir fällten Zimmerholz, das ohne **uns** durch Zeit und Alter umgefallen wäre und verfault sein würde, und unsre Brettschneider sägten Planken daraus, oder es ward zu Brennholz gehauen. Hier, an einem rauschenden Bache, dem wir einen bequemern Ausfluß in die See verschafften, stand die Arbeit unsrer Böttcher, ganze Reihen von neuen oder ausgebesserten Fässern, um mit Wasser gefüllt zu werden. Dort dampfte ein großer Kessel, in welchem aus inländischen, bisher nicht geachteten Pflanzen ein gesundes, wohlschmeckendes Getränke für unsre Arbeiter gebrauet wurde. Unweit davon kochten unsre Leute vortreffliche Fische für ihre Kameraden, die zum Theil an den Außenseiten und Masten des Schiffes arbeiteten, um solches zu reinigen, zu kalfatern und das Tauwerk wieder in Stand zu setzen. So verschiedne Geschäfte belebten die Scene und ließen sich mit mannichfaltigem Geräusche hören, indeß der benachbarte Berg von den abgemessnen Schlägen der Schmiedehämmer laut widerhallte. Selbst die schönen Künste blühten in dieser neuen Colonie auf. Ein Anfänger in der Kunst zeichnete hier in seinem Noviziat die verschiednen Thiere und Pflanzen dieser unbesuchten Wälder; die romantischen Prospecte des wilden rauhen Landes hingegen standen mit den glühenden Farben der Schöpfung geschildert da, und die Natur verwunderte sich gleichsam, auf des Künstlers Staffelei so richtig nachgeahmt zu erscheinen. Auch die höhern Wissenschaften hatten diese wilde

*) Das **Gleichniß** thut hier unstreitig das Beste — und beweist am Ende doch, daß die Menschen, um das Gemälde ihrer künstlichen Geschäftigkeit zu **verschönern**, der **Natur** die **Farben** abborgen müssen. [Die Stelle steht Aen., I. 430—435. — A. d. H.]

Einöde mit ihrer Gegenwart beehrt. Mitten unter den mechanischen Werkstätten ragte eine Sternwarte empor, die mit den besten Instrumenten versehen war, durch welche der Sternkundigen wachender Fleiß den Gang der Gestirne beobachtete. Die Pflanzen, die der Boden hervorbrachte, und die Wunder des Thierreichs in Wäldern und Seen beschäftigten die Weltweisen, deren Stunden bestimmt waren, ihren Unterschied und Nutzen auszuspähen. Kurz, überall, wo wir nur hinblickten, sah man die Künste aufblühen, und die Wissenschaften tagten in einem Lande, das bis jetzt noch eine lange Nacht von Unwissenheit und Barbarei bedeckt hatte. — Allein dies schöne Bild der erhöhten Menschheit und Natur war von keiner Dauer. Gleich einem Meteor verschwand es fast so geschwind, als es entstanden war. Wir brachten unsre Instrumente und Werkzeuge wieder zu Schiffe und ließen kein Merkmal unsers Hierseins als — ein Stück Land, das von Holz entblößt war. Zwar hatten wir eine Menge von europäischem Gartengesäme der besten Art daselbst ausgestreut; allein das Unkraut umher wird jede nützliche Pflanze bald genug wieder ersticken, und in wenig Jahren wird der Ort unsers Aufenthalts nicht mehr zu kennen, sondern zu dem ursprünglichen chaotischen Zustande des Landes wieder herabgesunken sein. Sic transit gloria mundi! Augenblicke oder Jahrhunderte der Cultur machen in Betracht der vernichtenden Zukunft keinen merklichen Unterschied." [1])

Den 5. Mai 1773 segelten unsre Abenteurer aus Dusky-Bai in Neu-Seeland nach dem aus Capitän Cook's erster Reise bekannten Charlottensund, wo sie den 18. anlangten und die nicht mehr gehoffte Freude hatten, die Adventure, von der sie den 8. Januar während eines außerordentlichen Nebels getrennt worden waren, wiederzufinden. Sie hielten sich nicht länger hier auf, als vonnöthen war, um beide Schiffe wieder segelfertig zu machen.

Das Meiste, was Herr Forster während dieses kurzen Aufenthalts von den Einwohnern dieses merkwürdigen Landes

[1]) Hiezu stand im Merkur noch die Bemerkung: „Diese letzte Reflexion, wiewol an sich nur ein Gemeinplatz, macht an dieser Stelle den letzten Strich, um das Gemälde zu vollenden, und Herr Jakob Forster ist um dieses Sic transit gloria mundi willen in meinen Augen mehr Mann von Verstand und Gefühl als wegen neun Zehnteln seines ganzen Buchs." — A. d. H.

wahrgenommen, bestätiget das Gute, was im neunten Hauptstück des III. Bandes des Hawkesworthischen Werkes von ihnen gesagt wird.

So nachtheilig eine größere Cultur und Bekanntschaft mit unsern Künsten und feinern Bedürfnissen den glücklichen, nichtsbedürfenden Lieblingskindern der Natur in O-Tahiti und den übrigen Gesellschaftsinseln aller Wahrscheinlichkeit nach sein möchte, so viel hätten hingegen die Neuseeländer dabei zu gewinnen, gegen welche sich die Natur so karg erwiesen hat, daß sie sich ohne Hilfe unsrer Künste und Einrichtungen unmöglich jemals aus ihrem armseligen Zustande emporarbeiten können. Denn eben dieser allzu dürftige Zustand scheint die einzige, aber ohne fremde Beihilfe unüberwindliche Ursache zu sein, warum dies Volk, in welchem so viel herrliche Kräfte und Fähigkeiten zu schlummern scheinen, nie zur Entwickelung derselben gelangen wird, so lange es sich selbst überlassen bleibt. Es ist wirklich ein trauriger Anblick, wenn wir ein Volk, das sich unter günstigern Umständen und mit den gehörigen Hilfsmitteln in wenigen Jahrhunderten vielleicht zu etwas Bessern als Spartaner und Römer ausbilden könnte, durch die bloße Schwierigkeit, ihr Leben zu erhalten, genöthigt sehen, sich selbst unter einander aufzureiben und gerade durch die daher entstehende Entvölkerung ihres Landes und Trennung der Einwohner in lauter sehr kleine, in ewigem Kriege unter einander lebende Gesellschaften die Möglichkeit eines glücklichern Zustandes sich selbst immer an der Wurzel abzuschneiden. Was die Erfahrung längst als eine große Wahrheit bestätigt hat, daß Noth und Dürftigkeit auch die edelsten Naturen endlich zusammendrückt, abwürdiget, kleinmüthig, mißtrauisch und der niedrigsten Handlungen fähig macht, zeigt sich vielleicht nirgends in einem stärkern Licht als unter den Indianern von Neu-Seeland. Von Natur herzhaft, unerschrocken, großmüthig und zutraulich, macht sie das Gefühl ihrer Schwäche feig, mißtrauisch und menschenscheu. Sie scheinen den Werth der friedsamen häuslichen Glückseligkeit so stark zu fühlen als irgend ein Volk in der Welt und leben immer unsicher, in einem ewigen Hobbesianischen Kriegsstande. Ihr Herz ist offen, treu, dankbar, gefühlvoll für Ehre und Schmach, mit einem Wort, edel und menschlich — und sie sind Menschenfresser! Ungeachtet ihre sittlichen Gefühle nicht zu deutlichen Begriffen und zusammenhangenden Grundsätzen entwickelt sein können, so glaubt man doch, selbst durch

die Hülle der höchst unvollkommnen Nachrichten, die uns unsre europäischen Abenteurer von ihnen geben können, das Selbstgefühl einer edlern Natur durchscheinen zu sehen, die unwillig darüber ist, sich durch die Noth erniedrigt zu sehen, zu thun oder zu leiden, was eines Menschen unwürdig ist. Der unendliche Nutzen, den ihnen in ihrem armseligen Zustande das europäische Eisenwerk, Beile, Messer, große Nägel und dergleichen schaffen können, setzt zwar ihre erregte Begierlichkeit der Verführung unsrer Seefahrer aus; sie geben um dieses Gewinnstes willen*) ihre Schwestern und Töchter preis, aber man sieht, daß sie es ungern thun, und nichts kann sie dahin bringen, auch ihre verheiratheten Frauen der Entehrung zu überlassen; und Herr Forster (der überhaupt nicht dazu gestimmt scheint, die Neuseeländer in einem verschönernden Lichte zu sehen) gesteht, daß auch unter jenen Weibsbildern manche nicht anders als mit dem äußersten Widerwillen, und durch ihre eigenen Verwandten gezwungen, dahin zu bringen gewesen, „sich den Begierden solcher Kerle preiszugeben, die ohne Empfindung ihre Thränen sehen und ihre Wehklagen hören konnten".

Die empfindsame Anmerkung, welche Herr Forster bei dieser Gelegenheit macht, über den moralischen Schaden, womit die Neuseeländer die wenigen Vortheile, so sie von dem Besuch der engländischen Seefahrer gezogen, bezahlen müßten, ist nur zu sehr gegründet — und wenn wir uns nicht sehr irren, kann das ihnen dadurch zugefügte Unrecht auf keine andre Weise vergütet werden, als daß man sich ein ernstliches Geschäfte daraus mache, sie nun völlig zu policiren und ihnen, da sie doch einmal etwas von unsern gefährlichen Gaben gekostet haben, lieber vollends Alles gebe — die ganze Büchse der Pandora mit allem Guten und Bösen, was sie enthält. In ihren Umständen haben sie nichts mehr dabei zu verlieren, hingegen sehr viel zu gewinnen. Aber was ficht die Europäer der Zustand eines armen rohen Volkes am Ende der Welt an, bei dem nichts zu holen ist als, wenn's hoch kommt, Mastbäume und ein paar Raritäten für Kunst- und Naturaliencabinette, deren man um eine Hand voll Nägel genug von ihnen haben kann?

---

*) Man vergesse gleichwol nicht, daß ein paar große Nägel für eine Neuseeländerin wenigstens eine ebenso große Versuchung sind als eine Rivière von Diamanten für eine hübsche Putzmacherin in Paris oder London.

Wir eilen mit unsern Argonauten nach diesem berühmten O-Tahiti,*) welches seit der ersten Nachricht, die uns Herr von Bougainville davon gegeben, eine Art von Schlaraffenland oder Pays de cocagne für unsre Europäer geworden ist — nach dieser glücklichen Insel, wo wir mit Recht so erstaunt sind, unsre Lieblingsträume von arkadischer Unschuld, Einfalt, Ruhe und kummerfreiem Wohlleben eines Volkes, das in ewiger, unbesorgter, lieblicher Kindheit an den Brüsten der Natur hängt — realisirt zu sehen — nach dieser Insel, wo der weniger dichterische Menschenforscher selbst, so unbefriedigend er alle bisherigen Nachrichten von ihren Bewohnern findet, doch immer genug sieht, um nach einer genauen, vollständigen, durchaus wahren Kenntniß derselben lüstern zu werden. Was uns Herr Forster nach einem blos vierzehntägigen Aufenthalt davon sagt und sagen kann, ist zwar ein bloßer Nachtrag zu dem ausführlichern Bericht, den wir dem Herrn von Bougainville und dem Beschreiber der ersten Reise des Capitän Cook zu danken haben — denn Herr Forster wollte nichts wiederholen, was man dort schon gelesen hat —, aber unterhaltend und schätzbar ist dieser Nachtrag durch viele kleine Anekdoten und individuelle Züge, die uns diesen holden Geschöpfen, in denen wir die Natur sich verjüngern und das kindliche Alter der Menschheit wiederkehren sehen, näher bringen, und die dem Weisen unendlich willkommener sind als abgezogene Resultate, studirte Hypothesen und idealisirte Abbildungen oder vielmehr Vorspiegelungen, womit wir uns so oft anstatt ächter Geschichtserzählungen und lebendiger Bilder abspeisen lassen müssen.

„Ein Morgen war's!" singt Herr Forster im höhern Ton; „schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben,**) an welchem wir die Insel O-Tahiti zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, der uns bis hieher begleitet, hatte sich geleget;

---

*) So muß man, wie Herr Forster ausdrücklich bemerkt, den Namen dieser Insel im Deutschen aussprechen und schreiben.

**) Herr Forster (damals noch ein sehr junger Mann) war noch ganz voll von seinen Dichtern und bedachte wol nicht, als er diese Zeile hinschrieb, daß seine Dichter sich glücklich geachtet haben würden, einen solchen Morgen, wie ihm hier zu Theil ward, wirklich zu sehen — und daß die Einbildungskraft in solchen Dingen immer unter der Natur bleibt.

ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb denselben erblickte das Auge Reihen von niedrigern sanft abhängenden Hügeln, die den Bergen gleich mit Waldungen bedeckt und mit verschiedenem Grün und herbstlichem Braun schattiret waren. Vor diesen her lag die Ebne, von tragbaren Brodfruchtbäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene hervorragten. Noch erschien Alles im tiefsten Schlaf; kaum tagte der Morgen, und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin. Allmählich aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häusern unterscheiden und Canots, die auf dem sandigen Strand heraufgezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über diese brach sich die See in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt und versprach den sichersten Ankerplatz. Nunmehr fing die Sonne an, die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten, und die Aussicht begann zu leben."

Kaum ward das Schiff bemerkt, so eilte Alles dem Strande zu, und einige Kähne stießen ab, um die Neuangekommenen mit Darbietung eines grünen Pisangschosses und häufigem Zuruf des Worts T a y o (Freund) zu begrüßen und sich ihrer Freundschaft zu versichern. Der grüne Pisangzweig wurde auf ihr Verlangen an das Tauwerk des Hauptmasts befestiget, wo er von Jedermann gesehen werden konnte und das Zutrauen der Insulaner zu den Fremden unverletzlich befestigte. Die zuerst Herbeigekommnen kehrten zu den Ihrigen ans Land zurück, und bald war das ganze Ufer mit Menschen bedeckt. Das Schiff sah sich in kurzer Zeit von einigen hundert Kähnen umgeben, in jedem zwei, drei bis vier Mann, Alle, zum Beweis ihres ganz argwohnlosen Vertrauens, unbewaffnet. Von allen Seiten her erschallte das süße freundschaftliche T a y o und wurde von den Neuangekommenen so gut erwidert, als sie konnten und wußten.

Mich, ich gesteh' es unverhohlen, wenn ich mir den Contrast denke zwischen der offnen, warmen, kunstlosen Gutherzigkeit dieser K i n d e r d e r N a t u r und aller der Freundlichkeit und Gutartigkeit, deren ein Schiff voll — e n g l i s c h e r S e e l e u t e fähig

ist — mich wandelt dabei ein Schauder an, und es ist mir ungefähr ebenso dabei zu Muthe, als wenn ich einen Zieraffen von einer wohldressirten und auf ihre Kunst einstudirten französischen Gouvernante einem holden deutschen Mädchen von dritthalb Jahren liebkosen sehe.

Herr Forster fing sogleich an, durch die Kajütenfenster mit seinen neuen Freunden — um Naturalien zu handeln. In einer halben Stunde hatte er schon etliche Vögel und eine Menge Fische. Die Farben der letzten waren, so lange sie lebten, von ausnehmender Schönheit; daher Herr Forster auch sogleich diesen Morgen dazu anwendete, sie zu zeichnen und die hellen Farben aufzulegen, eh sie mit dem Leben verschwanden. — Ich bemerke diesen Umstand nicht, um Herrn Forster zu tadeln; er war nun einmal ein Naturalienforscher und Sammler; Vögel, Fische und Pflanzen nach der Natur abzuzeichnen, war ein wesentlicher Theil seiner Bestimmung und Pflicht. Ich bedaure nur, daß bei einer solchen Reise nicht auch einmal Einer bestellt wird, der keine andere Pflicht noch Bestimmung hat, als die neuen Menschen, die ihm vorkommen, zu erforschen und nach dem Leben abzuzeichnen. Menschen sind doch wol auch Naturalien, was auch die königliche Gesellschaft zu London davon denken mag.

Indessen ließ Herr Forster gleichwol die Menschen nicht ganz aus der Acht, und was er von ihnen sagt, bestätiget den liebenswürdigen Charakter, der den Einwohnern der Societätsinseln von allen Europäern, die zu ihnen gekommen, beigelegt wird und sie von allen Völkern der Welt unterscheidet. „Die Leute, die uns umgaben," sagt er, „hatten so viel Sanftes in ihren Gesichtszügen als Gefälliges in ihrem Betragen. — Es dauerte nicht lange, so kamen verschiedene dieser guten Leute an Bord. Das ungewöhnlich sanfte Wesen, der Hauptzug ihres Nationalcharakters, leuchtete sogleich aus allen ihren Geberden und Handlungen hervor. Die äußeren Merkmale, wodurch sie uns ihre Zuneigung zu erkennen zu geben suchten, waren von verschiedener Art; Einige ergriffen unsre Hände, Andre lehnten sich auf unsre Schultern, noch Andre umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weiße Farbe unsrer Haut und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß wir ebenso beschaffen wären als sie."

Man erinnere sich aus Bougainville's und D. Hawkesworth's Nachrichten, daß eben diese so ungemein sanften Menschen die empfindlichsten Geschöpfe von der Welt sind, daß es ihnen nicht an Muth fehlt, Beleidigungen zu rächen, daß sie mit ihren Waffen sehr wohl umzugehen wissen und mit einigen Völkerschaften benachbarter Inseln in beständiger Fehde leben. Ihre Sanftheit und Güte ist also nicht phlegmatische Schwäche. Diese höchste Sanftheit mit so reizbaren Sinnen, solchem Feuer der Leidenschaften, so viel Herz und Unerschrockenheit macht zusammen den schönsten, menschlichsten Geschlechtscharakter aus, den ich — der die weite Welt nur aus Büchern kennt — in allen Zeiten und Strichen des Erdbodens jemals gefunden habe.

Hundertmal, wenn ich die unaussprechliche Liebenswürdigkeit der menschlichen Natur im zweiten und dritten Jahre der Kindheit — diese so wunderbar angenehme und reizvolle Composition von Unwissenheit und Neugierde, Sorglosigkeit und Aufmerksamkeit, Liebe und Selbstheit, traulicher Gutherzigkeit und äußerster Zornfähigkeit, Nachgiebigkeit und Eigensinn, Schlauheit und Einfalt, diese offne Unbefangenheit der Seele, dieses Aufdämmern der Vernunft aus dem dunkeln Gewirr des Gefühls, diese zarte Beweglichkeit aller Sinne, diese lautre Reinheit jedes Naturtriebs, diese Wahrheit und Innigkeit aller Begierden, Zuneigungen und Bewegungen des Herzens in Lust und Schmerz, Freude und Betrübniß, Liebe und Haß, diese glückliche Geneigtheit, alles Uebel sogleich, wie es nicht mehr gegenwärtig gefühlt wird, alle Beleidigungen im Moment, wie sie aufhören, wieder zu vergessen, diese reine Stimmung aller Saiten des Gefühls zu Allem in der Natur, was Beziehung auf sie hat, diese beständige Aufgelegtheit, sich zu freuen, zu genießen, dieses ewige Leben im Augenblick, diese gänzliche Verschlossenheit für die Zukunft, dies nichts Böses wollen, nichts Böses ahnen — wenn ich, sag' ich, das Alles in der so unbeschreiblich feinen und lieblichen Mischung, wie es in den ersten Jahren des kindischen Lebens sich äußert, sahe, und es zu einer Zeit sah, da — noch von keinem O-Tahiti die Rede war — wie oft dacht' ich dann: „Was für Geschöpfe wären wir, wenn wir zur Blüthe und Kraft des Jünglingsalters heranwachsen und die Vollkommenheit unsrer Natur erreichen könnten, ohne von Allem, was die Kindheit so liebenswürdig, so glücklich macht,

mehr zu verlieren, als vermöge der absoluten Nothwendigkeit der Sache verloren gehen muß, wenn Dämmerung zum Morgen und Knospe zur Blume wird!"

Ich weiß, wenn ich wieder kalt bin, so gut als ein Anderer, in welche Classe ein solcher Wunsch gehört, und was mir jeder hochgelehrte Knabe, der so eben seinen Cursus von Logik, Metaphysik, Moral, Dogmatik u. s. w. absolvirt hat, dagegen einwenden kann — aber ich freue mich doch, zu denken, daß wenigstens der beste und glücklichste Theil der Bewohner der Gesellschaftsinseln lebendige Beweise sind, daß die Natur in einigen kleinen Inselchen der Südsee gewissermaßen wirklich gemacht hat, was bei mir und andern ehrlichen Wünschern und Träumern bloßer Wunsch und Traum der freundlichen Einbildung war. — Freilich geht etwas und ziemlich viel davon ab, daß Wirklichkeit je so schön, so glänzend, so erwünscht sei, als was Fee Mab mit einem Schlag ihres Mohnstengels vor unserm innern Sinn vorbeizaubert. Die Kinder von O-Tahiti sind freilich keine Halbengel aus einer idealischen Unschuldswelt — aber so, wie sie sind, wer ist der Mensch, der sie nicht lieben muß? wo die gute Seele, die sich nicht zu ihnen wünscht?

Herr Forster war kaum in O-Tahiti angekommen, als er schon die Wirkungen der leutseligen und gefälligen Gemüthsart der Einwohner erfuhr. „Da sie merkten," sagt er, „daß wir Lust hätten, ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisenden hersagten, so gaben sie sich viele Mühe, uns zu unterrichten, und freuten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Wortes treffen konnten." — Herr Forster setzt Verschiedenes, was jedoch aus seinen Vorgängern schon bekannt war, zum Lobe dieser Sprache hinzu. Sie besteht aus lauter reinen Silben und hat noch viel weniger Mitlauter als die griechische; sie ist noch singbarer als die italienische, oder vielmehr sie ist an sich selbst schon Gesang. — Auch erinnert er ausdrücklich, daß der wahre Name dieser Insel nicht Otaheite (wie die Engländer ihn schreiben und aussprechen), sondern O-Tahiti sei, und daß also, da die Vorsilben O und E Artikel sind, Herr von Bougainville den wahren Namen, Tahiti, richtig angegeben; nur daß die Einwohner es mit einer leichten Aspiration ungefähr wie Thahiti aussprechen.

Bougainville, in dessen Ausdrücken von dieser Zauberinsel und ihren Bewohnern man Schwärmerei einer verschönernden Imagination vermuthete, hat nicht zu viel gesagt, wenn er jene als ein Paradies und diese als glückliche Geschöpfe beschreibt. Herr Forster fühlte es gerade ebenso, und die Gemälde, die er davon macht, sind sehr geschickt, auch uns etwas von seinem Genusse mitzutheilen. — „Ungeachtet der späten Jahrszeit wegen Laub und Gras schon durchgehends mit herbstlichem Braun gefärbt war, so bemerkten wir doch bald, daß diese Gegenden in der Nähe nichts von ihren Reizen verlören. — Wir befanden uns in einem Walde von Brodfruchtbäumen, auf denen aber bei dieser Jahrszeit keine Früchte mehr waren, und beim Ausgang des Gehölzes sahen wir einen schmalen, von Gras entblößten Fußpfad vor uns, vermittelst dessen wir bald zu verschiednen Wohnungen gelangten, die unter mancherlei Buschwerk halb versteckt lagen. Hohe Kokospalmen ragten weit über die andern Bäume empor und neigten ihre hängenden Wipfel auf allen Seiten gegen einander hin. Der Pisang prangte mit seinen schönen breiten Blättern und zum Theil auch noch mit einzelnen traubenförmigen Früchten. Eine schattenreiche Art von Bäumen mit dunkelgrünem Laube trug goldgelbe Aepfel, die den würzhaften Geschmack und Saft der Ananas hatten. Der Zwischenraum war bald mit jungen chinesischen Maulbeerbäumen*) bepflanzt, deren Rinde von den Einwohnern zu Verfertigung der hiesigen Zeuge gebraucht wird, bald mit verschiednen Arten von Arum- und Zehrwurzeln, mit Yams, Zuckerrohr und andern nutzbaren Pflanzen besetzt. Die Wohnungen der Indianer lagen einzeln, jedoch ziemlich dicht neben einander im Schatten der Brodfruchtbäume auf der Ebne umher und waren mit mancherlei wohlriechenden Stauden umpflanzt. Die einfache Bauart und die Reinlichkeit derselben stimmte mit der kunstlosen Schönheit des um sie her liegenden Waldes überaus gut zusammen. — Sie bestanden mehrentheils nur aus einem Dach, das auf etlichen Pfosten ruhte, und pflegten übrigens an allen Seiten offen und ohne Wände zu sein. (Glücklicher Beweis, daß die Einwohner weder Schirm vor der Ungunst der Witterung und des Klima, noch die mindeste Verwahrung gegen einander selbst vonnöthen haben!) — Vor jeder Hütte sah man eine kleine Gruppe von Leuten, die sich ins weiche Gras

*) Morus papyrifera.

gelagert hatten oder mit kreuzweis übereinandergeschlagenen Beinen beisammen saßen und ihre glücklichen Stunden entweder verplauderten oder ausruhten. Einige standen bei unsrer Annäherung auf und folgten dem Haufen, der mit uns ging; Viele aber, besonders Leute von reiferem Alter, blieben unverrückt sitzen und begnügten sich, uns im Vorübergehen ein freundschaftliches Tayo! zuzurufen. Da unsre Begleiter gewahr wurden, daß wir Pflanzen sammelten, so waren sie sehr emsig, dieselben Sorten zu pflücken und herbeizubringen, die sie von uns hatten abbrechen sehen. Es gab auch in diesen Plantagen in der That eine Menge von allerhand wilden Arten, die unter einander in jener schönen Unordnung aufsproßten, die über das steife Putzwerk künstlicher Gärten immer unendlich erhaben ist. — Vornehmlich fanden wir verschiedene Grasarten, die, unerachtet sie zärter und feiner als unsre nördlichen waren, dennoch, weil sie im Schatten wuchsen, ein sehr frisches Ansehen hatten und einen weichen Rasen ausmachten. Sie dienten zugleich, das Erdreich feucht zu erhalten und solchergestalt den Bäumen Nahrung zu verschaffen, die auch ihrerseits im vortrefflichsten Stande waren. Mancherlei kleine Vögel wohnten in ihren Zweigen und sangen sehr angenehm, dem Wahn zu Trotz, den man in Europa hegt, als ob es den Vögeln in den heißen Ländern an harmonischen Stimmen fehle. In den Gipfeln der höchsten Kokosbäume pflegte sich eine Art kleiner schöner sapphirblauer Papageien aufzuhalten, und eine grünliche Art mit rothen Flecken sah man häufig unter den Pisangbäumen. — Ein Eisvogel von dunkelgrünem Gefieder und rings um den weißen Hals mit einem ringförmigen grünen Streif gezeichnet, ein großer Kukuk und verschiedene Arten von Tauben hüpften fröhlich auf den Zweigen herum, indeß ein bläulicher Reiger gravitätisch am Seeufer einhertrat, um Muscheln, Schnecken und Würmer aufzulesen. Ein schöner Bach, der über ein Bette von Kieseln rollte, kam in schlängelndem Lauf das schmale Thal herab und füllte beim Ausfluß in die See unsre Fässer mit silberhellem Wasser." — Ich besorge nicht, daß meine Leser diese ausgeschriebene Stelle zu lang finden werden. Solche individuelle Gemälde geben eine lebendigere Vorstellung als allgemeine Beschreibungen; und wem muß es nicht angenehm sein, zu sehen, mit welcher Liebe die Natur an der Wiege ihrer Schooßkinder gearbeitet hat?

Desto verdrießlicher ist gleich darauf zu lesen, wie der Capitän Cook, vermuthlich in einem Anstoß übler seemännischer Laune, fähig war, um eines sogenannten Diebstahls willen, dessen sich einer von den beiden Söhnen ihres bisherigen Begleiters O-Pue, von seiner kindischen Begierlichkeit verleitet, schuldig gemacht hatte, d. i. um einer Beleidigung willen, die in O-Tahiti gar keine Beleidigung war, den Frieden dieser glücklichen Wohnungen zu stören und die trauliche Sorglosigkeit dieses Volks von Kindern durch Flintenkugeln und Vierpfünder zu schrecken. O Ihr hassenswürdigen Europäer mit Euerm zur Unzeit angebrachten Pufendorf! — „Was?" wendet man ein, „man hatte dem Kerl schon unentgeltlich eine Menge Sachen gegeben, und er hat noch die Unverschämtheit, die Gesetze der Gastfreiheit auf eine so häßliche Art zu übertreten" und — ein Messer und einen zinnernen Löffel zu mausen! War es bei solcher Bewandniß des Herrn Capitäns Hochwohlgeboren zu verdenken, daß Wohlderselbe „aus Unwillen über das schändliche Betragen dieses Kerls" sich nicht enthalten konnte, ihm eine Flintenkugel über dem Kopf hinzufeuern — und, als sogar der dritte Schuß nichts fruchten wollte und die entfernten Indianer (die von alle dem Spuk nichts begriffen und nur Einige der Ihrigen mit Flintenschüssen von den fremden Herren verfolgt sahen) vom Strand aus mit Steinen nach den Herren zu werfen anfingen, sie durch einen Vierpfünder in Respect zu setzen, auch ihnen zu wohlverdienter Strafe und Andern zum Schrecken für Kosten, Schaden und Genugthuung zwei doppelte Canots wegnehmen zu lassen? — O des herrlichen europäischen Natur- und Völkerrechts! — Ei, ei, lieber Forster! — wo war in diesem Augenblick Ihre Philosophie? — Wie können Sie von dem jungen Menschen verlangen, daß er Ihren Pufendorf und Barbeyrac gelesen haben soll? Wie können Sie Sich einbilden, daß er das Messer und den zinnernen Löffel aus einer andern Ursache als aus kindischem Instinct oder höchstens aus unbesonnenem, arglosem Muthwillen genommen hat? Was würden Sie dazu sagen, wenn ein Friedensrichter in England ein Kind von zwei oder drei Jahren, weil es einen Löffel, oder was Sie sonst wollen, gemaust hätte, pillorisiren lassen wollte? Der otahitische Junge hier verstand wahrlich von der Moralität seiner Handlung, die Sie ein schändliches Betragen nennen, nicht mehr als das vorbesagte Kind. Das Kind und der junge

Kerl von O-Tahiti hat einen Naturtrieb zu Allem, was ihm gefällt, und weiß nichts Anders, als daß die ganze Welt mit Allem, was darin ist, ihm gehört. „Du sollst nicht stehlen!" ist ein positives bürgerliches Gesetz, zu dessen Beobachtung wir erzogen werden müssen. Man hat an dessen Uebertretung in den meisten bürgerlichen Gesellschaften Schande und entehrende Strafen hängen müssen; aber was geht das die Bewohner von O-Tahiti an? Und wenn es der Folgen wegen nöthig war, dem kindischen Trieb dieses Völkchens zu Allem, was ihnen ansteht, Einhalt zu thun, konnte das nicht auf eine freundlichere Art und ohne Vierpfünder geschehen?

Man kann sich des Unwillens schwerlich enthalten, wenn man (wie nur zu oft Gelegenheit ist) dergleichen Probestückchen liest von dem herrischen Betragen, das die europäischen Seemänner sich über Menschen herausnehmen, die von ihnen nicht abhängen und nur durch den Vorzug tödtlicherer Waffen gezwungen sind, sich von ihnen mißhandeln zu lassen. Aber freilich ist es — ihrer würdig und ganz aus einem Stücke mit der Unverschämtheit, womit diese Herren im Namen ihrer allergnädigsten Könige von jeder Insel und Halbinsel der Südsee, auf die sie Wind und Wetter oder Bedürfniß, sich zu erfrischen, verschlägt, feierlich Besitz nehmen, ohne daß es ihnen einfällt, die uralten Einwohner derselben zu fragen, was sie zu dieser Besitznehmung zu sagen haben. Ein herrliches Völkerrecht! Und das sind die aufgeklärten, philosophischen, rechtshochgelahrten Herren, die einen weggemausten zinnernen Löffel mit Vierpfündern rächen!

Der Vierpfünder indessen wirkte. Die Herren erreichten ihren großen Zweck; denn er jagte den O-Tahitern ein solches Schrecken ein, daß sie sich zwei doppelte Canots (und wahrlich noch zehnmal so viel, wenn die Herren Vierpfünder gewollt hätten) ohne Widerrede wegnehmen ließen. Freilich war nun das Vertrauen der guten Insulaner verscherzt — und das hatten die europäischen Herren gleichwol noch vonnöthen, weil sie wenigstens ebenso großen Appetit zu den Hühnern und Schweinen der Indianer hatten, als diese zu ihren Messern und Löffeln. Aber das war ja auch leicht wieder zu gewinnen. Die Bewohner waren „so freundschaftliche, gutherzige Leute!" — Gleichwol waren sie, sagt Herr Forster, wegen des Vorgefallnen etwas scheuer und zurückhaltender als zuvor (sie hatten wol groß Unrecht daran?) Es währete etliche Tage,

bis man sie wieder zutraulich machen konnte, und Herr Cook mußte sich am Ende doch entschließen, die genommenen Kähne wieder zurückzugeben.

Doch — weg von diesen unangenehmen Betrachtungen! Herr Forster versöhnt uns wieder mit sich durch ein paar ziemlich getreu, wie es scheint, und nicht ohne Liebe nach dem Leben gemalte otahitische Familienstücke, die ich nicht um das beste von Greuze geben möchte. Hier hätte der Maler Hodges, den unsre Seefahrer bei sich hatten, wenn etwas von Greuzens Geist in seinen Augen und in seinem Herzen gewesen wäre, Stoff zu Bildern und Gruppen bekommen können, womit er mehr Dank von uns verdient hätte als mit den reichen, idealisirten, griechenzenden Compositionen, die er uns für Natur, und Natur aus den Südseeinseln, aufheften will.

Die Herren Forster waren mit einigen Begleitern früh Morgens aufs Botanisiren gegangen. Zufälligerweise bekamen sie im Walde Gelegenheit, einigen Weibern von der niedrigsten Classe zuzusehen, wie sie den in diesen Inseln gewöhnlichen Zeug aus der fasrichten Rinde junger Maulbeerbäume bereiteten. Von da gelangten sie zuletzt in ein schmales Thal. Ein wohlaussehender Mann, bei dessen Wohnung sie vorbeikamen, lag im Schatten da und lud sie ein, neben ihm auszuruhen. Sobald er sah, daß sie dazu nicht abgeneigt schienen, streute er Pisangblätter auf einen mit Steinen gepflasterten Fleck vor dem Hause und setzte einen kleinen Stuhl hin, auf welchen er Denjenigen, der ihm der Vornehmste unter ihnen schien, niederzusitzen bat. Nachdem auch die Uebrigen sich ins Gras gelagert hatten, lief er ins Haus, holte eine Menge gebackner Brodfrucht und setzte ihnen solche auf den Pisangblättern vor. Nächst diesem brachte er noch einen Mattenkorb voll tahitischer Aepfel, einer Frucht, die der Ananas im Geschmack ähnlich ist, und nun bat er sie, zuzulangen. Die Herren ließen sich's wohl schmecken, fanden die Früchte vortrefflich und die tahitische Art, die Brodfrucht vermittelst heißer Steine in der Erde zu backen, unendlich besser als ihre eigne Art, sie zu kochen, weil bei jener aller Saft besser beisammenbleibt und durch die Hitze noch mehr verdickt wird, beim Kochen hingegen sich viel Wasser in die Frucht saugt und vom Geschmack und Saft viel verloren geht. Zum Nachtisch brachte ihnen der freundliche Wirth fünf Kokosnüsse; er öffnete sie, goß den kühlen hellen Saft in eine reine Kokosschale und reichte sie

einem Jeden nach der Reihe zu. Unsre Reisenden wurden von der zuvorkommenden und uneigennützigen Gastfreiheit dieses Mannes sehr eingenommen, schenkten ihm das Beste, was sie von Korallen und Nägeln bei sich hatten, und begaben sich nun wieder an ihre botanische Arbeit, die zwar nicht ganz unbelohnt blieb, aber doch, theils wegen der schon vergangnen Jahrszeit, theils aus einem andern wesentlichen Grunde nicht sehr ergiebig war. Dieser war, wie Herr Forster sehr richtig zu urtheilen scheint, die hohe Cultur der Insel O-Tahiti. Wäre sie weniger angebaut, sagt er, so würde das Land dem herrlichen Boden und Klima nach überall mit hunderterlei Arten von Kräutern wild überwachsen gewesen sein, anstatt daß jetzt dergleichen kaum hie und da einzeln aufsprossen.

Bei Anbruch des folgenden Tages gingen sie wieder ans Land und ostwärts den Gegenden um den Hafen Aitepieha zu, wo die Ebne immer breiter, die Pflanzungen immer ansehnlicher und die Wohnungen zahlreicher wurden, auch reinlicher und neuer aussahen als in der Gegend des Ankerplatzes. Sie spazierten ungefähr zwei Meilen weit beständig in den anmuthigsten Wäldern und Pflanzungen von Kokos- und Brodfruchtbäumen fort und sahen, wie die Leute aller Orten wieder an ihr Tagwerk gingen; vornehmlich hörten sie die Zeugarbeiter fleißig klopfen. Gleichwol sammelte sich, wo sie hinkamen, bald ein großer Haufen um sie her, der ihnen den ganzen Tag so unermüdet folgte, daß Manche darüber ihr Mittagsbrod versäumten. „Doch gingen sie", sagt Herr Forster, „nicht so ganz ohne Nebenabsicht mit. Im Ganzen war ihr Betragen allemal gutherzig, freundschaftlich und dienstfertig; aber sie paßten auch jede Gelegenheit ab, eine oder die andre Kleinigkeit zu entwenden, und damit wußten sie ausnehmend gut Bescheid. Wenn wir sie freundlich ansahen oder sie anlächelten, so hielten Manche es für die rechte Zeit, von unserm guten Willen Gebrauch zu machen und in einem bittenden Tone ein: Tayo, poe! (Freund, ein Korallchen?) hören zu lassen."

Ich, meines Orts, sehe in diesem kinderhaften Zug nichts als die klare ungeschminkte Menschheit, wie wir sie alle Tage an unsern Kindern von zwei oder drei Jahren sehen und auch an denen von fünf und sechs noch sehen würden, wenn wir nicht genöthigt wären, ihnen baldmöglichst beizubringen, daß es unanständig sei, seine guten Freunde anzubetteln. Warum übrigens die Leute von O-Tahiti die Einzigen in der Welt sein

sollten, die ohne alle Rücksicht auf sich selbst gutherzig, freundschaftlich und dienstfertig wären — oder mit welchem Recht diese Rücksicht auf sich selbst den Werth ihrer Gutherzigkeit in unsern Augen verringern sollte, seh' ich nicht; zumal da Herr Forster selbst hinzusetzt: „Wir mochten ihnen willfahren oder nicht, so brachte dies doch niemals eine Aenderung in ihrem Betragen hervor, sondern sie blieben so aufgeräumt und freundlich als vorhin.“ Ich dächte, dies wäre wirklich mehr, als man von den meisten unter den wohlerzogensten und moralisirtesten von uns Europäern sagen kann.

Ueber

die ältesten Zeitkürzungsspiele.

Die nachstehende Abhandlung erschien zuerst in den „Auszügen aus den Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque“ — der Bibliothek des Marquis de Paulmy —, welche Wieland im T. Merkur (1780, IV.; 1781, I. u. III.) veröffentlichte (s. Th. 36 in dem Abschnitt Französische Literatur), und ward später mit einigen Auslassungen sowol in den Kleineren prosaischen Schriften (1785, I. S. 253ff., mit der Ueberschrift: „Etwas von den ältesten Zeitkürzungsspielen“) als auch unter der vorstehenden in W.'s eigner Ausgabe seiner Werke (1796, Bd. XXIV. S. 87ff.) wieder abgedruckt. Die Einleitung (T. Merkur 1781, I. S. 43—50) hat Wieland hier weggelassen. Zum Schlusse derselben heißt es: „Doch es ist keineswegs unsre Meinung, dem Hrn. von P** in seiner Recension aller Jeux d'exercice et d' adresse und aller Arten von Hasard- und Commerzspielen zur Seite zu gehen. Die bloßen Namen dieser Spiele, von denen die meisten nicht mehr üblich sind, würden etliche Seiten anfüllen, und man sollte denken, Hr. von P** hätte sich viele unnöthige Mühe ersparen können, wenn er die Frau von *** geradezu auf die Académie des Jeux, ein bekanntes und nichts weniger als seltnes Buch, verwiesen hätte. Wir unterbrechen uns also hier eine Weile in einer Arbeit, die unsern Lesern ebenso lästig fallen möchte als uns selbst, und hoffen statt eines trocknen und wenig unterrichtenden Namenregisters sie mit einigen historischen Nachrichten und Anekdoten von den ältesten Arten der Zeitkürzungsspiele, vornehmlich dem Schachspiel, als dem König von allen, auf eine angenehmere Art unterhalten zu können; wiewol wir uns bei dieser (wenn man will) mikrologischen Arbeit von der Hilfe unsers gelehrten Marquis, der blos für Madame de *** schrieb, gänzlich verlassen finden.“

Die Erfindung der Würfel und eines andern bei den Griechen üblichen Spieles, welches mit unserm Kegelschieben einige Aehnlichkeit hat, wurde keinem Geringern als dem angeblichen Erfinder aller Künste und Wissenschaften, dem Theut oder Hermes der Aegypter, zugeschrieben. Wir haben davon das Zeugniß des Plato, der in seinem Phädros dem Sokrates eine Unterredung zwischen diesem Theut und dem ägyptischen König Thamos in den Mund legt, welche er, ohne seinen Gewährsmann zu nennen, gehört zu haben vorgiebt. So wenig Beweiskraft auch diese Stelle hat, so beweist sie doch, daß die Erfindung dieser Spiele sich in dem grauesten Alterthume verliert.

Ein anderes bei den Alten sehr übliches Fingerspiel, welches die Franzosen Mourre, die Italiener Mora, die Lateiner digitis micare nennen, und welches aller Vermuthung nach mit einer sehr alten Art, mit den Fingern zu rechnen,*) zusammenhing, soll die schöne Helena erfunden haben, um sich und den Trojanischen Damen während der langen Belagerung von Troja die Zeit zu vertreiben. Diese Art zu rechnen, die, weil sie die natürlichste ist, vermuthlich auch die älteste war, wurde nach und nach immer weiter und endlich so weit getrieben, daß man durch die verschiedene Articulirung und Stellung der Finger bis auf eine Million zählen konnte. Ich vermuthe, daß das Feine dieses Spiels in der Behendigkeit bestanden habe, womit man

*) Beda Venerabilis, ein britischer Mönch, der im siebenten Jahrhundert lebte und für den gelehrtesten Mann seiner ungelehrten Zeit galt, hat einen Tractat über diese Art zu rechnen geschrieben, nach dessen Anweisung ein gewisser Johann Bogard die sämmtlichen Figuren derselben von 1 bis 1,000,000 in Kupfer gestochen, im Jahre 1544 zu Paris herausgegeben hat, aus welchem Werke sie in der Folge in verschiedene andere, die von geheimen Künsten handeln, gekommen sind.

dem Andern gewisse Zahlen vorfingerte, die er ebenso geschwind errathen mußte. Doch wird es auch auf eine Art, die keine Kenntniß der Fingerrechenkunst voraussetzt, gespielt, indem man blos so behende als möglich mehr oder weniger Finger auf- und zuklappt und den Andern Gerad oder Ungerad rathen läßt. Von welcher dieser Spielarten die schöne Tochter der Leda Erfinderin gewesen sein mag, wissen wir nicht; aber das ist wol gewiß, daß Derjenige, der ihr diese Erfindung zugeschrieben, den Fürsten und Rittern am Hofe des alten Priamus wenig Ehre dadurch angethan hat.

Auf der andern Seite soll Palamedes im Lager der Griechen vor Troja zur Gemüthsergetzung der achäischen Feldherrn und Hauptleute, denen die zehnjährige Belagerung dieser Stadt vermuthlich nicht weniger müssige Stunden ließ als die Blockade von Gibraltar den spanischen, die nämlichen Spiele erfunden oder vielleicht nur eingeführt haben, welche Plato dem ägyptischen Theut beilegt.

Herodot (den die treuherzige Art, womit er seine Märchen so, wie er sie gehört hatte, nacherzählt, in den Augen billiger historischer Kunstrichter nur desto glaubwürdiger macht) schreibt die Erfindung der meisten Ergetzungsspiele, die bei den Griechen üblich waren, einem uralten lydischen Könige, Namens Atys, zu, der (nach Fréret's Ausrechnung) wenigstens dritthalbhundert Jahre vor dem Trojanischen Kriege gelebt hat. Eine große Hungersnoth hatte das Reich dieses Fürsten aufs Aeußerste gebracht. Die Unmöglichkeit, der gemeinen Noth abzuhelfen, drang ihn endlich, auf ein Mittel zu denken, dem Volke wenigstens das Gefühl seines Elendes zu erleichtern. Zu diesem Ende erfand er (vermuthlich mit Hilfe seiner Minister und schönen Geister) die besagten Spiele als ein Zerstreuungsmittel, das durch die Leidenschaften, die dabei erregt und beschäftigt werden, geschickt schien, ihre Aufmerksamkeit von den Gedanken an ihren Zustand abzukehren.[1]) Das Volk wurde in zwei Classen abgetheilt, welche Tag um Tag entweder zu essen bekamen oder spielten. Heute spielte die eine Classe, während die andre gespeist wurde; den folgenden Tag wurde der Tisch für die gestrigen Spieler gedeckt, und jene mußten indessen ihrem Magen mit Würfeln oder Ballschlagen die Zeit vertreiben. Fréret, der

---

[1]) Herodot erzählt des Atys sinnreiche Erfindung Buch I. Cap. 94. — (Gruber.)

dieser Anekdote in seiner Abhandlung über die Zeitrechnung des lydischen Reiches Erwähnung thut, meint, es sei nicht natürlich, eine Hungersnoth für die Mutter von Ergetzlichkeiten zu halten. Aber es ist wenigstens nicht unnatürlicher, als die Dürftigkeit zur Mutter der Liebe zu machen, wie Plato in seinem Gastmahle thut. Und wer weiß, ob nicht wir selbst die Zeit noch erleben, wo irgend ein schlauer Plusmacher auf den Einfall kommt, diese alte Erfindung des Königs Atys von Lydien zur Grundlage einer neuen Finanzspeculation zu machen, welche die Einkünfte seines Herrn durch die bloße Abschaffung von einhundertzweiundachtzigeinhalb Mahlzeiten des Jahrs um drei- bis vierhundert Procent jährlich wenigstens vermehren würde.

Wie dem auch sein mag, so viel ergiebt sich aus Homer's Odyssee,[1]) daß das Spiel mit einer Art von steinernen Kegeln, die man Pessos nannte (das einzige, an dessen Erfindung die Lydier keinen Anspruch machten), zu den Zeiten des Trojanischen Krieges unter den Griechen schon so gewöhnlich war, daß Minerva, wie sie in Gestalt des Königs Mentes Ulyssens Palast besucht, die Sponsirer der göttlichen Penelope vor der Thür über diesem Spiele antrifft. Athenäus[2]) giebt uns in seinen gelehrten Tischreden eine sehr deutliche Beschreibung, wie die besagten Freier dieses Spiel gespielt hätten, und führt zu seinem Gewährsmann den Polyhistor Apion von Alexandria an, der es von einem Einwohner von Ithaka, Namens Kteson, unmittelbar gehört zu haben versicherte.

Es waren nämlich hundertundacht edle Herren, theils aus Ithaka, theils aus den nächstgelegnen Inseln, welche auf die Gemahlin und die Güter des Ulysses Anspruch machten; und ebenso viele Pessoi, d. i. längliche, unten viereckige und oben zugeründete Steine, brauchten sie zu diesem Spiele. Die Freier stellten sich in zwei Reihen gegen einander über, vierundfunzig gegen vierundfunfzig, und ebenso wurden auch ihre Steine gesetzt, so daß zwischen den beiden Schlachtordnungen ein leerer Platz blieb, in dessen Mitte ein besonderer Stein gesetzt wurde, der den Namen Penelope bekam. Diese Penelope war nun das Ziel, wonach die Herren in einer bestimmten Entfernung werfen mußten; und die Ordnung des Werfens wurde durchs Loos entschieden. Der Erste, welcher so geschickt oder so glücklich

[1]) Homer's Odyssee, I. 106 ff. — (Gruber.)
[2]) Athenäus, Buch I. Cap. 14. — (Gruber.)

warf, sie zu treffen und von ihrer Stelle wegzurücken, dessen Stein wurde an ihren Platz gesetzt, und er warf nun von diesem Standpunkte zum zweiten Male nach seinem eigenen Steine, der nun die Penelope vorstellte.*) Traf er sie, ohne einen von den andern Steinen zu berühren, so hatte er gewonnen und hielt's für eine Vorbedeutung, daß er der Glückliche sei, der zuletzt die Braut heimführen werde; und je öfter Einer in diesem Spiele obgesiegt hatte, je höher stieg seine Hoffnung.

Dieses Spiel war also zugleich eine Art von Sortilegium,**) und wurde, wie es scheint, bei den Alten öfters zu diesem Ende gebraucht.

Homer gedenkt auch noch andrer Spiele, mit denen sich die Freier der schönen Penelope die Zeit kürzten; aber da sie von der kriegerischen und gymnastischen Art sind, welche bei den Griechen außer den lieblichen Spielen der Musen und Grazien (Gesang, Tanz, Musik und Theaterspielen) fast alle andern verdrängten, so gehören sie nicht zu meinem dermaligen Gegenstande.

Die vorerwähnte Sage, die den Palamedes zum Erfinder des beschriebenen Spieles mit den steinernen Kegeln macht, hat durch einen seltsamen Irrthum viele Gelehrte veranlaßt, diesen griechischen Prinzen für den Erfinder des Schachspiels auszugeben. Denn es ist nicht abzusehen, was diesen Irrthum hätte veranlassen können, wenn er nicht daher entstanden ist, daß irgend Einer (z. B. der lateinische Uebersetzer des Aelian) das griechische pessoi durch latrunculi übersetzt hat, und daß unsre neuern Lateiner das Schachspiel ludum latrunculorum zu nennen pflegen, wiewol das Soldatenspiel (welches bei den Römern diesen Namen führte) von dem Spiele der Homerischen Freier ebenso verschieden ist als vom Schachspiele, wie sich's besser unten zeigen wird.

Das wahre Schachspiel ist aus einer viel spätern Zeit und war in Europa vor den Kreuzzügen unbekannt. Es ist ein morgenländisches Spiel.

---

*) So verstehe ich wenigstens den Text des Athenäus und begreife nicht, wie er anders verstanden werden könne; wiewol Herr Jakob Dalechamp, der lateinische Uebersetzer, Mittel gefunden hat, aus der ganz klaren Erzählung des Textes etwas zu machen, das gar keinen Sinn hat. Ich weiß nichts zu seiner Entschuldigung zu sagen, als daß dies so ziemlich gewöhnlich bei ihm ist.

**) Das ist eine Art von Anfrage bei dem Schicksal durch gewisse Handlungen, deren Erfolg für eine Antwort desselben aufgenommen wurde.

Die ersten abendländischen Schriftsteller, welche dessen erwähnt haben, sind die Verfasser der Rittergeschichten von der Tafelrunde; bei den Griechen aber ist die berühmte Prinzessin Anna Komnena die Erste, die davon, unter dem Namen Zatrikion, als von einem Spiele spricht, das von den Persern zu den Griechen gebracht worden sei. Aber auch die Perser gestehen, daß sie nicht die Erfinder desselben sind,*) sondern es erst in den Zeiten des großen Khosru oder Kosroes (also gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts) aus Indien erhalten haben.

Ungefähr um eben diese Zeit, nämlich unter der Regierung des Wu-Ti, haben es auch die Sineser laut ihres eignen Bekenntnisses von den Indiern erhalten.

Unter diesen soll es zu Anfang des fünften Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung ein Bramine, Namens Nassir, Daher's Sohn,**) erfunden haben, um einen damaligen jungen und mächtigen König von Indien, Namens Behiib oder Behram — der in den ziemlich gewöhnlichen Fehler der Könige, von sich selbst zu groß und von den Menschen unter ihnen zu gering zu denken, gefallen war — mit guter Art von der Wahrheit zu überzeugen: „daß ein Fürst matt werden muß, sobald er von seinen Unterthanen verlassen wird oder keine mehr hat". Hundert andre wackre Leute, Rajahs und Braminen, hatten dies dem jungen Fürsten geradezu gesagt, aber waren damit so übel angekommen, daß Mehrere ihre Freimüthigkeit mit dem Leben hatten bezahlen müssen. Die natürlichen Folgen einer solchen Art zu verfahren blieben nicht lange aus. Die unterdrückten Völker gaben bereits durch gefährliche Zeichen zu erkennen, daß ihre Geduld erschöpft sei, und die zinsbaren Fürsten kehrten schon Anstalten vor, sich diesen Umstand zu Nutze zu machen — als Nassir, der Sohn Daher's, auf den Gedanken kam, dem Könige über die unglücklichen Folgen, welche sein Betragen nach sich ziehen würde, die Augen zu öffnen. Nun hatten ihm aber die Beispiele seiner Vorgänger gezeigt, daß die Belehrung auf keine andre Weise von gutem Erfolge sein würde, als wenn der Fürst sich solche selbst zu geben und nicht sie von einem Andern zu empfangen glauben würde.

*) S. Hyde, De Ludis orientalium, und Fréret, De l'origine du jeu des Echecs, im Vol. III. de l'Histoire de l'Acad. des Inscript. de 1731.

**) Die Araber nennen ihn Sissa.

Er erfand also das Königsspiel, wo der Schach oder König, wiewol der wichtigste unter allen Steinen, zu dessen Beschützung alle übrigen da sind, doch weder zum Angriff geschickt ist, noch sich selbst gegen seine Feinde schützen kann, wenn seine Unterthanen nicht das Beste dabei thun, und wo die gemeinen Soldaten die wichtigsten Dienste thun und eben deswegen auch auf alle mögliche Weise geschont werden müssen, weil der unzeitige Verlust eines einzigen genug ist, den Untergang des Königs nach sich zu ziehen oder zu beschleunigen.

Das neue Spiel wurde bald überall bekannt. Der König hörte davon sprechen und bekam Lust, es von dem Erfinder selbst zu erlernen. Der Bramine wurde nach Hofe berufen und fand unter dem Vorwande, Sr. Hoheit die Regeln des Spieles zu erklären, Gelegenheit genug, ihm auf eine feine und seine Eitelkeit nicht beleidigende Art alle die großen Wahrheiten beizubringen, die er aus dem Munde der hofmeisterlichen Rajahs und Braminen nicht hatte annehmen wollen. Kurz, der Fürst, dem es weder an Verstande noch Anlage zu edeln Gesinnungen fehlte, machte die Anwendung der Spiellectionen des Braminen Nassir auf sich selbst, änderte sein Betragen, gewann das Herz seiner Unterthanen wieder und wandte dadurch alles Unglück ab, das sich über ihm zusammengezogen hatte.

So erzählen die arabischen Autoren die Geschichte der Erfindung des Schachspiels, und man muß gestehen, wenn es gleich nur ein Märchen sein sollte, so ist es wenigstens gut erfunden, und die ganze Beschaffenheit dieses edeln Spieles stimmt aufs Vollkommenste mit dem Zweck überein, der dem Erfinder beigelegt wird.

Vielleicht ist der Leser neugierig, zu wissen, wie der König von Indien den Braminen Sissa oder Nassir für eine so schöne Erfindung belohnte. — „Sohn Daher's," sagte Behram zu ihm,*) „ich erkenne, daß Du ein Mann bist, in welchem der Geist der Weisheit wohnt; begehre frei, was ich Dir geben soll, es sei so tief oder so hoch Du willst; fordre bis zur Hälfte meines Reichs, es soll Dir werden!"

Sissa, der Weise, beugte sich mit seinem Antlitz zur Erde und antwortete dem Könige: „Mein Herr König, wenn ich Gnade gefunden habe vor Deinen Augen, so gewähre mich dessen, was ich von Dir bitten will! Siehe, ich habe die Tafel

*) So erzählt Hyde aus dem Munde eines ungenannten Rabbinen.

meines Spiels, die hier vor Dir liegt, in vierundsechzig Felder abgetheilt. So befiehl nun Deinen Knechten, welche über Deine Getreidehäuser gesetzt sind, daß sie auf das erste Feld legen ein Weizenkorn, auf das andre zwei, auf das dritte vier, auf das vierte acht, und so immer auf das nächstfolgende noch einmal so viel als auf das vorgehende, bis zum letzten der vierundsechzig Felder; und mein Herr der König lasse dies meine Belohnung sein!"

Wie der König dies hörte, gerieth er in einen großen Zorn und verachtete den Braminen in seinem Herzen, sprechend: „Du hast nicht gefordert wie ein weiser Mann, sondern wie ein Narr. Meinst Du etwa, daß ich nicht Macht genug habe, Dir etwas Großes zu geben, daß Du etwas so Geringes von mir verlangst?"

Allein der Bramine blieb dabei, daß ihm an der gebetnen Belohnung vollkommen genüge, und setzte hinzu: wenn es Sr. Hoheit ja zu wenig dünke, so möchte er ihm doppelt so viel geben lassen. Der König ließ also den Oberaufseher über seine Kornhäuser kommen und befahl ihm, dem Braminen zu geben, was er begehrt habe.

Aber es zeigte sich bald, daß der weise Sissa seinem Herrn in dieser Bitte abermals eine indirecte Lehre hatte beibringen wollen. Denn der Oberauffeher über die Kornhäuser kam in Kurzem wieder zurück und versicherte, er habe zwar die Summe der Weizenkörner, die der König dem Braminen zu geben befohlen, auszurechnen angefangen, aber solche, eh er noch über die Hälfte der Zahl vierundsechzig gekommen, so ungeheuer groß gefunden, daß es ihm unmöglich sei, fortzurechnen. Alles, was er davon sagen könne, sei, daß alles Korn im ganzen Reiche nicht hinlänglich wäre, nur die Hälfte des Getreides zu bezahlen, welches der Bramine nach dem Versprechen des Königs zu fordern habe.*)

Jetzt ging dem König auf einmal ein Licht auf; er merkte, was ihm der Sohn Daher's durch diese Bitte zu verstehen ge-

---

*) Man hat ausgerechnet, daß die ganze Summe nicht weniger erfordern würde als sechzehntausenddreihundertvierundachtzig Städte, in deren jeder eintausendvierundzwanzig Kornhäuser, in jedem Kornhause hundertvierundsiebzigtausendsiebenhundertzweiundsechzig Maß Weizen, und in jedem Maß zweiunddreißigtausendsiebenhundertachtundsechzig Körner wären, welches mehr Weizen wäre, als alle Kornböden des ganzen Erdbodens seit Erschaffung der Welt enthalten haben mögen.

geben hatte, ließ ihn zu sich holen, umarmte und küßte ihn und sprach: „Nun sehe ich, daß die Weisheit Gottes in Dir ist; von Stund an soll mein Volk nach Deinem Munde regiert werden, und Du sollst das Brod an meinem Tische essen!" — Und der weise Sissa (setzt der Rabbi hinzu) lebte mit dem Könige und war ihm wie sein Freund und Bruder alle Tage seines Lebens.

Ich finde nicht, wie dieses Spiel in Indien und von seinem Erfinder genannt worden sei. Als es nach Persien kam, erhielt es daselbst den Namen Schatreng oder Schatrangschi, das Königsspiel; und diesen Namen behielt es auch bei den Arabern, durch welche es vermuthlich in den mittlern Zeiten zu den Spaniern gekommen, die es Xadrang oder auch mit dem arabischen Artikel Al-Xadres und Axadres nennen. Die Griechen, die es vermuthlich erst von den Arabern, vielleicht in den Zeiten der Khalifen zu Bagdad, kennen lernten, nannten es Zatrikion, die Franzosen le jeu des échecs, die Deutschen das Schachspiel (jene von dem arabischen Schek oder Scheik, diese von dem persischen Schah oder Schach), die neuern Lateiner ludum scachorum und die Italiener scacchi.

Es ist unbegreiflich, wie ein so gelehrter Mann, als Saumaise war, ohne den Schatten eines Beweises aus griechischen Schriftstellern, die Griechen zu Erfindern eines Spieles machen konnte, in welchem Alles morgenländisch ist. Denn sein ganzer Beweis ist die seltsame Frage: „Wer weiß nicht, daß man die Erfindung dieses Spiels den Griechen schuldig sei? Von ihnen", setzt er ebenso entscheidend hinzu, „kam es zu den Persern." (Exercit. in Solin., p. 795.)[1] Die Prinzessin Anna Komnena, die doch wol besser wissen konnte, was an der Sache war, sagt gerade das Gegentheil. Denn da sie in der Erzählung der

[1]) Die betreffende Stelle lautet: Notavi aliquando calculorum ludum Graecis recentioribus ζατρικιον appellari, eamque dictionem origine Graecam esse demonstravimus. Quid esset, explicavimus. Id non placuit viris quibusdam eruditis, qui a Persico vocem illam deducere maluerunt, quibus *Xatreng* vel *Xatrang* hodie appellatur latrunculorum ludus. Adeo inquam haec observatio cuidam bella visa, ut palmariam censeat. Mihi contra videtur. Potius crediderim Persicum illud *Xatreng* ex Graeco ζατρικιον fictum fuisse, quam Graecum ex Persico. Ζατρικιον dictionem esse mere Graecam — — Lexicon vetus regiae bibliothecae mihi confirmavit. — — Postremo quis nescit hujus ludi inventionem Graecis deberi? A Graecis igitur ad Persas res ipsa cum nomine transiit. — (Gruber.)

Verschwörung der vier Gebrüder Anemaden und des schwachköpfigen Senators Salomon gegen den Kaiser Alexius, ihren Vater, des Umstandes, welchem dieser Kaiser die Entdeckung der Verschwörung und sein Leben zu danken hatte, erwähnt — nämlich, daß er gewohnt gewesen sei, wenn er des Nachts nicht schlafen konnte, mit einem seiner nächsten Verwandten Schach zu spielen —, setzt sie hinzu: „ein Spiel, welches bei den Assyrern*) erfunden worden und von ihnen auf uns gekommen ist.“ Daß diese Prinzessin von dem wahren Erfinder nicht genauer unterrichtet war, benimmt ihrer Glaubwürdigkeit in der Hauptsache nichts; denn so viel bleibt immer gewiß, daß sie es hätte wissen müssen, wenn das Spiel Zatrikion griechischen Ursprungs gewesen wäre, und daß sie solchenfalls nicht daran gedacht hätte, es den Assyrern zuzuschreiben.

Ob der gute Bramine Nassir die Könige durch sein Königsspiel viel weiser und besser gemacht habe, wollen wir — nicht fragen; aber wenigstens darin hat er seinen Zweck erreicht, daß es viele Jahrhunderte lang ein Lieblingsspiel der morgenländischen Fürsten und Großen gewesen und es noch auf diesen Tag ist. Von dem Khalifen Al-Amir, dem sechsten unter den Abbassiden, erzählt der Geschichtschreiber Elmakin eine Anekdote, die für einen sehr heroischen Beweis seiner Leidenschaft für dieses Spiel gelten kann. Er spielte eben im Innersten seines Palastes mit seinem Liebling Kuter Schach, da einer von seinen Dienern ihn erinnerte, daß es Zeit wäre, seine Aufmerksamkeit wichtigern Angelegenheiten zu widmen; denn die Feinde, welche Bagdad seit geraumer Zeit belagerten, wären im Begriffe, sich von der Stadt Meister zu machen. — „Gut, ich komme ja,“ sagte der Khalif zu dem Officier; „laß mich nur erst Kutern matt machen!“

Man erzählt von unserm großherzigen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, einen ähnlichen Zug, aber unter Umständen, die seinem Charakter zu größerer Ehre gereichen. Als ihn Kaiser Karl der Fünfte nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg in seine Gewalt bekommen hatte und, der Grundgesetze des deuschen Reichs und seiner Wahlcapitulation uneingedenk, ihm durch ein aus spanischen und italienischen Officieren bestehendes Kriegsgericht unter dem Vorsitze des abscheulichen Duca d'Alba den Proceß

*) So nannten die Griechen damals die Araber, die im Besitz des alten assyrischen und persischen Reichs waren.

machen ließ, spielte der Kurfürst eben mit Herzog Ernst von Braunschweig, seinem Freunde und Mitgefangnen, Schach, da ihm Karl das von jenem ungerechten Kriegsgericht über ihn gefällte Todesurtheil ankündigen ließ. Der Kurfürst hielt einen Augenblick inne, aber ohne den mindesten Anschein von Bestürzung blicken zu lassen, gab die Antwort eines Helden und eines guten Vaters, hieß darauf Herzog Ernsten, an dem der Zug war, fortziehen, spielte mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit heiter und kaltblütig fort und freute sich, da er den Herzog matt gemacht, seines Sieges ebenso herzlich, als ob nichts Widriges vorgefallen wäre.*)

Auch der große asiatische Eroberer Timur oder Tamerlan war ein großer Liebhaber vom Schachspiele. Er spielte aber nur das große, das auf hundertzweiunddreißig Feldern mit zweiunddreißig Figuren auf jeder Seite gespielt wird; das gewöhnliche mit sechzehn Figuren war ihm zu klein. Die Geschichte nennt sogar Diejenigen, mit denen er's gewöhnlich zu spielen pflegte, und unter Diesen auch den Ala-Eddin oder Aladdin, der so geübt darin war, daß er immer, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, zog und doch immer allen Andern überlegen war. Timur, der auch im Schachspiel nicht gern den Kürzern zog, war doch so billig, dem Aladdin seine Ueberlegenheit zu verzeihen. Da ihm Dieser einst in einem Meisterspiele viel zu schaffen machte und zuletzt auch den Sieg erhielt, rief Timur lachend aus: „Aladdin, Du hast gewonnen! Du bist unter den Schachspielern so einzig als Timur unter den Königen." Hingegen wird von dem berühmten Sultan Mahmud, Sebukteghin's Sohn, Ghasni genannt, erzählt: daß er im Schachspiel ebenso unerschöpflich an

*) Robertson's Geschichte Karl's V., Th. 3. S. 184. Diese Anekdote bringt mir eine andre ins Gedächtniß, welche Seneca von Canus Julius erzählt, einem edeln Römer, den der blutdürstige Tollhäusler Caligula ohne eine andre Ursache, als weil Canus noch eine altrömische Seele hatte, ermorden ließ. Caligula hatte es ihm zehn Tage vorher gesagt, daß sein Name auf der Todesliste stehe, und er war der Mann, dem man so was glauben konnte. Als nach zehn Tagen der Hauptmann, der den Canus nebst einigen Andern zum Tode führen sollte, in sein Haus kam, fand er ihn ganz ruhig beim Soldatenspiele. „Folge mir!" rief ihm der Hauptmann zu und wies seinen Befehl. Canus steht auf, zählt seine Steine und — „Daß Du mir nicht", sagt er zu seinem Kameraden, „nach meinem Tode sagst, Du habest gewonnen! — Hier," spricht er zum Hauptmann, „sei Du Zeuge, daß ich einen Stein mehr habe als er!" Seneca, De tranquill. animi, cap. XIV. Die Anekdote ist ebenso herrlich, als die moralische Brühe abscheulich ist, welche Seneca darüber gießt.

Kriegslisten und ebenso unüberwindlich gewesen als in dem eigentlichen Königsspiele, welches er mit den morgenländischen Fürsten seiner Zeit um Kronen und Länder spielte. Dies gab einem persischen Dichter, Namens Onsori, Anlaß, ihm in zwei Versen ein Compliment zu machen, das auf einen großen König unsrer Zeit anwendbar wäre:

„Mit tausend Fürsten spielt der König Mahmud Schach,
Und jeden macht er auch auf andre Weise matt."

Das Schachspiel ist seit den Zeiten, da die abendländischen Fürsten und Ritter es von ihren unglücklichen Kreuzzügen nach dem heiligen Grabe mitgebracht, auch in Europa lange das Lieblingsspiel der Großen gewesen. Daher kam es, daß man einem so königlichen Spiele durch die Kostbarkeit und künstliche Arbeit des Schachbretts und der Figuren Ehre anzuthun suchte und hierin mit den Morgenländern gleichsam wetteiferte, wie davon in königlichen und fürstlichen Kunst- und Schatzkammern (sowie noch in manchen altedeln deutschen Familien, wo man die Reliquien der Vorfahren in gebührenden Ehren hält) noch häufige Beweise anzutreffen sind. Im Orient wurde die Pracht auch in diesem Stücke so weit getrieben, daß (nach dem Geschichtschreiber Medschdi) der persische König Kosru, Perviz' Sohn, ein Schachspiel, wo die eine Hälfte der Figuren von Hyacinth und die andre von Smaragd war, und ein andrer persischer Monarch eines besaß, dessen mindester Stein dreitausend goldne Dinars werth war.

Einer von den alten Romanciers, deren Einbildungskraft immer noch über das Höchste, was sie vor Augen hatten, weit hinausging, giebt uns in einer Erzählung von den Abenteuern, welche den vier Brüdern und Königssöhnen, Gauvain (oder Galwin), Agravain, Gueret und Galleret, auf ihrem Zuge nach dem verlornen Lanzelot aufgestoßen, eine Beschreibung eines Schachbretts und einer Art, dieses Spiel zu spielen, die in einem romantischen Gedichte keine schlechte Figur machen würde.

„Galleret, der jüngste und artigste von diesen Brüdern, erblickt eines Tages, indem er aus einem Walde herausreitet, auf einem nicht weit entfernten Hügel ein prächtiges Schloß, und indem er es mit Verwunderung betrachtet, kommt ein Fräulein aus demselben angeritten, die ihn sehr höflich anspricht und ihn im Namen ihrer Dame, der Gebieterin dieses Schlosses,

einladet, bei ihr auszuruhen und nach der Tafel eine Partie Schach mit ihr zu spielen. „Denn“, setzte sie hinzu, „vermöge der guten Erziehung, die ein Ritter von Euerm Ansehen ohne Zweifel erhalten hat, kann Euch dies Spiel nicht unbekannt sein.“ Galleret erwidert mit aller Artigkeit eines Ritters von der Tafelrunde: er sei zwar kein großer Meister in diesem Spiele, wiewol er's öfters an König Artus' Hofe habe spielen gesehen, wo der König und die Königin Genièvre und Lanzelot und Galwin und die übrigen Ritter in müssigen Stunden sich gewöhnlich mit demselben zu ergetzen pflegten; indessen sei er auf allen Fall bereit, dem Fräulein zu folgen, wohin sie ihn führen würde. Diese brachte ihn also nach dem Schlosse, wo er von der Fee Floribelle, einer großen, schönen und sehr muntern Dame, freundlichst empfangen wurde. Nach der Tafel führte ihn die Dame in einen prächtigen Saal, wo er (wie sie sagte) Alles zu dem Schachspiel, wozu sie ihn eingeladen hatte, bereit finden würde. Galleret machte ein Paar Augen von der ersten Größe, wie er einen échiquier vor sich sah, dergleichen er noch keinen in seinem Leben gesehen hatte; denn der ganze Saal stellte das Schachbrett vor. Er war mit großen Quadersteinen von schwarzem und weißem Marmor gepflastert, welche die Felder des Schachbretts ausmachten, und die Figuren, welche theils von Elfenbein, theils von Ebenholz zu sein schienen, waren alle in Lebensgröße und außerordentlich prächtig aufgeschmückt.*) Ihre Waffenrüstungen waren von geschmelztem Gold und ebenso wie ihre Kleidung mit Perlen und Edelgesteinen von großem Werthe reichlich besetzt. Vorzüglich schimmerten die beiden Könige und Königinnen in einer ganz verblendenden Herrlichkeit. Die Läufer, die man damals Alfins oder Bannerträger nannte, stellten Soldaten zu Fuß vor, aber von Kopf zu Fuß bewaffnet, und trugen prächtige Fahnen von zwei verschiednen Farben in der Hand, in welche zwei verschiedene Devisen mit Gold und Perlen gestickt waren. Die Springer saßen als Ritter auf Pferden von gediegenem Golde, und man konnte nichts Reichers sehen als ihre Rüstungen, Waffen und

*) Don Juan d'Austria (Philipp des Vierten Sohn) soll einen Schachsaal von der nämlichen Einrichtung gehabt und sich zum Spielen statt der Steine lebendiger, hierzu abgerichteter Personen bedient haben. War dies Nachahmung des Schachspiels der Fee Floribelle? Es ist kaum zu vermuthen, daß Don Juan dieses Fabliau, welches Sainte-Palaye erst kürzlich aus einer Handschrift ans Licht gezogen, gekannt haben sollte.

Pferdedecken. Die Thürme wurden von goldnen Elephanten getragen. Die simpeln Pions oder Bauern wurden endlich durch Soldaten zu Fuß vorgestellt, die mit Streitäxten bewaffnet waren und so martialisch aussahen, als ob sie das Zeichen zum Angriff kaum erwarten könnten. Aber das Seltsamste bei dem Allen war, daß der große Zauberer, der Werkmeister dieses wundervollen Schachspiels (ebenso geschickt wie Homer's Vulcan), diesen Figuren die Eigenschaft gegeben hatte, sich auf bloße Berührung mit einem Stäbchen, welches der Spielende in der Hand hatte, von selbst nach dessen Befehle zu bewegen und den Platz einzunehmen, den er ihnen anwies. Die Dame des Schlosses unterrichtete den Ritter zu seinem großen Erstaunen von dieser ebenso bequemen als wunderbaren Art, Schach zu spielen, und trug ihm hierauf ein Spiel an, mit der Bedingung: daß, wofern er obsiegen würde, er diesen kostbaren échiquier zusammt dem Schlosse und der Dame obendrein gewonnen haben, hingegen wenn er das Spiel verlöre, auf lebenslang ihr Sclave sein sollte. Der junge Ritter erschrak zwar ein Wenig über diesen Antrag, doch ermannte er sich sogleich wieder und erklärte sich bereit, das Abenteuer zu unternehmen, voller Hoffnung (wie die Jugend sich immer mehr zutraut, als sie sollte), daß ihm das Schachfeld, das Schloß und die Dame nicht entgehen könnte. Das Spiel fing also an. Die Dame gab ihm ein weißes Stäbchen, mit welchem er die Figuren berührte und ihnen befahl, wie sie gehen sollten; ein Gleiches that die Dame mit einem schwarzen Stäbchen. So wie die Figuren berührt wurden, schienen sie sich zu beleben, hoben ihre Streitäxte, Lanzen, Fahnen oder Schwerter und bewegten sich mit kriegerischen Geberden an den angewiesnen Platz, als ob sie auf ihre Gegner losgingen, trafen aber einander nicht eher bis in dem Augenblicke, da nach den Gesetzen des Spiels eine Figur genommen werden mußte. Diese Art zu spielen gefiel dem jungen Ritter so wohl, daß er immer frischer auf seine Gegnerin losging; aber nicht lange, so nahm das Spiel eine Wendung, die seiner Geschicklichkeit nicht so viel Ehre machte als seinem Muthe. Kurz, er befand sich matt, eh er's sich versah, und es blieb ihm also kein andrer Ausweg übrig, als seine Revanche von der Dame zu verlangen. Sie bewilligte ihm solche zwar, doch mit der Erklärung, daß sie nicht länger als bis zu Sonnenuntergang und also höchstens drei Partien würden spielen können. „Auch haben wir“, setzte sie hinzu, „hier

noch ein andres Gesetz, und das ist, daß, wer eine Partie auf den vierten Zug verliert, keine Revanche fordern kann. Der junge Galleret ließ sich Alles gefallen, spielte mit aller Aufmerksamkeit, deren er fähig war, gewann die Partie, verlor aber die dritte, als die entscheidende, und mußte sich also gefallen lassen, entwaffnet in ein Gefängniß abgeführt zu werden, wo er den Trost hatte, eine Menge andrer Ritter anzutreffen, die ihre Freiheit wie er verspielt hatten, und wo er sich so lange gedulden mußte, bis sein Bruder Galwin so glücklich war, die Dame durch den échec du berger auf den vierten Zug matt zu machen und nach verschiedenen andern Abenteuern den jungen Galleret endlich in den Besitz der schönen Floribelle und ihres Schachspiels zu setzen."

Wenn die Ritterbücher und Fabliaux des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts historischen Glauben in irgend einem Punkte verdienen könnten, so wäre das Alter des Schachspiels in Europa um viele Jahrhunderte früher hinaus zu setzen, als ich es nach Fréret's Meinung angegeben habe. Aber die gröbsten Verstoße wider die Chronologie, Geographie und Geschichte sind diesen Romandichtern so gewöhnlich, daß es ihnen nicht mehr Mühe kostete, die Ritter an des Königs Artus Hofe Schach spielen zu lassen, als Babylon nach Aegypten zu versetzen, die Emirn der Araber in Admirale zu verwandeln und Karln dem Großen eine Kreuzfahrt nach Paläſtina anzudichten. Daß das Schachspiel zu ihren Zeiten an den Höfen der großen Herren in Frankreich gespielt und die Geschicklichkeit in demselben für eine Anständigkeit eines wohlerzogenen Ritters angesehen wurde, war ihnen schon genug, um sich versichert zu halten, daß es den Rittern der Tafelrunde als den wahren und vollkommensten Modellen aller ritterlichen Eigenschaften und Tugenden auch an dieser nicht habe fehlen können.

Einen stärkern Beweis gegen Fréret's Meinung würde das Schachspiel mit großen elfenbeinernen Figuren und arabischen Charakteren abgeben, welches in dem Schatze der Abtei St. Denis gezeigt wurde, wofern das Vorgeben gegründet wäre, daß es Karln dem Großen zugehört, der es aus dem Orient (vermuthlich unter den Geschenken des Khalifen Harun Alraschid) erhalten habe. Allein die arabischen Charaktere geben dieser Tradition um so weniger Gewicht, weil die Figuren nicht morgenländisch, sondern nach europäischer Art gebildet sind. Dieser letzte Umstand und der Name des Künst-

lers Joseph Nikolas könnte eher die Vermuthung erwecken, daß es das Werk eines spätern griechischen Meisters gewesen. Wenn Karl das Schachspiel gekannt oder geliebt hätte, so würde sich doch wol im Eginhard, der so sehr ins Besondere seines häuslichen Lebens geht, eine Spur davon finden.

Noch weniger Aufmerksamkeit verdient die Anekdote, die in des berühmten Gustavus Selenus oder Herzog August's von Lüneburg[1]) ausführlicher Beschreibung des Schach- oder Königsspiels, S. 14, aus zwei ungedruckten bairischen Chroniken angeführt ist, „von dem Sohn eines Herzogs Okar in Baiern, der an dem Hofe König Pipin's von Frankreich gelebt haben und von dem Sohne des Königs erschlagen worden sein soll, weil dieser nicht habe leiden können, daß ihm jener im Schachspiel immer überlegen gewesen". — Eine andre handschriftliche Chronik, auf welche sich Herzog August beruft, erzählt die Sache folgendermaßen: „Die beiden Fürsten, Herzog Albrecht und Herzog Okar, hatten nit mehr denn einen Sun (haben sie ihn mit einander gehabt?), der ward erschlagen in seinen jungen Tagen mit einem Schachzabelbrett an König Pipinus' Hofe von Frankreich von einem andern jungen Fürsten." — Der Sohn des Königs Pipinus, den der Sohn dieser beiden angeblichen Herzoge von Baiern mit einem Schachbrett erschlagen haben soll, müßte einer von den vielen natürlichen Söhnen gewesen sein, die ihm von einigen Genealogisten zugeschrieben werden, wiewol die gleichzeitigen Geschichtschreiber ihrer keine Meldung thun. Denn von den drei Söhnen, die er von seiner Gemahlin Bertha hatte, wurde keiner mit einem Schachzabelbrett erschlagen. Die beiden ältesten, Karl und Karlmann, regierten nach ihrem Vater, und der jüngste, Pipin, starb, eh er wußte, was Schachspiel war, in seinem dritten Jahre. Die erste Chronik spricht aber so, als ob Pipin nur einen Sohn gehabt hätte; die andre hingegen sagt gar nichts von einem Sohne desselben. Ueberdies kommen in der

[1]) August, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, geb. 1579, gest. 1666, zeichnete sich aus durch seine Liebe zu den Wissenschaften. Er war wirklicher Rector der Universitäten Rostock und Tübingen gewesen, bei welchen Gelegenheiten er mehrere Reden hielt. Unter seinen Schriften befindet sich auch ein Tractatus de ludo latronum seu Schachiae, welches zu Leipzig 1616 unter dem verdeckten Namen Gustavus Selenus und dem Titel „Vom Schach- oder Königsspiel" erschien. S. Hermann Conring, De bibliotheca Augusta, p. 151 sqq. — (Gruber.)

Geschichte dieser Zeit wol ein paar edle bairische Herren, Namens Adelbert und Ottker, vor, welche mit dem bairischen Hause verwandt, aber darum weder Herzoge von Baiern waren, noch so genannt wurden. Die ganze Anekdote sieht also einem Märchen sehr ähnlich und scheint für das Alterthum des Schachspiels nicht viel mehr zu beweisen als die Geschichte der vier Haimonskinder, wo Kaiser Karl's Neffe Reinholden von Montauban, ebenfalls wegen eines überm Schachspiel entstandenen Haders, das Schachzabelbrett an den Kopf wirft, dieser aber den Spaß unrecht versteht und mit dem nämlichen Schachbrett dem Prinzen einen solchen Schlag vor die Stirne giebt, daß er jählings todt zu Boden fällt. Etwas Wahres ist an dergleichen alten Volksromanen und Sagen immer; aber da es selten möglich ist, es von dem Erdichteten zu unterscheiden, so können die daraus hergenommenen Zeugnisse in zweifelhaften historischen Fällen von keinem Gewichte sein. Gesetzt also, daß eine wirkliche Begebenheit an König Pipin's Hofe zu jener Anekdote den Anlaß gegeben hätte, könnte das Spiel, worüber die jungen Fürstensöhne sich entzweiten, nicht das alte römische Soldatenspiel (ludus latrunculorum) gewesen sein — welches von den Römern zu den Galliern und von den Galliern zu den Franken übergegangen, bei diesen aber nach und nach aus der Gewohnheit gekommen und endlich, da das Schachspiel den Weg nach Europa gefunden, von diesem nicht nur gänzlich verdrängt, sondern auch in der Folge von den unwissenden Schriftstellern dieser Zeiten mit demselben verwechselt worden?

Da beide Spiele, so wesentlich auch ihre Verschiedenheit ist, doch in verschiednen Stücken und hauptsächlich darin übereinkommen, daß beiden der Name von Kriegs- oder Soldatenspielen ganz eigentlich zukommt, so war diese Verwechslung bei Romanschreibern, die wenig oder gar keine Kenntniß des Alterthums hatten, um so leichter möglich, als von jenem römischen Spiele sich immer noch einige Erinnerung und Tradition erhalten haben mochte. Aber wie beinahe alle neuere Philologen sich so fest haben in den Kopf setzen können, die dem Palamedes (wiewol ohne Grund) zugeschriebne Petteia der Griechen (das oben beschriebne Kegelspiel der Homerischen Freier) und den ludum latrunculorum der Römer mit dem morgenländischen Schachspiele zu vermengen, würde unbegreiflich sein, wenn man nicht wüßte, daß ein einziger Mann wie Sau-

maise Ansehen genug hatte, hundert Andre auf sein bloßes Wort irre zu führen.

Das Wenige, was man aus Zusammentragung und Vergleichung aller Stellen, worin die alten römischen Schriftsteller des Latronen- oder Latrunkelnspiels beiläufig Erwähnung thun, herausbringen kann, ist zwar nicht hinreichend, uns einen kunstmäßigen Begriff davon zu geben, aber doch mehr, als vonnöthen ist, um einen Jeden, der blos sehen will, was da ist, zu überzeugen, daß zwischen diesem römischen und dem Schachspiel nicht mehr Aehnlichkeit war als zwischen dem Schach- und dem Damenspiele.

Da ich einmal über diese Materie gerathen bin, so werden Leser, die für alles Menschliche — und also auch für die Spiele der Menschen einige Anmuthung haben, sich vielleicht nicht verdrießen lassen, bei dem Spiele, das einst so viel Reiz für die Herren der Welt hatte, noch ein Wenig zu verweilen.

Und warum sollten denn die Spiele der Menschen unsrer Aufmerksamkeit unwürdig sein? Spielen ist die erste und einzige Beschäftigung unsrer Kindheit und bleibt uns die angenehmste unser ganzes Leben durch. — Arbeiten wie ein Lastvieh ist das traurige Loos der niedrigsten, unglücklichsten und zahlreichsten Classe der Sterblichen; aber es ist den Absichten und Wünschen der Natur zuwider. Der Mensch ist nur dann an Leib und Seele gesund, frisch, munter und kräftig, fühlt sich nur dann glücklich im Genuß seines Daseins, wenn ihm alle seine Verrichtungen, geistige und körperliche, zum Spiele werden. Die schönsten Künste der Musen sind Spiele, und ohne die keuschen Grazien stellen auch die Götter (wie Pindar singt) weder Tänze noch Feste an. Nehmet vom Leben weg, was erzwungner Dienst der eisernen Nothwendigkeit ist, was ist in allem Uebrigen nicht Spiel? Die Künstler spielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer Einbildungskraft, die Philosophen mit Ideen und Hypothesen, die Schönen mit unsern Herzen, und die Könige — leider! — mit unsern Köpfen. Wo ist je ein Fest, ein Tag öffentlicher geselliger Freude ohne Spiele gewesen? Und wie oft ist nicht (wie das Sprichwort sagt) aus Spiel Ernst und das, was schuldloser Scherz und Nepenthe der Sorgen des Lebens sein sollte, zur Quelle des bittersten Kummers geworden? Wie oft haben ganze Völker ihre Freiheit, ihren Ruhm, ihr Glück im

eigentlichsten Verstande verspielt? — Blos in der Beschaffenheit der Spiele und in der Art zu spielen liegt der Unterschied, der ihren guten oder bösen Einfluß, ihre heilsamen oder verderblichen Folgen bestimmt; aber eben dies ist's, was sie in der Charakteristik der Völker und Zeiten bedeutend und merkwürdig macht.

Ein aufgeklärter Geist verachtet nichts. Nichts, was den Menschen angeht, nichts, was ihn bezeichnet, nichts, was die verborgenen Federn und Räder seines Herzens aufdeckt, ist dem wahren Philosophen unerheblich. — Und wo ist der Mensch weniger auf seiner Hut, als wenn er spielt? Worin spiegelt sich der Charakter einer Nation aufrichtiger ab als in ihren herrschenden Ergetzungen? Was Plato von der Musik eines jeden Volkes sagte, gilt auch von seinen Spielen; keine Veränderung in diesen (wie in jener), die nicht entweder die Vorbereitung oder die Folge einer Veränderung in seinem sittlichen oder politischen Zustande wäre!

Ich würde es daher als eine selbst des scharfsinnigsten Menschenforschers keineswegs unwürdige Beschäftigung ansehen, wenn ein solcher sich entschlösse, die Geschichte der Spiele, mit philosophischem Auge betrachtet, zum Gegenstand einer genauen und vollständigen Untersuchung zu machen.

Doch, wieder zu dem Lieblingsspiele der Römer!

Zu Plautus' und Ennius' Zeiten — wo die römische Sprache von der Sprache des Augustischen Jahrhunderts ebenso verschieden war, als es die deutsche unter Friedrich II. von der unter Joseph II. ist — hieß latro ein Soldat und fur ein Knecht. Schon in Cicero's Zeit hatten beide Wörter (vermuthlich aus Schuld der Soldaten und Knechte) ihre erste Bedeutung im gemeinen Leben verloren, und jenes war in Räuber, dieses in Spitzbube ausgeartet. Aber als der ludus latronum oder latrunculorum bei den Römern aufkam und das gewöhnlichste Spiel wurde, womit sich Officiere und Soldaten im Lager die Zeit vertrieben, stand das Wort latro noch in gutem Ruf, und das Spiel behielt seinen alten Namen, auch nachdem das Wort seine alte Würde überlebt hatte. Es wurde auf einer Art von Damenbrett, welches beim Seneca tabula latruncularia heißt, mit Steinen (calculi) gespielt, welche latrunculi [1])

[1]) Man hatte deren von Glas, Elfenbein, Gold und Silber. Ramler übersetzte dieses Wort [im Martial] sehr treffend durch Buben. — (Gruber.)

oder Soldätchen genannt wurden. Der Name Soldatenspiel, unter welchem ich seiner schon einigemal erwähnt habe, ist also eine wörtliche Uebersetzung seines römischen Namens und bezeichnet zugleich einen wesentlichen Charakter des Spieles selbst. Denn es sollte seiner Natur und Absicht nach ein militärisches Spiel sein; und in der Art, wie beide Spieler (denn es wurde unter Zweien gespielt) nach den Gesetzen desselben ziehen und schlagen mußten, bot es eine Menge Gelegenheiten dar, seinen Gegner in die Enge zu treiben, zu überlisten,*) zu überfallen oder sich selbst aus einer schlimmen Lage herauszuziehen, einen begangnen Fehler wieder gut oder einen Fehler des Gegners sich zu Nutze zu machen u. s. w. Kurz, es kam dabei wie im Kriege auf Angriff und Vertheidigung an und war also insoferne dem Schachspiel ähnlich, aber sonst sowol in der Beschaffenheit der Steine als in der Art, wie es gespielt wurde, von demselben ganz verschieden. Die Steine waren zwar auch von zweierlei Farbe, nämlich weiß und schwarz (und mußten es sein, damit jeder von den Spielenden die seinigen bequemer erkennen und übersehen konnte), aber sie waren weder an Figur noch Gang von einander unterschieden. Sie rückten in gerader Linie vor, und es wurden immer zwei erfordert, um dem Feind einen nehmen zu können.**) Daher mußte jeder vorrückende oder sich zurückziehende Stein von einem hinter ihm stehenden bedeckt sein.***) Die angeführten Stellen sind nicht hinlänglich, um daraus zu sehen, unter welchen Umständen ein Stein genommen wurde oder sich noch zurückziehen konnte; aber dies ist gewiß, daß der Erfolg des ganzen Spiels darauf beruhte, dem Feinde so viele Steine zu nehmen als möglich oder seine Steine so einzuschließen, daß er nicht mehr ziehen konnte, welches sie anbinden (alligare) nannten;†) daß hingegen wieder allerlei Mittel waren, einen angebundnen Stein wieder in Freiheit zu setzen, und daß in der Bemühung, dieses auf der einen Seite zu bewirken und

*) Insidiosorum si ludis bella latronum,
Gemmeus iste tibi miles et hostis erit.
Martial, XIV. 20.

**) Cautaque non stulte latronum praelia ludat,
Unus cum gemino discolor hoste perit!
Ovid. Arte amandi, III. 357. 358.

***) Nec tuto fugiens incomitatus eat.
Id., Trist., II. 480.

†) Ut niveus nigros, nunc ut niger alliget albos.
Ecloga ad Pisonem, in Catalectis Vet. Poëtar.

auf der andern Seite zu verhindern, die hauptsächlichste Feinheit des Spieles lag. Auf dies deutet die Stelle im Seneca (Ep. 117), wo er sagt: „Wem in dem Augenblick, da er einem Latrunkelnspiele zusieht, angesagt wird, sein Haus brenne, der hält sich nicht auf, vorher das Spiel zu übersehen, und bekümmert sich nun wenig mehr darum, wie der angebundne Stein sich wieder herauswickeln werde.“ Die oben schon aus eben diesem Schriftsteller angezogene Stelle (De Tranquill. an., c. XIV) beweist, daß, wer einen Stein mehr hatte als sein Gegner, sich schon größere Hoffnung machen konnte, die Partie zu gewinnen. Aus einer andern Stelle in des Vopiscus Nachrichten vom Leben des gallischen Gegenkaisers Proculus zeigt sich, daß der Sieger Imperator hieß, und daß also, wie es im Schachspiele darauf ankommt, wer den Andern matt macht, es in diesem darauf ankam, wer von Beiden Imperator würde (quis Imperator exiret). Proculus, der sich durch einen unternehmenden Geist und eine körperliche Stärke von der seltensten Art von einem gebornen Räuber (denn seine Vorfahren hatten dies Handwerk schon von Langem her getrieben) zum Anführer einiger römischen Legionen in Gallien in den verworrnen Zeiten des Kaisers Aurelianus geschwungen hatte, wurde (wenn Vopiscus und sein Gewährsmann Onesimus Glauben verdienen) von den Lugdunensern bei einer solchen Gelegenheit zum Kaiser ausgerufen. Er spielte nämlich bei einem großen Gastmahle ad latrunculos und war bereits zehnmal hinter einander Imperator in diesem Spiele geworden, als einer von den Gästen den Einfall hatte, ihn deswegen scherzweise mit einem Ave, Auguste! zu complimentiren. Um den Spaß rund zu machen, brachte der scherzhafte Gallier ein Purpurkleid herbei, warf es dem Sieger um die Schultern und verehrte den neuen August mit der gewöhnlichen Kniebeugung. Die Lugdunenser, welche sich zu dem damaligen Kaiser Probus nicht viel Gutes zu versehen hatten und vermuthlich mit dem Gedanken, ihm den Proculus entgegenzustellen, schon länger umgegangen waren, ergriffen das Omen. Der Spaß wurde Ernst, und Proculus wurde, wiewol nicht auf lange Zeit, zum wirklichen römischen Imperator ausgerufen — weil er zehnmal Imperator im Soldatenspiele geworden war.

Aus allen den Stellen, wo dieses Spieles in den alten römischen Schriftstellern gedacht wird, und wovon wir die meisten

angeführt haben, ist ersichtlich, daß es zu August's Zeiten eines der gewöhnlichsten und beliebtesten Spiele in Rom war. Ovid in seiner leichtfertigen Arte amandi macht es seinen Schülerinnen zur Pflicht, nicht unerfahren darin zu sein. Hingegen empfiehlt er auch dem Liebhaber, der auf eine Dame Absichten hat, seine Geschicklichkeit nicht zur Unzeit zu zeigen und die Dame mit guter Art gewinnen zu lassen.

Sive latrocinii sub imagine calculus ibit,
Fac pereat vitreus miles ab hoste tuus.
II. 306. [1])

Aus einer andern Stelle in der Elegie, die das zweite Buch seiner Tristium ausmacht, erhellt, daß damals auch schon ein Buch vorhanden war, das die Theorie dieses Spiels abhandelte und Vorschriften, es gut zu spielen, gab; und aus etlichen Stellen des Seneca sehen wir, daß es zu seiner Zeit Leute gab, die ihr ganzes Leben an der tabula latruncularia verspielten.*)

Der gelehrte Hyde schließt aus Allem, was man von der Beschaffenheit dieses alten Spiels herausbringen kann, daß es mit unserm Damenspiel einerlei gewesen sei, oder daß der Unterschied zwischen diesem letztern und dem römischen Soldatenspiele wenigstens nicht größer gewesen sei als der Unterschied zwischen dem morgenländischen und europäischen Schachspiele. Wie es aber gekommen, daß es aus einem Soldatenspiel ein Damenspiel geworden, können wir nicht sagen. Indessen scheint die Erklärung, welche Hyde davon giebt, indem er diese letztere Benennung von dem deutschen Worte Damm oder Dam (wie die Engländer, Schweden und Dänen es schreiben) ableitet, der Aufmerksamkeit eines Etymologen nicht unwerth zu sein. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Damm ver-

*) Persequi singulos longum est, quorum aut latrunculi aut pila aut excoquendi in sole corporis cura consumpsere vitam. Sen. De brev. vitae, c. XIII.

[1]) Die ganze Stelle bei Ovid De arte amandi, II. 203—208 (nicht 306) heißt: „Spielt sie und wirft mit der Hand die elfenbeinernen Zahlen, so wirf Du schlecht und zahle für Deinen schlechten Wurf; beim Knöcheln (Würfelspiele) nimm von der Besiegten nicht die Strafe und mache, daß Du öfters den schädlichen Hund wirfst (der schlechteste Wurf hieß der Hund, und daher die Redensart: auf den Hund kommen); marschiren aber die Steine als Buben auf, so mache, daß Dein Bube vom gläsernen Feinde (der Figur der Gegenspielerin) genommen werde." — (Gruber.)

liert sich zwar in dem frühesten Alter unsrer Sprache, scheint aber doch, so wie das Zeitwort dammen oder dämmen und das davon abstammende dämpfen, sich auf etwas Kriegerisches bezogen zu haben. Denn vermuthlich ist es mit dem griechischen Worte δαμεῖν einerlei Ursprungs. Es ist aber nicht wohl möglich, etwas Bestimmtes hierüber zu sagen, da die Zeit, wann dieses Spiel unsern alten Vorfahren bekannt geworden, unbekannt ist. Tacitus berichtet uns zwar, daß sie dem Würfelspielen mit einer solchen Leidenschaft ergeben gewesen, daß sie nicht nur oft Hab' und Gut dabei verspielt, sondern, wenn sie Alles verloren, zuletzt sogar das, was ihnen sonst so lieb als das Leben war, ihre Freiheit, selbst auf den letzten Wurf gesetzt; aber von dem Soldaten- oder Damenspiel erwähnt er nichts; wie er (dem ihre Sitten so bekannt waren) gewiß gethan hätte, wenn es ein gewöhnliches deutsches Spiel gewesen wäre.

Das Damenspiel, das schon längst bei allen europäischen Völkern üblich war, ist auch zu den Türken übergegangen, bei denen es Atlanbaschi, gewöhnlicher aber Dama oder Dama Ojuni heißt. Die Griechen haben es nicht gekannt. Es war allem Vermuthen nach eine Erfindung der Römer und wenigstens achthundert Jahre älter als das europäische Schachspiel, mit welchem es so ganz ohne Grund von den meisten Gelehrten und noch neuerlich (nachdem Hyde die Geschichte desselben schon so überzeugend ins Klare gesetzt hatte) von dem französischen Herausgeber der Alexias der Cäsarissa Anna Komnena,[1]) dem Jesuiten Possin, vermengt worden ist.

Natürlicher wenigstens wäre es, zu glauben, daß der Erfinder des Schachspiels von dem römischen Soldatenspiel einige Kenntniß gehabt und solches durch die vorgenommenen Veränderungen theils zu einer größern Vollkommenheit gebracht, theils der morgenländischen Staats- und Kriegsverfassung und seiner besondern Absicht auf seinen König gemäßer eingerichtet habe.

---

[1]) Vgl. oben S. 106. — A. d. H.

Die Aëropetomanie.

Erschien 1783 im Teutschen Merkur (IV. S. 69–96) unter der Ueberschrift: „Die Aëropetomanie oder die neuesten Schritte der Franzosen zur Kunst zu fliegen", und ist mit geringen Aenderungen in Wieland's Ausgabe seiner Werke den Vermischten Aufsätzen (in Bd. XXX. 1797) zugetheilt.

Die Wunder unsers Jahrhunderts scheinen sich immer dichter an einander zu drängen, immer größer und schimmernder zu werden, je näher es zu Ende läuft. „Sagt mir nichts von Unmöglichkeit!“ ruft vom Anblick der Zeichen, die vor seinen Augen geschehen, begeistert ein poetischer Académicien de Marseille*) aus; „dem hartnäckigen Fleiß ist nichts unmöglich. Cook geht im Grunde des Meers, Montgolfier fliegt gen Himmel: öffnet mir die Hölle, und ich nehm' es auf mich, ihr Feuer auszulöschen!“

Cook marche au fond des mers, Montgolfier vole aux cieux;
Ouvrez moi les enfers, j'en éteindrai les feux.

Es ist glücklich für Monsieur Gudin de la Brenellerie, daß er die Heldenthat, die ihm in seiner ekstatischen Begeisterung nicht schwerer scheint als Yorick's Parisischem Haarkräusler,[1]) eine Locke in den Ocean zu tauchen, unter eine Bedingung gesetzt hat, die von seiner Behauptung, „daß einem unabschreckbaren Fleiß nichts unmöglich sei“, wenn sie auch sonst allgemein wahr wäre, immer die einzige Ausnahme bleiben würde, und daß er also ebenso wenig Gefahr läuft, beim Worte genommen zu werden, als Archimedes, da er sich anheischig machte, die Welt aus ihrer Stelle zu rücken, wenn man ihm einen festen Standort im leeren Raume anweisen wollte.

---

*) Mr. Gudin de la Brenellerie, in einem Gedichte *Sur le globe ascendant*.

[1]) Aber ich fürchte, mein Freund, sagt' ich, diese Locke wird nicht stehn. — „Sie können sie“, versetzte er, „in den Ocean tauchen, und sie muß doch stehn.“ — Wie doch in dieser Stadt Alles in die Höhe geschraubt ist! dacht' ich. Der höchste Schwung der Ideen eines engländischen Perückenmachers hätte nicht weiter reichen können als: „Stecken Sie sie in einen Eimer Wasser!“ — Welch ein Unterschied! Er verhält sich wie die Zeit zur Ewigkeit. Yorick's Reisen. — (Gruber.)

Ob nun gleich die Einbildungskraft des Akademikers von Marseille, vermuthlich mit einer Menge brennbarer Luft angefüllt, die steigende Kugel der Herren Gebrüder Montgolfier weit überflogen zu haben scheint, so kann man doch nicht in Abrede sein, daß die ersten Versuche, wodurch dieser neumodische Cerf-volant die Köpfe zu Paris und Versailles seit Kurzem aus dem Gleichgewichte gebracht hat, außerordentlich genug sind, um sich der ganzen Aufmerksamkeit eines nach neuen Gegenständen so begierigen Volkes zu bemeistern. Herr Montgolfier ist zwar selbst noch so wenig gen Himmel geflogen, als der weltumsegelnde Cook jemals (unsers Wissens) auf dem Meeresgrunde lustwandeln gegangen ist; aber wenigstens hat er doch schon einen Hammel, einen Hahn (das alte Sinnbild seiner Nation) und eine Ente mit Hilfe eines frischen Westwindes eine Luftreise von einer französischen Viertelmeile machen lassen. Und wenn dies auch einem kaltblütigen Mitgliede der Societät der Wissenschaften zu London nicht hinlänglich scheinen möchte, die luftigen Hoffnungen zu rechtfertigen, die seit einigen Wochen gleich ebenso vielen äërostatischen Kügelchen mit der Phantasie der Pariser emporflattern, so muß man doch gestehen, daß es ein gutes Theil mehr ist, als der berühmte König Strauß, der erhabene Erfinder des papiernen Drachen (von den Franzosen der fliegende Hirsch genannt), jemals geleistet hat, so viel er sich auch auf diese Erfindung und auf den Einfall zu Gute that, seinem fliegenden Hirsch auf seiner Luftreise ein paar Katzen zur Gesellschaft mitgegeben zu haben.

Die Herren Montgolfier Gebrüder, deren Name durch diese Erfindung so berühmt geworden ist, waren vorher schon in ihrem Vaterlande, der eine als ein Mathematiker, der andere als ein geschickter Naturforscher und Chymiker, vornehmlich durch den hohen Grad von Vollkommenheit, wozu sie vermittelst dieser Wissenschaften die ihnen gemeinschaftlich zugehörige Papierfabrik zu Annonay erhoben hatten, rühmlich bekannt.

Ein Versuch des berühmten Sir Robert Boyle über die Schwere der Luft, den sie mit einander anstellen wollten, brachte sie auf den Einfall, ein eben von Lyon ankommendes Stück Tafft, wiewol es zum Unterfutter für ein paar neue Kleider bestimmt gewesen war, zu diesem Experiment anzuwenden. Sie nähten den Tafft zusammen und füllten ihn mit vierzig Kubikfuß brennbarer Luft; und siehe da, das Ding entwischte

unsern Naturforschern aus den Händen und stieg bis an die Decke des Zimmers.

Die Freude der Gebrüder Montgolfier über ein so unerwartetes Resultat war unbeschreiblich. Sie eilten, sich ihres Luftsacks wieder zu bemächtigen, und brachten ihn, um ihm freiern Spielraum zu geben, in den Garten, wo er sich sechsunddreißig Fuß hoch erhob, aber, weil die brennbare Luft durch den porosen Tafft zu bald Ausgang fand, in zwei Minuten wieder zu Boden fiel. Dieser unverhoffte Erfolg munterte die Herren Montgolfier auf, noch mehrere Versuche zu Annonay anzustellen und die Maschine, deren sie sich dazu bedienten, der zweckmäßigen Vollkommenheit näher zu bringen.

Die Sache wurde ruchtbar und kam dem bekannten Physiker Faujas de St. Fond zu Ohren, den sie plötzlich in eine so große Begeisterung setzte, daß er keine Ruhe hatte, bis er die Ehre dieser Erfindung mit den Gebrüdern Montgolfier theilen könnte. Weder die Luftart noch das Werkzeug, dessen sich diese Herren zu ihrem Experimente bedient hatten, war ihm bekannt, aber den Mangel der erstern ersetzte er durch die Vermuthung, daß es wol keine andre als die brennbare Luft sein werde, die aus Eisenfeile und Vitriolsäure mit gemeinem Wasser gezogen wird; zu dem andern aber verhalfen ihm die Herren Gebrüder Robert, ein paar junge Mechaniker von seltner Geschicklichkeit, von welchen er hörte, daß sie das Geheimniß besäßen, das sogenannte elastische Harz*) aufzulösen, welches, gegen die Natur aller andern Harze, die sonderbare Eigenschaft hat, daß es eine Art von Elasticität besitzt und sich im Weingeist nicht auflösen läßt. Außer den Herren Robert gesellte sich Herr Faujas auch noch den Herrn Charles, Professor der Naturlehre, und Herrn Argand, einen Naturforscher aus Genf, bei seiner Unternehmung zu; und da sich bald eine Anzahl von Liebhabern fand, welche sich zur Bestreitung der beträchtlichen Kosten unterzeichneten, so glaubten diese Herren (nachdem sie sich des Erfolgs durch allerlei Arten von Versuchen vorher versichert hatten) im Stande zu sein, das Publicum zum Experiment der

*) Es wird aus einem Baume gezogen, der in verschiedenen Gegenden von Südamerika um den Amazonenfluß und in Cayenne häufig anzutreffen ist. Die Indier nennen dieses Harz Kautschuk und bereiten daraus eine Art von Wasserstiefeln, weil es so zäh und dehnbar als Leder ist und kein Wasser eindringen läßt. Die Indierinnen machen einen andern Gebrauch davon, dessen, wer Lust hat, sich aus den Recherches Philosophiques sur les Américains, Tom. I. p. 66 belehren kann.

Herren Montgolfier ohne Zuziehung der ersten Erfinder einzuladen. Die Neugierde der Pariser war auf einen so hohen Grad gespannt, daß man sich genöthigt sah, das sogenannte Marsfeld zum Theater eines Schauspiels zu erwählen, welches seit einiger Zeit der Inhalt aller Gespräche gewesen war.

Der 27. August dieses Jahres war der große Tag, der die Herren Faujas de Saint Fond und Consorten vor den Augen alles Volkes entweder mit unsterblichem Ruhme krönen oder in unauslöschlichem Spotte ersäufen sollte. Unter den Zuschauern befanden sich nicht wenige Ungläubige und unter diesen auch einige Herren von der physicalischen Gilde, die mit Schmerzen auf die Verunglückung des Versuchs zu harren schienen und der Maschine von der Reaction der brennbaren Luft auf die atmosphärische wenig Gutes weissagten.

Unglücklicherweise kann (wie es scheint) zu Paris keine Unternehmung, von welcher einiger Ruhm oder Vortheil zu ernten ist, ohne Einmischung von Eifersucht, Parteigeist und Cabalen zu Stande kommen. Dies war auch hier der Fall. Aber außer diesem widrigen Umstande kamen noch verschiedene andre zusammen, wovon allem Ansehen nach die hauptsächliche Schuld an der Menge der Personen lag, die auch mit zur Sache sprechen und an der Ehre des Erfolgs Theil haben wollten. Die Herren erschwerten sich den Proceß ohne alle Noth, und nachdem sie sich endlich mit unendlicher Mühe und Arbeit siebzehn Kubikfuß brennbarer Luft oder sogenannten Gas verschafft hatten, so wollte ihr böser Genius, daß sie zwei Tage vor dem Experiment allen ihren Gas unbemerkt wieder entwischen ließen, indem Einer von ihnen den Hahn der Maschine umdrehte, in der Meinung, daß er offen sei, da er doch verschlossen war.

Die Bestürzung der Unternehmer konnte nur durch die Schadenfreude ihrer Mißgünstigen übertroffen werden. Indessen belebte dieses Unglück den Eifer der Subscribenten nur desto mehr, und verschiedene der letztern halfen den Unternehmern Tag und Nacht so fleißig arbeiten, daß der Verlust wenigstens nothdürftig ersetzt wurde und das Experiment im Marsfelde den 27. August angekündigtermaßen vor sich gehen konnte. Zwei Kanonenschüsse verkündigten den großen Augenblick, dem so viele tausend Augen weit offen entgegensahen. Die Kugel erhob sich, zu gerechter Beschämung der

Unglaubigen und der Unglückspropheten, in die Luft und verschwand nach zwei Minuten in einer Wolke. Zwei andere Kanonenschüsse feierten den Augenblick der Verschwindung. Bald darauf zerfloß die Wolke, und die Kugel wurde wieder sichtbar, erschien aber, wiewol sie zwölf Fuß im Durchmesser hatte, so klein, daß man dem bloßen Augenmaß nach urtheilen konnte, sie müßte zu einer beträchtlichen Höhe*) gestiegen sein. Hierauf verlor sie sich unter dem Händeklatschen der entzückten Zuschauer zum zweiten Mal und fiel endlich nach einer Luftreise von drei Viertelstunden bei Gonesse, einem vier Stunden von Paris entlegenen Flecken, nieder. Man bemerkte eine Oeffnung an ihr, wodurch die brennbare Luft, nachdem die Kugel eine Höhe erreicht, wo die atmosphärische weniger Widerstand that, sich mit Gewalt in Freiheit gesetzt hatte.

Was die Zuschauer dieser aërostatischen Lustbarkeit nicht wenig befremdete, war, daß weder Herr Faujas, wiewol der erste Beweger der ganzen Unternehmung, noch der eine von den Gebrüdern Montgolfier, der bei dem Versuch im Marsfelde gegenwärtig war, in den innern Kreis, wo der Professor Charles mit Zuziehung der Gebrüder Robert sich der alleinigen Direction anmaßte, eingelassen wurden. Dieser Umstand erregte das Mißvergnügen der Ausgeschlossenen, deren Meinung von der Mehrheit der Uebrigen überstimmt worden war, und mancherlei widrige Urtheile und Gerüchte im Publicum waren die natürlichen Folgen davon. Man sprach von der Sache, als ob der Erfolg der Erwartung nicht zugesagt hätte. Die Explosion der brennbaren Luft wurde als etwas, das gar nicht hätte geschehen sollen, und wodurch die Glorie der ganzen Unternehmung ausgelöscht würde, dem Herrn Charles zur Last gelegt, der bei Ladung des Ballons nicht gehörig zu Werke gegangen sein sollte. In wenig Tagen brach die Mißhelligkeit zwischen ihm und seinen Assistenten, den Gebrüdern Robert, an einem, und Herrn Faujas de St. Fond am andern Theil, öffentlich aus, und die Herren Robert manifestirten sich den 14. September in Nr. 257 des Journal de Paris: „daß Herr Charles der Einzige sei, der alle ihre Operationen dirigirt habe; daß dem Herrn Faujas kein anderer Antheil an den im Marsfelde erfochtnen Lorbeern gebühre, als daß er sich viele

*) Diese Höhe wurde in der Folge durch die Berechnungen eines Mathematikers auf 2710 Fuß angegeben.

Mühe gegeben, Subscribenten zusammenzubringen, die Liste darüber zu führen und die Einlaßbillets im Marsfelde auszutheilen; daß er hingegen an dem Bau der Kugel, an den Berechnungen, welche demselben vorgehen müssen, und besonders an dem ersten Gedanken, von dem mit elastischem Harz überzognen Tafft Gebrauch zu machen, nicht den geringsten Antheil gehabt, sondern Alles das von Herrn Charles und ihnen, Gebrüdern Robert, vorgesehen, combinirt und ausgerechnet worden sei, und daß endlich die Explosion des Ballons eigentlich blos dem größern und unaufgeklärtesten Theile der Herren Subscribenten zur Last falle, als welche alles Einwendens von Seiten der Herren Charles und Robert ungeachtet darauf bestanden hätten, daß man den Ballon (welchen Herr Charles blos zu interessanten Beobachtungen bestimmt und zu diesem Ende hätte befestigen wollen) sich selbst und den Winden überlassen sollte. Da sie nun gezwungen gewesen, hierin wider Willen nachzugeben, so hätten sie auch den Ballon nothwendig stärker laden müssen, aus gerechter Besorgniß, der damals sehr heftige Wind möchte sich, wenn er weniger geladen wäre, in den Höhlen desselben fangen und ihn gegen die Bäume und Häuser werfen. Ueberdies hätten sie noch die Nebenabsicht dabei gehabt, besagten Ball dem Publicum unter einer angenehmern Form darzustellen" u. s. w. — ein Gedanke, der dem Nationalcharakter allzu gemäß ist, als daß er nicht allein schon hinlänglich sein sollte, die volle Ladung des Ballons vollkommen zu rechtfertigen.

Herr Faujas de St. Fond konnte dieses Manifest nicht unbeantwortet lassen. Er erklärte sich also den 18. September in Nr. 261 des Journal de Paris: „seine und seiner sämmtlichen Subscribenten Absicht bei der ganzen Unternehmung sei nicht auf eigne Ehre, sondern blos darauf gegangen, durch Wiederholung des glänzenden Experiments der Herren Montgolfier die „Gloire“ dieser Herren, als der einzigen wahren Urheber desselben, auf eine authentische Art vor den Augen der ganzen Hauptstadt zu befestigen. Nun komme Alles lediglich auf die Frage an: wie die „Physiciens exécutans“ (d. i. Herr Charles und Consorten), welchen die Ausführung der Sache anvertrauet worden, diese Absicht erfüllt hätten. Diese Frage beantworte sich von selbst, wenn man erwäge, daß Herr Charles geradezu gegen die Absicht seiner Obern und Committenten gehandelt, indem er sich alles Ver-

dienst dieses Experiments allein zugeeignet und sogar kein Bedenken getragen habe, dem anwesenden Herrn Montgolfier den Eintritt in den innern Kreis zu versagen. Was ihn, Herrn Faujas, persönlich betreffe, so sei seine Meinung nie gewesen, sich das Mindeste von der Ehre, die den ersten Entdeckern ganz allein gebühre, zuzueignen. Indessen könne er mit genugsamen Zeugen beweisen, daß er es sei, der die Subscription in Gang gebracht; daß er selbst mit einem von den Subscribenten in Person den Tafft zum Ueberzug des Ballons eingekauft; daß er gleich in den ersten Versammlungen der Unterzeichner die brennbare Luft in Vorschlag gebracht und dieses Mittel dem Herrn Charles vorgeschlagen; daß er bei eigenhändiger Ladung des Globus mehrmalen seine Person gewagt, tagtäglich über alle Operationen gewacht habe u. s. w. An dem Unglück, daß der Ball ein Loch bekommen, hätten die Herren Robert ganz allein Schuld, weil sie solchen mit atmosphärischer Luft vollends angefüllt hätten. Dies hätten sie ihm den folgenden Tag, da sie ihre Bezahlung bei ihm abgeholt, in Gegenwart vieler Zeugen selbst gestanden, nicht ohne Unruhe, daß ihnen wegen des darüber verspürten Mißvergnügens an ihrem Honorar etwas möchte abgezogen werden; nun aber, da sie ihr Geld in der Tasche hätten, stimmten sie einen ganz andern Ton an und machten den Unterzeichern einen Vorwurf daraus, daß sie die Kugel dem Wind und nicht vielmehr der Discretion der Herren Physiciens assistans überlassen; gleich als ob man, um aufgeklärt zu sein, ihnen mit der Kugel ein Geschenk hätte machen sollen", und was dergleichen mehr war.

Während die Eitelkeit dieser Herren — welche von der Entdeckung der Gebrüder Montgolfier den Vortheil ziehen wollten, der Welt auch ihr eignes Dasein mit Geräusch und Lösung der Kanonen zu manifestiren — dem Publicum zu Paris einige Tage lang auf ihre Kosten zu schwatzen und zu lachen gab, ließ sich die französische Industrie, die (zu ihrem Ruhm sei es gesagt) immer den Augenblick zu benutzen weiß, nicht langsam finden. Schon den 30. August verkaufte Herr Le Noir, königlicher Kupferstichlieferant, um zwölf Sols einen Kupferstich, der das im Marsfelde angestellte Experiment, und bald darauf einen andern, der den Fall der Kugel zu Gonesse vorstellte. Den 3. September eröffnete Herr Rouland, Demonstrator der Experimentalphysik auf der Universität zu Paris, eine Unter-

zeichnung auf eine Anzahl öffentlicher Vorlesungen über die Eigenschaften der brennbaren Luft und den verschiedenen Gebrauch, der davon zu machen sei. Den 7. September kündigte Herr Pilatre de Rozier in dem feierlichen Tone, den die Größe des Gegenstandes zu erfordern schien, einen neuen Kupferstich an, unter dem Titel: Allégorie destinée à fixer l'époque de la découverte de la Machine Aërostatique, dédiées à Mssrs. de Montgolfier, der von den größten Künstlern gezeichnet und gestochen werden sollte, und dessen Poesie zu außerordentlich und zu charakteristisch ist, als daß wir sie den Lesern vorenthalten können.

Dieses Kupfer sollte also vorstellen:

1) „Zur Linken den Aeolus, der dieses „süperbe" Experiment begünstiget, indem er die Winde in seiner Höhle fesselt, die durch kleine Genien, welche mit Gewalt zu entwischen suchen, vorgestellt werden.

2) „Zu den Füßen dieses Gottes werden auf einer Rolle Papier die Virgilianischen Verse: Celsa sedet Aeolus arce, sceptra tenens etc. zu lesen sein.

3) „Zur Rechten wird sich auf einem von Pfauen gezogenen Wagen Juno, die Göttin des Luftkreises, präsentiren, wie sie aus Unwillen, ihre Geheimnisse von einem Sterblichen errathen zu sehen, den Ersten, der sich erkühnen würde, ihr zu nahen,*) bedroht.

4) „Ein Wenig weiter unten wird man unter der Figur der Göttin des Ruhms Deiopeen, die schönste der Nymphen, erkennen, wie sie Junons Hof verläßt, um die Herren Montgolfier zu begleiten, welche in Gestalt Mercur's majestätisch auf einem Ballon sich erheben, der sie in die himmlischen Gegenden trägt.

5) „Daselbst entdeckt man auf einem Adler sitzend Jupitern, der den neuen Himmelsgästen eine schützende Hand reicht. Fama wird in der einen Hand ihre Trompete halten und ein Papier mit der Aufschrift: Il a de la pesanteur enfin rompu la chaine,**) und in der andern eine Lorbeerkrone, welche sie den Herren Montgolfier aufsetzen wird.

6) „In der Ferne wird Neptun zu sehen sein, wie er voller Verwunderung den Wassern befiehlt, sich in die

*) Dies war vermuthlich auf Herrn Charles gemünzt.

**) [„Er brach endlich die Kette der Schwere."] — Aus dem oben angezogenen Gedichte des Herrn Gudin de la Brenellerie.

Atmosphäre zu ergießen, um den Erfolg dieser Entdeckung zu begünstigen.

7) „Zwischen den Wolken wird man einige Genien von Jupiter's Hofe anbringen, welche Lorbeerzweige und Eichenlaub auf die für die Götter bezeichnete Bahn herabstreuen."

Man muß gestehen, der Künstler, der Alles dies zeichnen und zusammensetzen soll, muß ein zweiter Rubens oder noch ein Wenig mehr sein, wenn das Blatt die Anschauer nicht zweifelhaft lassen soll, ob es mit diesem Hommage auf Spaß oder Ernst abgesehen sei. Indessen hofft Herr Pilatre de Rozier: „Qu'on voudra bien partager la gloire de cet hommage. qu'on s'efforcera de rendre digne du noble désintéressement de Messieurs de Montgolfier"; und das Publicum wird sich ohne Zweifel dazu desto williger finden lassen, da das Kupfer den Subscribenten nur einen großen Thaler kosten und der Profit blos auf eine Maschine von einer neuen Form verwendet werden soll, auf welcher sich Herr Pilatre selbst zu erheben hofft, die aber, „weil das Mittel, in der Atmosphäre zu steuern, noch unbekannt ist", zu mehrerer Sicherheit des neuen Ikarus nicht anders als an einem tüchtigen Seile losgelassen werden soll.

Den 11. September machte der berühmte Baron von Beaumanoir bekannt, daß er (nach seinem eignen Ausdruck) ein Minimum der aërostatischen Maschine der Herren Montgolfier zu Stande gebracht habe, nämlich einen Ball von anderthalb Fuß im Durchmesser, der nicht mehr als 5¾ Drachmen gewogen und ein Luftvolumen von 21 Drachmen verdrängt, folglich (die brennbare Luft, womit er geladen worden, zu 3¼ Drachmen gerechnet) sich mit einer Kraft von 12 Drachmen erhoben habe. Der Herr Baron lud zugleich die Liebhaber ein, an besagtem Tage auf den Schlag 11 Uhr Vormittags ein neues Experiment dieser Art in seiner Wohnung zu sehen. Der Versuch ging in Gegenwart vieler Naturforscher und Liebhaber glücklich von Statten. Der Ball, der aus einem dazu präparirten Ochsendarm verfertigt war, erhob sich, nachdem er mit brennbarer Luft aus der Solution von Eisen und Vitriolsäure gefüllt worden, gegen funfzig Fuß hoch, setzte sich aber, weil der Ueberzug nicht fest genug verschloß und der Gas sich also nach und nach verlor, gar bald mit der äußern Luft ins Gleichgewicht. Nachdem die Maschine ausgebessert worden, wurde das Experiment noch an

selbigem Abend wiederholt; aber kaum war der Bindfaden, der sie festhielt, abgeschnitten, so erhob sie sich bis zu einer sehr großen Höhe, nahm den Weg nach Neuilly und wurde nicht mehr gesehen.

Alle diese Versuche setzten das Publicum so sehr in den Geschmack der neumodischen Luftkugeln, daß jeder Liebhaber, wie billig, seine eigne zu haben wünschte. Dieses neue Bedürfniß zu befriedigen, machte Blondy, Portier de la Cour au Cul-de-sac de Rouen, den 14. September bekannt, daß kleine aërostatische Kugeln von acht Zoll im Durchmesser, das Stück zu einem großen Thaler, bei ihm vorräthig seien, und da die Liebhaber sehr bedauerten, daß sie sich nicht auch gleich mit brennbarer Luft bei ihm versehen könnten, so avisirte er den 17., daß er von nun an auch mit diesem Bedürfniß von extrafeiner Qualität, und zwar in Blasen, welche man, um die Ballons zu laden, nur zu drücken brauche, aufwarten könne, und daß eine gefüllte Blase nur zwei Livres kosten würde.

Während der müssige Theil von Paris sich solchergestalt mit achtzolligen Luftkügelchen amüsirte, machte die Gegenpartei des Herrn Charles mit immer zunehmendem Geräusche Anstalt, die Ehre, die er sich am 27. August im Marsfeld erworben hatte, durch ein neues Experiment auszulöschen, welches Herr Montgolfier in eigner Person zu geben versprach. Alles vereinigte sich, diesem Letztern einen glänzenden Sieg über seinen Nebenbuhler zu versprechen. Er war der erste Urheber der wundervollen Entdeckung, die dem dringendsten Bedürfniß der Pariser Welt, dem Durst nach neuem Zeitvertreib, so glücklich zu Statten kam. Ein Fremder hatte sich eingeschlichen und ihm den Ruhm eines so wichtigen Verdienstes in seiner eignen Gegenwart gleichsam vor dem Munde wegfischen wollen. Unglücklicherweise für Herrn Charles war seine Maschine zu Gonesse gefallen; und dieser Umstand, wiewol man alle Ursache hatte, darauf gefaßt zu sein, war von den Mißvergnügten sogleich benutzt worden, die Meinung im Publicum zu erregen, als ob das Experiment der Herren Montgolfier unter seinen Händen verunglückt sei. Charles wurde nun für einen Pfuscher ausgegeben, und man erwartete einen ganz andern Erfolg, wenn der Meister selbst auftreten und seine Kunststücke machen würde.

Um das neue Experiment, welches die Herren Mont-

golfier ankündigten, noch mehr zu verherrlichen, wurde Versailles zum Schauplatz desselben auserkoren. Ihre Maschine war aus drei Stücken zusammengesetzt: aus einer Pyramide von vierundzwanzig Seiten, einem ebenso vielseitigen Prisma und einer abgekürzten Pyramide. Die ganze Maschine sollte einer von Herrn Faujas Tages zuvor gemachten Ankündigung zufolge die Form eines Zeltes bekommen, 60 Fuß hoch und 40 breit, der Grund Azur, der Pavillon und die Auszierungen Goldfarbe. Sie sollte mit 40,000 Kubikfuß Gas (welchen Herr Montgolfier, anstatt aus Eisen und Vitriolsäure, mit weit geringern Kosten aus verbranntem nassem Stroh gezogen hatte) geladen werden und im Stande sein, 1200 Pfund zu heben; jedoch wollte man, zumal da sie selbst wenigstens 7 bis 800 Pfund schwer sei, sie diesmal nur mit 600 Pfund belasten.

Das war nun freilich ein anderes Werk als der Globulus von 12 Fuß im Durchmesser, womit Herr Charles vor drei Wochen im Marsfelde so vielen Spuk gemacht hatte! Die Sache ward ernsthaft; und man muß gestehen, eine Maschine von mehr als 1200 Pfund, die ohne Anwendung irgend einer sichtbaren Kraft über 200 Klafter hoch steigt, kann allerdings für eine Erfindung gelten, womit eine Nation sich etwas zu Gute thun kann. Die französische läßt es bei solchen Gelegenheiten nicht an der lebhaftesten Theilnehmung fehlen. Das Experiment ging den 19. September im ersten Hofe des Schlosses zu Versailles unter einem unglaublichen Zusammenfluß von Zuschauern von Statten. Ein Stückschuß kündigte den Augenblick an, wo der Anfang mit Ladung der Maschine „unter den Befehlen des Herrn Montgolfier" gemacht wurde, ein anderer, ungefähr 10 Minuten darauf, den Moment, wo man damit fertig war, und ein dritter denjenigen, wo die Stricke, womit sie befestigt war, abgehauen wurden. Sie erhob sich sogleich zu allgemeinem Erstaunen der Zuschauer und stieg dem Ansehen nach ungefähr 200 Klafter. Man hatte (vermuthlich um zu versuchen, wie eine solche Luftreise lebendigen Wesen bekommen würde) unten an die Maschine einen großen Korb gehängt, worin ein Hammel, eine Ente und ein Hahn eingesperrt waren. An dem Korbe hing, den Physikern zu Ehren, ein Barometer. Der Westwind nöthigte diese ungeheure Maschine, einen horizontalen Lauf zu nehmen, der nicht länger als 27 Secunden

dauerte; nach diesem fing sie an, merklicher zu sinken, und fiel im Gehölze von Vaucresson, eine halbe Stunde weit von dem Orte ihres Aufsteigens, zu Boden. Herr Pilatre de Rozier, der die Ehre hatte, unter den Naturae curiosis, welche ihrem Laufe folgten, der Erste zu sein, der an Ort und Stelle kam, fand den Ballon oder das Zelt durch einen Stoß Holz, worauf es gestürzt war, von dem Korbe abgetrennt. Der Hahn und die Ente schienen sich nicht übel zu befinden; der Hammel fraß in seinem Käfig; der Barometer war zwar umgeworfen, jedoch ohne Bruch, aber der Ballon hatte in seinem obern und untern Theile ziemlich große Risse bekommen.

Zwei Herren von der Akademie der Wissenschaften, Herr Jeaurat und Herr Le Gentil, hatten den Lauf dieses seltsamen Fremdlings in den ätherischen Höhen beobachtet. Der Erste auf der Plateforme des königlichen Observatoriums, wo er fand, daß die Maschine 293 Klafter über das Rez-de-Chaussée der Sternwarte gegangen sei; der Andre, der sie mit einem Quadranten von drei Schuh beobachtete, brachte heraus, daß sie sich zu einer Höhe von 280 Klaftern über dem zweiten Stock der Sternwarte erhoben hatte.

Wie sehr auch dieses Experiment des Herrn Montgolfier jenes im Marsfeld angestellte durch die Größe der Maschine und andre die Augen der Zuschauer bestechende Umstände verdunkelt hatte, so konnte man doch nicht umhin, zu bemerken, daß der Ballon des Herrn Charles sich zu einer weit beträchtlichern Höhe erhoben und einen Raum von 8 bis 9 französischen Meilen durchlaufen hatte. Dieses waren wesentliche Vorzüge, welche dem Letztern den Triumph zu versichern schienen. Allein die Partei des Herrn Montgolfier wandte dagegen ganz bescheiden ein: „seine Absicht sei blos gewesen, das Experiment von Annonay in der Hauptstadt zu wiederholen, und die Akademie der Wissenschaften habe auch nichts Andres verlangt, da der Gas, dessen sich Herr Montgolfier zu Ladung seiner Maschine bediene, ein ganz und gar neues Phänomen darstelle. Auch lasse sich von dieser erhabenen Entdeckung keine nützliche Anwendung erwarten als mit Hilfe des Gas des Herrn Montgolfier, den er blos durch Verbrennung nassen Strohs mit einer gewissen Quantität Wolle oder einer andern animalischen Substanz erhalte. Aus diesen Materien lasse sich für 40 Sous binnen 10 Minuten 42,000 Kubikfuß Gas ziehen, da hingegen eine gleich

große Quantität von der phlogistischen Luft des Herrn Charles 8 bis 10 Tage Arbeit und 8 bis 10,000 Livres Unkosten erfordern würde. Wenn die aërostatische Maschine z. B. angewandt würde, die Schwere großer Massen zu vermindern, so sei es unnöthig, daß sie sich ganze Stunden in der Luft erhalte; wolle man sie aber zu Erfahrungen von längerer Dauer gebrauchen, so sei nichts leichter, als aus verbranntem Stroh wieder neuen Gas zur Ladung zu schaffen; da hingegen nichts schwerer sein würde, als sie mit Luft aus der Eisensolution zu unterhalten" u. s. w. Endlich wurde auch Hoffnung gemacht, daß Herr Montgolfier noch neue Versuche anstellen und den verschiedenen Gebrechen, die dem Interesse des Experiments vom 19. September nachtheilig gewesen, abzuhelfen wissen würde.

Die Herren Charles und Gebrüder Robert hatten, wie es scheint, erst den Erfolg des Montgolfierischen Schauspiels abwarten wollen, ehe sie sich auf das oben extrahirte zweite Manifest des Herrn Faujas de St. Fond öffentlich vernehmen lassen wollten. Da nun dieser Erfolg eben nicht so ausgefallen war, daß sie Ursache gehabt hätten, den Muth gänzlich zu verlieren, so traten die Gebrüder Robert den 28. September wieder auf und bewiesen nicht nur durch eine Quittung des Kaufmanns Perrault, welcher den Tafft zu ihrem Ball geliefert hatte, daß er besagten Tafft dem ältern Herrn Robert ganz allein verkauft und die Ehre gar nicht habe, den Herrn Faujas de St. Fond zu kennen, sondern rechtfertigten sich auch gegen die verschiedenen Vorwürfe desselben mit einem anscheinenden Bewußtsein ihrer gerechten Sache. Sie versicherten: „es sei ihnen nie eingefallen, das Experiment von Annonay zu wiederholen; und es habe also nie ihre Absicht sein können, den Herren Montgolfier etwas von ihrem Ruhme zu entwenden. Ihre aërostatische Maschine habe mit der Montgolfierischen weder in der Theorie noch in der Ausführung das Mindeste gemein. Man habe zwar bisher affectirt, mit einer für die Künste sehr abschreckenden Parteilichkeit beide mit einander zu vermengen, allein sie würden sich dadurch nicht irre machen lassen, sondern gedächten mit Thaten zu streiten, um das Publicum auf eine bessere Meinung zurückzubringen. Eine neue und viel beträchtlichere Unterzeichnung ihrer Bekannten und Freunde werde sie in den Stand setzen, mit mehr Ruhe neue Versuche zu machen, und sie hofften, in Kurzem

der Nation weit kostbarere und interessantere Erfahrungen vorweisen zu können."

Ueberhaupt ergiebt sich aus dieser Erklärung der Herren Robert, daß Herr Charles und Consorten am einen und Herr Faujas mit seinen Freunden am andern Theile vom Anfang an einander nicht recht verstanden, und daß weder Charles ein bloßer Physicien assistant, noch die Gebrüder Robert bloße Handlanger und Tagelöhner von einem Manne zu sein gemeint waren, der ein so großes Verdienst darein setzte, den Tafft zum Ueberzug der aërostatischen Maschine eingekauft zu haben. So viel ist übrigens gewiß, daß der „Globe ascendant" zwei Parteien zu Paris hervorgebracht hat; und vermuthlich wird sich nun, nachdem von Molinisten und Jansenisten[1]) nicht mehr die Rede ist und auch der Eifer der Gluckisten und Piccinisten[2]) ziemlich nachgelassen hat, das zahlreiche Heer der Liebhaber des experimentalischen Zeitvertreibs in Montgolfianer und Robertaner spalten, deren aërostatischer Bürgerkrieg den gleichgiltig zuschauenden Bewohnern von Europa (wenigstens bis zum Ausbruch des bevorstehenden Türkenkrieges) eine sehr angenehme Unterhaltung verspricht. In der That hätte die seltsamste Dichtungskraft kein so wunderbares Schauspiel ersinnen können als zwei Armeen von Naturforschern, die in freier Luft und auf den Wolken des Himmels Zelte gegen einander aufschlagen, sich mit zwölfhundertpfündigen Luftkugeln herumschießen und einander mit immer größern und unerhörtern Experimenten entweder aus dem Felde zu schlagen oder (wie man jetzt in England spricht) zu bourgoynisiren suchen.

Inzwischen, und während sich beide Parteien mit der größten Hitze zu diesem wunderbaren Kriege rüsten, scheint die Partei der Herren Montgolfier auch die minder edeln, aber desto schärfer verwundenden Waffen des Lächerlichen nicht zu verschmähen und unter der Hand aus den Theatern auf den Boulevards als aus einem sichern Hinterhalt Ausfälle auf die Robertische Partei zu thun, welche der letztern ohne einen baldigen entscheidenden Sieg in den Lüften tödtlich werden

[1]) Zwei theologische Parteien, deren erste jesuitische den Namen von dem Spanier Molina, die zweite, jener entgegenwirkende, von dem Bischof Jansenius hatte. Sie begannen im sechzehnten Jahrhundert. — (Gruber.)

[2]) Zwei musicalische Parteien, Anhänger von Gluck und Piccini. — (Gruber.)

könnten. Schon am 1. September gaben die grands Danseurs du Roi eine Pantomime mit Maschinen, genannt Le Naufrage d'Arlequin Pilote du Vaisseau volant, und seit dem 24. September ist auf eben diesem Theater Guillot Physicien, „ou la chute du globe volant“, schon über vierzehnmal und seit dem 30. im Ambigu Comique die Comédie-Parade, Gilles et Crispin Mécaniciens, ou l'Aërostatimanie, ebenfalls mehrmals aufgeführt worden; und wiewol das Lächerliche gewissermaßen beide Parteien trifft, so scheint doch offenbar genug, daß es hauptsächlich auf die Nachahmer und Nebenbuhler der Herren Montgolfier abgesehen ist.

Nichts war natürlicher, als daß gleich beim ersten Lärm, den der steigende Globus machte, die Hoffnung, das schon so lange mit so vielem Geräusch angekündigte Luftschiff des Herrn Blanchard auf eine andere Manier endlich realisirt zu sehen, bei Vielen wieder neu belebt wurde. Von Dichtern versteht sich das von selbst. Der vorbelobte Herr Gudin de la Brenellerie sah in der ersten Entzückung, worein ihn der Versuch des Herrn Charles setzte, schon das ganze Element der Luft seiner Nation unterthan. Außer sich von diesem stolzen Gedanken, ruft er aus:

D'un nouvel Océan Argonautes nouveaux,
De Colomb et de Cook surpassez les travaux!
Suivez ce Montgolfier, qui d'une main certaine
A de la pesanteur enfin brisé la chaine.
Partez, volez, cherchez dans les plaines d'Azur
Un air moins variable, un horizon plus pur.
Glissez d'un vol léger sur les glaces Australes,
Jouez-vous au milieu des flammes Boréales etc.[1])

Am Schlusse seines Gedichtes ruft er die Herren Charles und Robert auf, zu eilen, um das große Werk zu vollenden und ihr Luftschiff mit Rudern oder Segeln auszurüsten.

---

[1]) „Ihr neuen Argonauten eines neuen Oceans übertrefft die Thaten eines Columbus und Cook! Folgt diesem Montgolfier, der mit sicherer Hand die Kette der Schwere endlich gebrochen. Geht, fliegt und sucht in den azurnen Gefilden eine minder wechselreiche Luft, einen reineren Horizont! Mit leichtem Fluge eilt zu jenem südlichen Eise und erfreut Euch in den nördlichen Gluthen!“ — (Gruber.)

„Fürchtet," sagt er, „daß irgend ein verwegener Engländer Euch die Erfindung stehle!" — und er meint: „dieses Volk, das sich den Vorzug, das Meer zu beherrschen, entrissen sehe, werde nun bald Alles versuchen, um Herr von der Luft zu werden." Wie gesagt, von der raschen Einbildungskraft eines französischen Dichters war nicht weniger zu erwarten. Aber auch die prosaischen Köpfe flogen in Gedanken mit; und schon am 5. September versicherte Einer von ihnen im Journal von Paris, er sei so überzeugt, daß es nun zur völligen Erfindung der Luftschifffahrt nur noch einen Schritt brauche, daß er sich hiermit erboten haben wolle, die erste Maschine dieser Art, die der vereinigte Fleiß der Herren Physiker und Mechaniker (jedoch auf ihre eignen Kosten) zu Stande gebracht haben würde, in Person zu besteigen, ohne eine andere Belohnung zu verlangen als die Ehre, der erste Luftschiffer gewesen zu sein. — Eine Ehre, die diesem wackern Manne gleichwol den 19. September von einem bloßen Hammel geraubt wurde; vermuthlich zu seinem desto größern Mißvergnügen, da der glückliche Hammel, wie verlautet, eine Art von Pension von Sr. Majestät erhalten haben soll, die er jedoch mehr durch seine Geduld und Gleichgiltigkeit als durch die Größe seines Muthes verdient zu haben scheint.

Das Publicum konnte das Anerbieten des Ungenannten für Scherz aufnehmen. Aber Herr Blanchard, der im verwichenen Jahre so viel Aufsehens mit seinem verunglückten Luftschiffe gemacht hatte, nahm es für Ernst und bat sich in einer Antwort vom 6. September von dem Ungenannten die Erlaubniß aus, ihm die Ehre, der erste Luftbesegler zu sein, streitig zu machen. „In wenigen Tagen werde ich", sagt Herr Blanchard, „im Stande sein, eine aërostatische Maschine zu zeigen, welche auf- und niedersteigen und jede beliebige Horizontallinie halten wird. Ich selbst werde darin sein, und ich habe Vertrauen genug zu meinem Verfahren, um mir vor dem Loos eines neuen Ikarus nicht bange sein zu lassen."

Das wäre doch etwas — wofern das tiefe Stillschweigen, das Herr Blanchard seit dieser Zeit beobachtet, nicht vermuthen ließe, daß ihm diese neue Gasconnade nur von irgend einem losen Vogel angedichtet worden sei, vielleicht von eben dem, der einige Zeit darauf unter dem Namen Perseus in einem drolligen Briefe an die Herren Luftschiffer den Vorschlag that,

dem neuerfundenen Luftschiffe die Form des Flügelpferds der Dichter zu geben.

Die Herren Montgolfier selbst und ihre Freunde in der königlichen Akademie scheinen zur Zeit noch weit entfernt zu sein, so hochfliegende Hoffnungen erwecken zu wolleu. Man spricht zwar von nützlicher Anwendung ihrer Maschine, aber man schränkt sie noch mit großer Bescheidenheit auf leichtere Erhebung großer Massen und höchstens auf atmosphärische Beobachtungen ein,*) zu deren Behuf Herr von Parcieux bereits den 10. September Berechnungen gemacht hatte, wovon das Resultat war: daß ein Globus von 24 Fuß im Durchmesser, mit 75 Pfund Gas geladen, sich 5000 Klafter hoch erheben müßte — eine Berechnung, die dem Experiment vom 19. September eben nicht sehr günstig zu sein scheint.

Wie dem auch sein mag, wer kann sagen, wie weit Genie, Wissenschaft und Kunst vereinigt irgend eine Erfindung, die sich auf neu entdeckte Naturkräfte gründet, treiben können? „Diese Erfindung ist noch ein neugebornes Kind," sagte der große Franklin; „je nachdem es erzogen wird, kann viel oder wenig daraus werden." — Das Verständigste, was zur Zeit noch geurtheilt werden kann.

Sehen die französischen Physiker und Mechaniker sich im Stande, wichtigere Dinge damit auszurichten, als die Müssig-

*) Der Duc de Crillon-Mahon, in dessen Imagination die glühenden Kugeln von Gibraltar noch immer zu spielen scheinen, hat bei Gelegenheit des prächtigen Festes, das er am ersten October wegen der Geburt der beiden Infanten von Spanien im Boulogner Holze gab, noch einen andern Gebrauch der aërostatischen Kugeln gezeigt, an welchen die ersten Erfinder nicht gedacht zu haben scheinen, indem er seinen Gästen nach dem Souper einen aërostatischen Ballon von 6 Fuß 4 Zoll zum Besten gab, an welchem ein Transparent hing, auf dessen beiden Seiten ein Quatrain, das sich mit Vive Charles! vive Louise! anfängt, deutlich zu lesen war. Nachdem der Ingenieur, der den Globus verfertigt, ihn einige Minuten lang in einer Höhe von zwei bis drei Klaftern erhalten und verschiedene beliebige Bewegungen hatte machen lassen, ließ man ihm endlich seine Freiheit. Der Globus erhob sich unter dem Schall einer prächtigen Musik, majestätisch, beinahe in gerader Linie in die Luft; welches (wie man dem Geschichtschreiber dieser Fète im Journal de Paris gern glauben wird) eine unbeschreiblich schöne Wirkung that. — Woraus also zu sehen war, daß man, Dank sei dem Herrn Montgolfier, oder vielmehr dem Herrn Charles und dem Baron von Beaumanoir, künftig ein sehr prächtiges Feuerwerk mit sehr mäßigen Kosten geben könne. — Von den Coëffures und übrigen Siebensachen à la Montgolfier sahen wir nichts, weil sich das von selbst versteht. Natürlicherweise muß jetzt in Frankreich Alles à la Montgolfier sein, wie noch vor Kurzem Alles à la Marlborough war. Glückliches Volk, das alles seines Elendes so leicht über jedem neuen Spielzeuge vergessen kann!

gänger und Badauds von Paris mit einer neuen Art von fliegenden Hirschen zu belustigen, so werden sie wohlthun, nicht eher mit neuen Versuchen öffentlich hervorzurücken, bis sie ihrer Sache recht gewiß sind. Denn die Schwärmerei der Pariser für einen und denselben Gegenstand, wie wundervoll er auch sein mag, kann es doch nicht viel über vier oder sechs Wochen aushalten; und was die Zeit nicht thut, das thun die Gilles und Crispins auf den Boulevards. Allbereits ist schon ein ziemlicher Theil der brennbaren Luft, womit diese ohnehin so leichten Köpfe seit dem 27. August geladen waren, wieder verflogen, und ein leichtfertiger Brief, der am 3. October im Journal de Paris erschien, scheint von böser Vorbedeutung für die Aërostatomanie zu sein. Ein sich so nennender Sieur Borné in der neuen Straße St. Marceau berichtet darin mit einem großen Anschein von Bestürzung das Unglück, das seinem mit besagter Krankheit befallenen Oheim, dem Physiker, zugestoßen sei. „Der Oheim hatte gleich allen Herren vom Metier seit der Erfindung der aërostatischen Kugeln sich aller Vorstellung seines Neffen und seiner Gouvernante ungeachtet mit nichts Anderm beschäftigt. Freitags den 26. September war er früher als gewöhnlich aufgestanden, um einige Flaschen brennbarer Luft zu einem Ball von seiner Erfindung zu verfertigen. Es zeigte sich aus dem Erfolg, daß er ein paar Klystierspritzen, womit das Haus versehen war, gebraucht hatte, um die brennbare Luft desto bequemer in den Ball zu bringen. Zum Unglück mußte er, da er noch im Laden begriffen war, einen Besuch von einem Herrn Confrater bekommen, der mit ihm frühstücken wollte. Während daß sie Kaffee mit Milch zusammen tranken, geriethen sie in einen wissenschaftlichen Streit, wobei es bald so hitzig zuging, daß der Neffe und Hannchen Mühe hatten, die Herren auseinanderzubringen. Aber das Uebel war geschehen, und der Zorn bekam dem Onkel zu seinem Milchkaffee so übel, daß er von einer heftigen Kolik und endlich gar von einer Ohnmacht befallen wurde. Hannchen und der Neffe, ganz außer sich über einen so unerwarteten Zufall, tragen ihn auf sein Bette, frottiren ihn mit erwärmten Handtüchern, reiben ihm Schlagwasser in die Schläfe ein, und da ihnen von ungefähr die beiden mit brennbarer Luft angefüllten Spritzen in die Augen fallen, greifen sie in der Angst zu und eilen, den alten Herrn in die erforderliche Positur zu legen, um das in Koliken

gewöhnliche Mittel empfangen zu können. Die erste war ziemlich gut von Statten gegangen und ließ von der zweiten den besten Erfolg hoffen; aber kaum war sie halb leer, so entwischte ihnen der arme Onkel, dessen Bauch zusehends aufschwoll, unter den Händen, erhob sich bis an die Decke, machte ein paar Touren im Zimmer und flog endlich wie ein Vogel zu einem unglücklicherweise offnen Fenster hinaus, während daß Hannchen vor Schrecken in Ohnmacht und der Neffe, mit dem einen Schuh des Onkels (den er beim Fuß noch hatte zurückziehen wollen) in der Hand, rücklings zu Boden fiel. Sobald Hannchen wieder zu sich selbst kam, liefen sie Beide, was sie konnten, den davon fliegenden Onkel wo möglich einzuholen; aber vergebens! Seine Nachtmütze, die sie auf der Normandischen Straße fanden, war Alles, was sie, nachdem sie sich den ganzen Tag außer Athem gelaufen hatten, zurück nach Hause brachten. Doch erfuhren sie Tages darauf, daß seine Perücke zu Rouen aufgelesen worden sei. Nun folgt eine Beschreibung seiner Person und seines Anzugs, mit unterdienstlicher Bitte an alle mitleidigen Herzen, ihnen den Onkel, falls er etwa Jemanden in die Hände fallen sollte, so wie er sei, mit der ersten Gelegenheit zurückzuschicken" u. s. w.

So platt dieses Persiflage ist, so macht es doch zu lachen und scheint zu beweisen, daß die oben gedachten Pantomimen und Possenspiele zu wirken anfangen.

Die Pariser aber könnten es wol kaum übel nehmen, wenn man nach allen diesen Begebenheiten versucht wäre, das Compliment bei ihnen anzubringen, das der alte Oberpriester zu Heliopolis dem Solon zu Handen seiner sämmtlichen Landsleute machte: „Ihr Griechen seid und bleibt doch ewig — Kindsköpfe!"

Die Aëronauten.

Nil mortalibus arduum est,
Coelum ipsum petimus — — —.
Horat.

Die ersten fünf Abschnitte dieses Aufsatzes finden sich 1784 im Teutschen Merkur, Bd. I. S. 69—96 und S. 140—170, unter der Ueberschrift: „Die Aëronauten oder fortgesetzte Nachrichten von den Versuchen mit der aërostatischen Kugel". — Vollständig ist derselbe erst 1797 in dem 30. Bd. von Wieland's Werken erschienen. Der Text des Merkur ist in den letzteren wenig geändert und nur eine größere Stelle weggelassen.

I.

Die Erfindung der Herren Montgolfier und Charles, die seit mehrern Monaten die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt, hat binnen wenigen Wochen bereits Fortschritte gethan, welche die stärksten Hyperbeln und kühnsten Weissagungen des begeisterten Provençalen Gudin de la Brenellerie zu rechtfertigen scheinen.

Der Titel Aëropetomanie, den wir den ersten Versuchen der noch in der Wiege liegenden Luftschifferkunst beilegten, wiewol er damals durch die Art, wie sich die Pariser Welt bei einer Erfindung von dieser Wichtigkeit benahm, veranlaßt und gewissermaßen gerechtfertigt wurde, war doch insofern nicht zum Glücklichsten gewählt, als er eine an sich sehr ernsthafte Sache lächerlich und den Verfasser des Aufsatzes verdächtig zu machen schien, als ob er den ungläubigen Herren nachhinke, die ihre voreilige Behauptung, „daß die ganze Sache bloßer Spaß und französische Steckenreiterei sei", jetzt gern zurücknehmen möchten, und durch Erfolge, welche sie für unmöglich erklärt hatten,*) vor aller Welt mit Schamröthe überdeckt worden sind. Er hat sich zwar an mehr als einer Stelle gegen diesen Ver-

*) Es ist gleichwol einiger Trost für diese Herren, daß die residirenden Glieder der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London selbst, öffentlichen und nicht widersprochnen Nachrichten zufolge, dem Könige durch ihren Präsidenten ebenso frühzeitig ihr Wort gegeben haben sollen, daß die Montgolfierische Erfindung nicht den geringsten Nutzen haben könne. Aber daß sich auch noch jetzt, da dem Unglauben kein Ausweg mehr übrig gelassen scheint, Gelehrte mitten unter uns finden, welche steif und fest dabei beharren, die ganze Sache mit der aërostatischen Kugel, die Versuche im Marsfeld, zu Versailles und La Muette, die Spazierfahrt der Herren Rozier und d'Arlandes und die Luftreise der Herren Charles und Robert seien ein bloßes zur Lust erfundenes Märchen, womit eine Gesellschaft müssiger Spaßvögel zu Paris ganz Europa zum Besten haben wolle, das ist ein so un-

dacht zu verwahren gesucht, und zu einer Zeit, wo berühmte Naturforscher (vielleicht eben darum, weil Vielwissen zuweilen bläht) mit Verachtung von den Montgolfierischen Versuchen sprachen, im Vertrauen auf den bloßen schlichten Menschenverstand sich nicht gescheut, die Sache für wichtiger zu halten, als das französische Publicum selbst sie anfangs zu halten schien. Allein dies macht den Gebrauch des komischen Salzes, womit jener Aufsatz fast zu stark gewürzt war, nur desto tadelhafter. Indessen trifft dieser Tadel den Verfasser nicht allein; er gilt (wenn wir es sagen dürfen) allen den deutschen Patrioten überhaupt, denen man mit Verkleinerung und Verspottung der Franzosen immer willkommen ist, wie unbillig auch oft Beides sein mag. Denn im Grunde, und wenn wir — wo nicht edelmüthig genug sind, unsern alten Brüdern und Landsleuten jenseits des Rheins ihr Recht widerfahren zu lassen, wenigstens nur weise genug wären, uns nicht dem Verdacht auszusetzen, als ob wir blos darum die Grimasse der Verachtung gegen sie machten, weil es uns unangenehm sei, ihre Vorzüge zu fühlen, so müßten wir bekennen, daß das französische Publicum von der Lebhaftigkeit und Wärme, womit es gleich anfangs Theil an der Sache nahm, ja selbst von den schwärmendsten Wirkungen dieser Theilnehmung, die uns von ferne so possierlich vorkamen, mehr Ehre hat, als wir von der kalten Gleichgiltigkeit, womit wir an ihrem Platze sie vermuthlich aufgenommen hätten. Wohl dem Volke, das ein so lebhaftes Gefühl für Nationalruhm hat und mit solchem Feuer sich beeifert, jedes wahre Talent zu ehren und aufzumuntern, jede Unternehmung, sobald sie die Aufmerksamkeit der Sachverständigen erregt, auch dann schon zu befördern, wenn ihr Nutzen noch zweifelhaft und sogar der Erfolg noch ungewiß ist! Schwärmerei für alles Schöne und Große ist ein Nationalcharakterzug, der vielmehr beneidet als verspottet zu werden verdient.

Doch, wie es auch vor drei Monaten — da man zu Paris selbst bei der Chute du Globe volant und andern dergleichen Albernheiten, womit die Schaubühne auf den Boulevards

---

glaubliches Beispiel von skeptischem Starrsinn und vorsätzlicher Blindheit des Vorurtheils, daß wir zur Ehre der Nation wünschten, es möchte nicht von Deutschen gegeben worden sein. Die Engländer sind bei aller ihrer Nationaleifersucht über die Franzosen gelehriger gewesen; wenn anders die Palinodie, welche Sir Joseph Banks in einem Briefe an einen seiner Correspondenten in Paris angestimmt hat, so authentisch ist, als ihre Einrückung in das Journal de Paris vermuthen läßt.

die Zurüstungen zum glänzendsten Triumphe der Philosophie bewillkommte, noch lachte und händeklatschte —, wie schicklich oder unschicklich es damals sein mochte, von den ersten Versuchen der Luftschifffahrt in einem etwas jovialischen Tone zu sprechen: dies ist gewiß, daß die Sache inzwischen einen Fortgang gewonnen hat, der eine merkliche Veränderung der Tonart erfordert. Der Onkel, der bei den Grands Danseurs du Roi mit einem Klystier von brennbarer Luft im Leibe zum Fenster hinausflog, war ein sehr lustiger Anblick für die Badauds de Paris; aber Herr Charles, der sich in seinem aërostatischen Wagen über 1500 Klafter hoch erhob und nach einer zweistündigen Luftreise neun Stunden von dem Orte, wo er eingestiegen war, sich wieder herabließ — ist ein sehr ernsthafter Gegenstand für das ganze Menschengeschlecht. Und da dieser Erfolg nicht das Werk eines geglückten Zufalls, sondern scharfsinnig beobachteter, verbundener und genau*) berechneter Naturwirkungen war, so kann man wol ohne Vergrößerung behaupten, daß der menschliche Verstand seit Jahrtausenden nichts erfunden und zu Stande gebracht habe, das von dieser Erfindung nicht verdunkelt würde. Man kann sich nun die weitern Erfolge und die künftige Vervollkommnung derselben mit einer Art von Gewißheit vorausversprechen. Die Wunder, die uns der um so viel erleichterte Fortschritt von einer Entdeckung zur andern erwarten heißt, sind ebenso unabsehbar als die Vortheile, die sich davon über die künftigen Jahrhunderte ausbreiten werden; ja, vielleicht steht die Epoche dieser Erfindung mit einer großen physischen Revolution, wozu die Natur immer nähere Anstalten zu machen scheint, in einer jetzt noch unbestimmten Beziehung, welche sie unsern spätern Nachkommen unendlich wichtig machen wird.

II.

Meine Erzählung blieb bei dem Schauspiele stehen, welches Herr Montgolfier und seine Freunde dem Hofe und den Einwohnern von Versailles am 19. September vorigen

*) Nämlich so genau, als damals möglich war. Denn man hat alle Ursache, zu erwarten, daß die aërostatische Kugel selbst zu neuen Beobachtungen, wovon die Vervollkommnung der Aëronautik das Resultat sein wird, Gelegenheit geben werde, wie sie zum Theil schon gethan hat.

Jahres mit einer 60 Fuß hohen und mit 60,000 Kubikfuß Gas angefüllten Kugel gab, die einen Hammel, einen Hahn und eine Ente 200 Klafter hoch in die Höhe führte und nach einem horizontalen Lauf von 27 Secunden eine halbe Stunde weit von dem Orte des Aufsteigens wieder etwas unsanft niedersetzte; ein Experiment, das der Erwartung nicht entsprochen hatte, die man sich nach den mächtigen Zurüstungen und dem voreiligen Triumphgeschrei der Gegenpartei des Herrn Charles davon zu machen berechtigt war.

Diese schien damals dem letztgenannten Naturforscher — einem Manne, der sich in der Folge in einem sehr glänzenden Lichte gezeigt hat — beinahe ein Verbrechen daraus zu machen, daß er auf die erste Nachricht von dem Experimente der Herren Montgolfier zu Annonay der Sache nachgedacht und aus eignen Kräften eine aërostatische Maschine erfunden hatte, welche sowol in der Theorie als in der Ausführung, vornehmlich in der Luftart, womit sie geladen wurde, und in der Wirkung, welche sie that, von der Montgolfierischen ganz verschieden war. Man affectirte, diesen sehr wesentlichen Unterschied nicht zu sehen, und erlaubte sich sogar unedle Mittel, den vortrefflichen Mann von Verfolgung seines Zwecks abzuschrecken, der damals schon auf dasjenige gerichtet war, was er am ersten December (1783) mit einem so rühmlichen Erfolge bewerkstelligte. Es ist bloße Billigkeit, in Ermanglung näherer Nachrichten zur Ehre des Herrn Montgolfier zu glauben, er habe an allen diesen Bemühungen, seinen wackern Rivalen zu unterdrücken, keinen Antheil gehabt. Indessen verdient doch aus einem (entweder von ihm selbst oder einem seiner Freunde) in Nr. 268 des Journal de Paris vom Jahre 1783 eingerückten Schreiben die künstliche Wendung bemerkt zu werden, die man darin nimmt, um die Vorzüge der Erfindung und Verfahrungsart des Herrn Charles zu verkleinern, und besonders die ausdrückliche Behauptung: „daß diese erhabene Entdeckung (des Herrn Montgolfier nämlich) nie anders einer nützlichen Anwendung fähig sein werde, als vermittelst des Montgolfierischen Gas (aus verbranntem feuchtem Stroh oder Wolle), und daß die Verfahrungsart des Herrn Charles ihrer Kostbarkeit wegen weiter nichts als einen von den Versuchen hervorbringen könne, die man gewiß nicht zum zweiten Mal mache“, u. dergl.

Herr Charles beantwortete diese Erklärung seiner Gegenpartei ganz kaltblütig mit dem Versprechen, daß er das thun würde, was jene für unmöglich erklärte; und er hielt Wort.

Herr Montgolfier, der sich indessen an dem Unternehmer und Vorsteher des unter dem Schutze des Grafen von Provence vor einiger Zeit zu Paris errichteten Museums, Herrn Pilatre de Rozier, einen geschickten und unternehmenden Bundesgenossen erworben und überhaupt in der Akademie einen starken Anhang hatte, blieb inzwischen bei den Zurüstungen der Herren Charles und Robert nicht müssig. Der größte Theil des Octobers wurde im Hause und Garten des Herrn Reveillon mit Versuchen zugebracht, welche zur Absicht hatten, „die Theorie seiner Entdeckung zu befestigen und zu berichtigen", und wovon man alle blos vorwitzigen Zuschauer so viel möglich ausschloß, weil diese Versuche (wie Herr Reveillon öffentlich erklärte) nur Naturforscher von Profession interessiren könnten.

Das Resultat war eine neue aërostatische Maschine, 70 Fuß hoch und 46 Fuß im Durchmesser, welche 60,000 Kubikfuß Luft enthielt und mit Einschluß der Galerie 1500 Pfund wog. Sie wurde von Herrn Faujas de St. Fond am 20. October mit vielem Pomp angekündigt und dabei nicht vergessen: „daß Herr Montgolfier sie auf eigne Kosten und zu seiner eignen Belehrung habe verfertigen lassen". Dieser schielende Seitenblick auf Herrn Charles, der auch an einer neuen Maschine, aber „auf Subscription, und um der Nation kostbarere und wichtigere Experimente vorzuweisen",*) arbeiten ließ, veranlaßt uns, unsre Leser noch auf ein paar Umstände aufmerksam zu machen, die Demjenigen, der in der Geschichte dieser Begebenheiten etwas klärer zu sehen wünscht, nicht ganz gleichgiltig sein dürfen; denn der neulich erschienene Bericht des Herrn Faujas ist weder unparteiisch, noch kann er es sein. Die Gegenpartei des Herrn Charles hat freilich seit dem ersten December eine andere Stellung genommen und eine andere Sprache zu reden angefangen, aber vor dieser Epoche war es mehr darum zu thun, ihn auszulöschen, als den Ruhm der aërostatischen Erfindung mit ihm zu theilen.

Der eine dieser Umstände also ist: daß um diese Zeit die

*) Dies sind die eigenen Worte der Herren Robert in ihrem Schreiben an die Herausgeber des Journal de Paris vom 24. September.

Bildnisse „der Herren Stephan und Joseph Montgolfier Gebrüder, als Erfinder der aërostatischen Kugel", von de Launay dem Jüngern, nach Houdon's Modell gestochen, mit folgender Unterschrift erschienen:

Montgolfier, que l'Europe entière
Ne saurait assez révérer,
A des airs franchi la carrière,
Quand l'oeil de ses rivaux cherche à le mesurer.

Dieser abermalige satirische Zug (dessen Spitze aber durch den Erfolg gegen Denjenigen gekehrt wurde, der damit hatte verwunden wollen) konnte doch wol Niemand anderm gelten als dem Herrn Charles und seinen Freunden und scheint uns ein desto vollgiltigeres Zeugniß von den damaligen Gesinnungen der andern Partei zu sein, da man diese dadurch zugleich mit den Bildnissen der Herren Montgolfier zu verewigen suchte.

Der andre Umstand ist, daß die Schnurre mit dem Onkel, den ein Klystier von brennbarer Luft durchs Fenster davon führte, in eben diese Zwischenzeit fiel und aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls darauf abgesehen war, den Herrn Charles lächerlich zu machen. Die brennbare Luft und das Davonfliegen beweisen es deutlich genug, und um so mehr, da man sich von Montgolfierischer Seite öffentlich und ernsthaft gegen die brennbare Luft, deren sich Herr Charles bediente, erklärt und dabei hinlänglich zu verstehen gegeben hatte, daß man mit keinen so hohen Ideen, als eigentliche aëronautische Versuche wären, schwanger gehe, sondern den Nutzen der sublimen Erfindung des Herrn Montgolfier blos in die Möglichkeit setze, große Lasten dadurch emporzuziehen oder auch allenfalls sich zu Anstellung physicalischer Beobachtungen in die Luft zu erheben und eine Zeit lang darin zu erhalten. Dieses Letztere war nun der hauptsächlichste Gegenstand, auf welchen die Versuche des Herrn Montgolfier mit seiner neuen Maschine gerichtet waren. Da man aber von der Absicht des Herrn Charles mit seiner den 19. November angekündigten Maschine so viel gewiß wußte, daß er sich damit in die Luft erheben würde, so eilte man, ihm darin wenigstens zuvorzukommen; und Herr Faujas gab zu eben der Zeit, da er versicherte, daß Herr Montgolfier seine neuen Versuche blos zu

seiner eignen Belehrung mache, dem Publicum Nachricht, daß Herr Pilatre de Rozier, „von edelm und großmüthigem Enthusiasmus für diese Entdeckung durchdrungen", binnen dem 15. und 20. October zu sechs verschiedenen Malen, theils allein, theils in Gesellschaft des Herrn Giroud de la Villette und des Herrn Marquis d'Arlandes sich auf einer mit Stricken befestigten Maschine erst 80, hernach 200, hernach 250 und endlich gar 324 Schuh hoch in die Luft erhoben und das erste Mal 4 Minuten 25 Secunden, das andre Mal wegen widrigen Windes nicht so lange, das dritte Mal 6 Minuten ohne Gluthpfanne, das vierte Mal mit der Gluthpfanne 8½ Minuten, das fünfte Mal 9 bis 10 und das letzte Mal 8½ Minuten sich im Gleichgewicht erhalten habe.

Auf den ersten Anblick scheint dies eben nicht viel mehr, als was der Hammel und seine gefiederten Reisegefährten den 19. September bereits geleistet hatten, zu sein und weiter nichts zu beweisen, als daß die mit Gas angefüllte Kugel ebenso gut mit einem Naturforscher und einem Major von der Infanterie als mit einem Schöps und einer Ente in die Höhe gehen könne. Allein die ziemlich lange Zeit, worin Herr Pilatre die Maschine in einer Höhe von mehr als 200 Fuß vermittelst der Gluthpfanne, durch welche sie von Zeit zu Zeit wieder frischen Gas empfing, im Gleichgewicht erhalten hatte, bewies doch, daß man in der Kunst, sie zu behandeln und nach Willkür zu regieren, schon merkliche Schritte vorwärts gethan habe.

Herr Pilatre hatte bei diesen verschiedenen Versuchen eine Gegenwart des Geistes und eine Geschicklichkeit in den Handgriffen, welche die Montgolfierische Maschine erfordert, gezeigt, die ihn zu der Ehre berechtigten, dem öffentlichen Versuche vorzustehen, der am 21. November, 8 Minuten nach Mittag, auf dem Hofe des Schlosses La Muette (wo der Dauphin erzogen wird) angestellt wurde. Der Himmel war um diese Zeit hier und da mit Wolken bedeckt, und der Wind blies von Nordwest. In 8 Minuten nach dem ersten gegebenen Zeichen war die Maschine in reisefertigem Stande; der Herr Marquis d'Arlandes und Herr Pilatre de Rozier bestiegen die für sie zubereitete Galerie; die Maschine erhob sich ein Wenig, wurde aber vom Winde auf eine Allee des Gartens getrieben, und weil die Stricke, woran sie befestigt war, bei diesem Zufalle zu stark wirkten, so bekam sie einige große Risse und mußte zurückgebracht und ausgebessert werden. Um 1 Uhr 54 Minuten war

Alles wieder in Ordnung. Die Maschine erhob sich von Neuem mit den nämlichen Personen, und diesmal auf eine sehr majestätische Art; sie verlor sich bald aus den Augen der Zuschauer, die ihr mit ängstlicher Bewunderung nachsahen, stieg bis zu einer Höhe von wenigstens 3000 Fuß, ging über die Seine und konnte, da sie zwischen der Ecole Militaire und dem Hôtel des Invalides durchging, von ganz Paris gesehen werden. Die beiden Luftschiffer, „vergnügt mit diesem Versuch und gesonnen, nicht weiter zu gehen", machten Anstalt zum Herabsteigen. Wie sie aber gewahr wurden, daß der Wind sie auf die Häuser der Rue de Sève in der Vorstadt St. Germain treibe, entwickelten sie mit aller möglichen Kaltblütigkeit frischen Gas, entgingen dadurch der Gefahr und stiegen wieder höher, ließen sich aber doch bald darauf jenseits des neuen Walles im freien Felde nieder, „wiewol sie noch zwei Drittel von ihrem Vorrathe (um Gas zu machen) in ihrer Galerie hatten und also, wenn sie gewollt hätten, noch eine dreimal so weite Reise hätten machen können. Die Länge ihrer Fahrt betrug 4 bis 5000 Klafter, die Zeit, die sie dazu gebrauchten, 20 bis 25 Minuten, und das Gewicht, das die Maschine, welche 60,000 Kubikfuß enthielt, in die Höhe zog, war zwischen 1600 und 1700 Pfund."

Das hierüber förmlich aufgenommene Protokoll wurde am besagten Tage zu La Muette Abends um 5 Uhr von den Herzogen von Polignac und von Guines, den Grafen von Polastron und von Vaudreuil, dem Herrn von Hunaud, dem berühmten Benjamin Franklin und noch dreien Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften, nämlich den Herren Faujas de St. Fond, Delisle und Leroy, unterschrieben.

Acht Tage hernach trat der Herr Marquis d'Arlandes im Journal von Paris mit einer sehr umständlichen und, wenn die Gelegenheit weniger außerordentlich gewesen wäre, allerdings fast kleinlichen Reisebeschreibung dieses ersten Versuchs, mittelst der aërostatischen Kugel in den Lüften herumzuirren, hervor. Ohne eine sehr genaue Kenntniß der ganzen Maschine und der Art, wie man mit ihrer Ladung und mit Erneuerung des Gas (deren sie, wenn sie wieder steigen soll, von Zeit zu Zeit bedarf) verfährt, ist sehr Vieles in dieser Erzählung unverständlich; aber was Jedermann verstehen kann, ist, 1) daß der Herr Marquis dem Herrn Pilatre de Rozier zwar ganz artige

Complimente macht, aber vornehmlich sich selbst über den Muth, die heroische Kaltblütigkeit, den richtigen Blick und die Geschicklichkeit im Manövriren, so er bei dieser Unternehmung bewiesen, die vollständigste Gerechtigkeit widerfahren läßt; 2) daß die Montgolfierische Maschine oder vielmehr der Gas, dessen Herr Montgolfier sich bedient, sie zu erheben und in der Luft zu erhalten, Unbequemlichkeiten und selbst Gefahren unterworfen ist, bei welchen er, seines geringen Preises ungeachtet, zum aëronautischen Gebrauch wenig geschickt zu sein scheint; 3) daß eine längere Fortsetzung dieser Luftfahrt bei Weitem nicht so sehr in der Willkür der beiden Herren stand, als das Protokoll besagt, sondern im Gegentheil, daß sie sich durch den delabrirten Zustand der Maschine genöthigt sahen, sich wieder herabzulassen; und endlich 4) daß der Herr Marquis (wie er versichert) dieses Experiment zu Muette eigentlich nach seinem ersten Anerbieten ganz allein hätte machen sollen, daß aber die Klugheit des Herrn Montgolfier für gut befunden, ihm einen Reisegefährten zuzugeben; daß er ihm den Herrn Pilatre de Rozier dazu vorgeschlagen, welchen der Herr Marquis denn auch wegen seiner in den Experimenten bei Herrn Reveillon bewiesenen Geschicklichkeit „mit empressement" angenommen, und daß also er, der Herr Marquis, Derjenige sei, der vom Herrn Montgolfier ausersehen worden, dieses Experiment zu dirigiren. „Il est permis," setzt er hinzu, „d'être glorieux de ce choix, et peu naturel d'imaginer, que je puisse céder à un autre (nämlich dem Herrn Pilatre) le droit acquis de publier ses succès."

Unsre Leser mögen selbst urtheilen, ob dem guten Herrn Marquis bei Allem diesem etwas Menschliches begegnet sei, und inwiefern er etwa dem Herrn Faujas de St. Fond, der mit aller Gewalt den Tafft zu der ersten Maschine der Herren Charles und Robert eingekauft haben wollte, Paroli gemacht haben möchte. Wie es damit auch war, so mußte es allerdings einem Galanthomme, der so viel Recht hatte, über die Wahl des Herrn Montgolfier gloriös zu sein, sehr auf die Brust fallen, bald darauf im Journal von Paris einen Brief eben dieses Herrn Stephan Montgolfier an den Herrn Marquis von D** (unterm 6. December datirt) zu lesen, der sich gleich damit anfängt: „man könne ganz gewiß nicht ohne Ungerechtigkeit dem Herrn Pilatre de Rozier den Titel des ersten Luft-Argonauten versagen". Apollo aus

dem Munde seiner Priesterin auf dem heiligen Dreifuß, zur Zeit, da man noch an seine Gottheit glaubte, hätte wahrlich keinen giltigern Ausspruch in dieser Sache thun können als Herr Montgolfier; und seine Erzählung setzt, mit der möglichsten Schonung des Herrn Marquis d'Arlandes, die Vermuthung, die wir bei unsern Lesern voraussetzten, außer allem Zweifel. Herr Pilatre, sagt er, als er hörte, daß die Akademie der Wissenschaften das Experiment von Annonay wiederholt zu sehen wünsche, bat sogleich, daß ihm erlaubt werden möchte, mit der Maschine in die Höhe zu gehen. Die Akademie lobte seinen Eifer, hielt aber nicht für rathsam, ihm ihre Einwilligung zu geben. Er faßte also den Entschluß, sich zu Ausführung seines Vorhabens eine eigene Maschine machen zu lassen, und stand nicht eher davon ab, bis ihm Herr Montgolfier versprach, daß er ihm bei den Experimenten, die bei Herrn Reveillon gemacht werden sollten, freie Hand lassen wollte, Versuche mit der angebundnen Maschine zu machen, um die beste Art, sie nach Gefallen steigen und sinken zu lassen, selbst studiren zu können. Herr Pilatre that dieses mit dem schon oben aus dem Schreiben des Herrn Faujas angeführten Erfolge, und der Herr Marquis d'Arlandes vertrat bei dieser Gelegenheit einmal die ehrenvolle Stelle eines — Gegengewichts. Herr Pilatre ward nun immer begieriger, es auch mit freier Maschine zu versuchen; aber Herr Montgolfier war damals anders beschäftigt. Allem Ansehen nach hatte es auch dem Herrn Marquis in dem Korbe, worin er das Gegengewicht machte, so wohl gefallen, daß er auf Mittel und Wege bedacht war, sich dieses Vergnügen noch einmal und auf eine gloriösere Art zu verschaffen. Genug, Herr Montgolfier erhält den 17. November einen Brief von Herrn de la Greze, Secretär der königlichen Kinder, des Inhalts: der Hof Seiner Königlichen Hoheit des Dauphins wünschte auf nächsten Donnerstag ein Experiment zu Muette zu sehen. Nichts war dazu in Bereitschaft. Aber zum Ersatz war Herr von Arlandes bei der Hand, der seine Dienste zu den Zubereitungen anbot und sich dafür die Ehre ausbat, mit der Maschine emporzusteigen. Natürlicherweise mußte Montgolfier (welcher Willens gewesen war, seinen Freund Pilatre in eigner Person zu begleiten) nun so höflich sein, diese Ehre dem Herrn Marquis abzutreten; er ging aber auch sogleich zum Herrn von Rozier, ihm von diesem Allen Nachricht zu geben und ihm zu sagen,

„er rechne noch immer auf seine Einsicht und seinen Eifer in Rücksicht auf die Regierung der Maschine". Sie machten noch einige Versuche mit brennendem Oel, dessen Gebrauch Herr Joseph Montgolfier vortheilhaft befunden hatte, „während daß der Herr Marquis von Arlandes zu Muette die Oberaufsicht über die Erbauung der Estrade führte, von welcher er und Herr Pilatre als neue Argonauten (wie Herr Montgolfier sagt) sich in die Luft erhoben."

Ich bin nicht ohne Ursache bei dieser an sich selbst vielleicht geringfügigen Episode etwas umständlich gewesen. Wir sehen nur von ferne zu; und natürlicherweise war mir und einem Jeden, der mit keinem der Herren, die wir bisher auf dem Schauplatze gesehen haben, in nähern Verhältnissen steht, beim ersten Anblick der Eine so gleichgiltig als der Andre. Aber es ist unmöglich, lange ein ganz unparteiischer Zuschauer zu bleiben; und wo alles Uebrige gleich ist, nehmen wir durch einen unfreiwilligen Instinct unsrer Natur die Partei Derjenigen, die uns die Edelsten scheinen, zumal wenn wir sie in Gefahr sehen, Opfer von andrer Leute Ungerechtigkeit, Eitelkeit und Eifersucht zu werden. Wenn man den immer einfachen, geraden und ohne Seitenblicke blos auf die Sache selbst gerichteten Gang des Herrn Charles und seiner Freunde mit den Wendungen, Kunstgriffen, Cabalen und dem ganzen Spiele der kleingeistischen Leidenschaften, die unter ihrer Gegenpartei zum Theil in recht lächerlichen Wirkungen nach und nach zum Vorschein gekommen sind, vergleicht, so wird man, denke ich, Stoff genug zu praktischen Betrachtungen und genugsame Ursache finden, eine gewisse Vorneigung für die Erstern nicht verleugnen zu dürfen.

Indessen bin ich versichert, daß es unbillig wäre, Männer wie Montgolfier und Pilatre de Rozier wegen der Thorheiten ihrer Anhänger zur Verantwortung ziehen zu wollen. Ein Naturforscher, der durch Zufall und Nachdenken auf irgend eine wichtige Entdeckung geräth, denkt anfangs wol an nichts weniger, als eine Partei zu machen. Die Partei macht sich von selbst und wird ohne sein Zuthun immer größer und ungleichartiger, je mehr der gute Erfolg des Erfinders Leute herbeilockt, denen es gar wohl behagt, sich von seinen Strahlen vergolden zu lassen und, indem sie sich überall an ihn anklammern, von ihm zum Tempel des Ruhms mit emporgeschleppt zu werden.*)

*) Auch sogar der wackere Herr Giroud de la Villette, der (als Ab-

Je weniger diese Leute für die Sache selbst thun können, je mehr Bewegungen geben sie sich, um auf eine in die Augen fallende Art zu den Beiwerken und zu dem Mechanischen der Ausführung etwas beizutragen. Den Tafft zu einer aërostatischen Kugel eingekauft, den Oberbefehlshaber bei Erbauung einer Estrade vorgestellt oder einen Arm voll Stroh auf die Gluthpfanne geworfen zu haben, ist in den Augen solcher Sterblichen eine merkwürdige That. Und das ist noch immer das Unschuldigste, was sie thun. Denn man kann sich darauf verlassen, daß alle das Geklatsch, Cabaliren, Verhetzen und Hin- und Hertragen dessen, was Dieser oder Jener gesagt haben soll, und die endlich daraus entstehenden Mißverständnisse, Verkältungen und Irrungen unter Männern, die sonst Freunde oder wenigstens edelmüthige Nebenbuhler gewesen wären, blos dem allzu dienstfertigen Eifer solcher geschäftigen Personen zuzuschreiben ist. Ein Mann von Verdiensten, der sich unvermerkt und wider seinen Dank und Willen an der Spitze einer solchen Partei sieht, hat es in den mancherlei Verhältnissen des Lebens nicht immer in seiner Gewalt, die unbescheidene Thätigkeit seiner Freunde im Zügel zu halten; und gemeiniglich ist er es, der am Ende für Thorheiten, an denen er keinen Theil hat, bezahlen muß. Je größer das Gedränge der dunkeln Körper, die etwas von seinen Strahlen auffangen möchten, um ihn her ist, je gewisser kann er sein, selbst von ihnen verfinstert zu werden.

III.

Doch ich halte mich zu lange bei einem Gesichtspunkte auf, der über die Frage, welche von beiden Parteien in der Hauptsache bisher am Meisten geleistet habe, nichts entscheidet.

Diese Frage scheint durch das Experiment vom ersten December vorigen Jahres, wodurch die Herren Charles und

---

junct der königlichen Fabrik, deren Vorsteher Herr Reveillon ist) auch einmal „die Ehre hatte", dem Herrn von Rozier das Gegengewicht zu halten, konnte sich das Vergnügen nicht versagen, der Welt im Journal von Paris von dem, was er bei dieser Erhöhung aus einer Oeffnung seines Korbes mit einem Paar gesunder frischer Augen gesehen hatte, und von seinen dabei angestellten Reflexionen über den Nutzen, den diese Maschine bei einer Armee oder Flotte schaffen könnte, Rechenschaft zu geben. Sein Brief ist wirklich lustig zu lesen.

Robert sich einen so wohl verdienten Ruhm erworben haben, auf die überzeugendste Art entschieden worden zu sein. Die Maschine, welche sie dazu hatten verfertigen lassen, bestand aus einem beinahe eiförmigen Globus von 26 Fuß im Durchmesser, an welchem eine Art von Mittelding zwischen Wagen und Gondel von sehr zierlicher Form mit Seilen befestigt hing. Das Experiment wurde in den Tuilerien Nachmittags um 1 Uhr 40 Minuten bei einem unbeschreiblichen Zusammenfluß von Zuschauern beider Parteien angestellt. Herr Montgolfier selbst war dazu eingeladen, und man erwies ihm die Auszeichnung, einen kleinen Globus von fünf Fuß acht Zoll im Durchmesser, der zu Erforschung der Richtung des Windes voransteigen sollte, in die Höhe zu lassen. „Das Publicum", sagt Herr Charles in seinem Bericht an die Akademie der Wissenschaften, „verstand diese simple Allegorie, wodurch ich zu erkennen geben wollte, daß er das Glück gehabt habe, die Bahn zu brechen." Die kleine Kugel stieg in gerader Linie auf und wurde nach fünf Minuten nur noch wie ein Stern gesehen.

Die Herren Charles und Robert der Jüngere, ungeduldig, ihr zu folgen, bestiegen nun den Wagen, der ein wahrer Triumphwagen für sie werden sollte, und erhoben sich, nachdem sie die Maschine um 19 Pfund Ballast leichter gemacht, bei einer durch mancherlei Leidenschaften unter den Zuschauern verursachten Stille mit einer Unerschrockenheit und Gewißheit ihrer Sache, die mit dem Ausdruck des Zweifels und der Furcht auf den erblassenden Gesichtern der Zuschauer einen sonderbaren Contrast machen mußte. Aber in wenig Augenblicken wurden alle andern Leidenschaften von dem allgemeinen Entzücken verschlungen, welches ein Schauspiel gewähren mußte, dessen bloße Möglichkeit zu behaupten vor 6 Monaten noch etwas Lächerliches gewesen wäre, und das man auch jetzt, da man es sah, kaum seinen eignen Augen glaubte. Das Händeklatschen, Zujauchzen und Glückwünschen wurde nun allgemein, und man bemerkte als etwas Außerordentliches, daß sogar die Garde-Schweizer vor Vergnügen ihre Säbel in die Höhe warfen.

Wie dem Herrn Charles dabei zu Muthe war, wollen wir von ihm selbst hören; denn es ist keiner seiner schlechtesten Vorzüge, daß er auch sehr gut schreibt. — „Niemals", sagt er in der Rede, womit er seine Wintervorlesungen über die Physik eröffnete, „wird etwas dem Augenblick von Freudigkeit gleich

sein, der sich meiner ganzen Existenz bemächtigte, als ich fühlte, daß ich der Erde entfloh. Es war nicht Vergnügen, es war Wonnegefühl. Glücklich entgangen den abscheulichen Qualen der Verfolgung und Verleumdung, fühlte ich, daß ich Alles beantwortete, indem ich mich über Alles erhob. Dieser moralischen Empfindung folgte bald eine andere noch lebhaftere, die Bewunderung des majestätischen Schauspiels, das sich uns darstellte. Auf welche Seite wir herabschauten, war nichts als Kopf an Kopf, über uns ein Himmel ohne Wolke, in der Ferne die reizendste Aussicht von der Welt. „O mein Freund," sagte ich zu Herrn Robert, „wie glücklich sind wir! Ich weiß nicht, in welcher Disposition wir die Erde zurücklassen, aber wie sehr ist der Himmel auf unsrer Seite! Welche Heiterkeit! Was für eine entzückende Scene! Warum kann ich nicht den letzten von allen unsern Verkleinerern hier haben und ihm sagen: Da, sieh, Unglücklicher, was man verliert, wenn man den Fortgang der Wissenschaften aufhält!"" —

Zufolge einer Abrede, die sie mit ihren stationenweise zum Beobachten vertheilten Freunden genommen hatten, hörten sie auf zu steigen, da der Barometer auf 26 Zoll gefallen war, also in einer Höhe von ungefähr 300 Klaftern; und von dieser Zeit an richteten sie ihren horizontalen Lauf südostwärts (nach der Direction des Windes) so ein, daß sie sich immer in einer Höhe von 26 Zoll bis 26 Zoll 8 Linien erhielten, bis sie 56 Minuten nach ihrem ersten Aufsteigen den Kanonenschuß hörten, der das Signal war, daß sie aus den Augen ihrer Beobachter zu Paris verschwunden seien. — „Wir freuten uns, daß wir ihnen entwischt waren", sagt Herr Charles. „Da wir nun nicht mehr so genau als bisher an unsern horizontalen Lauf gebunden waren, so überließen wir uns völliger den mannichfaltigen Schauspielen, die sich uns in den unabsehbaren Gefilden, über welchen wir hinschwebten, darstellten. Von diesem Augenblick an hörten wir nicht auf, uns mit ihren Bewohnern zu unterhalten, die wir von allen Enden herbeilaufen sahen. Wir hörten ihr Freudengeschrei, ihre Wünsche und Besorgnisse für uns, mit einem Worte, den Alarm der Bewunderung. Wir riefen Vive le Roi! und die ganze Gegend antwortete unserm Ruf. Wir hörten ganz deutlich: „Lieben Herren, fürchten Sie Sich denn nicht? Sind Sie auch wohl? — Gott! wie das schön ist! Adieu, lieben Freunde, Gott steh' Ihnen bei!" — Ich war von dieser wahren und

herzlichen Theilnehmung bis zu Thränen gerührt. Zu verschiedenen Malen ließen wir uns weit genug herab, um auf die Fragen, die man an uns that, von wannen und um welche Zeit wir abgereist seien, deutlicher gehört zu werden; dann riefen wir ihnen „Lebt wohl!“ und stiegen wieder höher“ u. s. w.

Um halb vier Uhr langten sie endlich in der Gegend von Nesle an; und weil Herr Charles noch eine zweite Reise zu machen gedachte, so ward er mit seinem Gefährten einig, ihn hier abzusetzen. Indem kamen die Herzoge von Chartres und Fitz-James und Herr Farrer, ein Engländer, bei dessen Jagdhause sie sich eben zufälligerweise befanden, in vollem Galopp herangesprengt. Diese Herren halfen den Bericht, den Herr Charles in dem aërostatischen Wagen aufsetzte, unterschreiben, und der heldenmüthige Philosoph erhob sich ein Viertel nach 4 Uhr nochmals, allein, aus der Wiese von Nesle in die Luft. Da die Maschine jetzt um 125 Pfund leichter war, so stieg sie mit einer solchen Geschwindigkeit empor, daß er sich in zehn Minuten in einer Höhe befand, wo der Barometer, der an der Erde auf 28 Zoll 4 Linien gestanden, auf 18 Zoll 10 Linien gefallen war, welches, nach de Luc's Regel für dergleichen Berechnungen, eine Höhe von 1524 Klaftern ausmacht. Der Thermometer, der an der Erde $7^1/_2$ Grad über dem Gefrierpunkt stand, fiel in dieser Zeit 5 Grad unter denselben, so daß Herr Charles binnen 10 Minuten aus der Witterung des Frühlings sich mitten in den Winter versetzt fühlte. Die einbrechende Nacht, die Kälte und ein dem Herzog von Chartres gegebenes Versprechen bewogen ihn, nach 35 Minuten bei La Tour du Lay, anderthalb Stunden weit von dem Orte, von wannen er abgereist war, wieder herabzusteigen und mit Herrn Farrer, der ihn dort einholte, nach dem Landhause desselben zurückzukehren.

Ein gewisser Herr Pivan de la Forest, königlicher Procurator zu Pontoise, der den Flug der Herren Charles und Robert auf dem Kirchthurme von St. Maclou daselbst anderthalb Stunden lang mit einem Dollondischen Fernglase beobachtete, spricht davon in einem, noch am selbigen Abend an den Redacteur des Journal de Paris abgelassenen Schreiben mit einem Vergnügen, das bei einem Astronomen, der die Bahn des neuentdeckten Uranus beobachtet, nicht lebhafter sein kann. Ich gestehe, daß ich kein Augenzeuge zu sein brauche, um mich ganz an seinen Platz zu setzen.

In einer Art von Luftfahrzeug, dessen bloße Möglichkeit behaupten zu hören nur sechs Monate zuvor jeden großen und kleinen Naturforscher lächeln gemacht hätte — durch ein Mittel, dessen Anwendung zu diesem Zwecke Herr Cavallo selbst (der Erste, der im Jahre 1781 Seifenblasen mit brennbarer Luft gefüllt steigen sah) nach allerlei fruchtlosen Versuchen gänzlich aufgegeben hatte — zwei neue Prometheen, denen im Vertrauen zu der Richtigkeit ihrer Beobachtungen und Combinationen bei einer Unternehmung, wovor jedem in den Geheimnissen der Natur Uneingeweihten die Sinne vergehen, nicht einmal einfällt, daß sie ihr Leben dabei wagen, mit der Geschwindigkeit einer vom Winde getriebenen Wolke hoch in den Lüften daher schwimmen zu sehen — ein so großes, so wunderbares, so schauerliches, so einziges Schauspiel muß in seiner ersten Neuheit, da es alle Springfedern der Einbildungskraft und des Herzens zugleich spielen macht und alle Arten von Leidenschaften, die das Gefühl des Erhabnen in der Seele entzünden kann, in eine einzige nie zuvor gekannte Empfindung zusammenschmilzt, einen Grad von Entzücken hervorbringen, der nur durch das Wonnegefühl Desjenigen übertroffen werden konnte, der den Muth hatte, einen solchen Versuch selbst zu machen, nachdem er die Talente und Kenntnisse gehabt hatte, die Mittel dazu zu erfinden.

Ich verlasse mich hoffentlich nicht zu viel auf die Meinung, auch der kälteste meiner Leser müsse bei dem Gedanken einer solchen Scene warm genug werden, um Alles dies so gut zu fühlen, als ob er — ein Dichter wäre; und man werde mir also nicht verdenken, daß ich ein Schauspiel, das für mich und (wie mich däucht) für jeden Menschen, der etwas mehr Seele als eine Auster hat, so interessant ist, noch nicht verlassen kann. Da dies Alles eine wirklich geschehene Sache ist, so bleibt da auch für die glücklichste Imagination nichts zu vergrößern noch zu verschönern übrig. Die Sache selbst ist das Größte, was Menschenwitz und Menschenkunst jemals seit Erfindung der Wasserschifffahrt hervorgebracht haben; sie übertrifft sogar diese an Unbegreiflichkeit, für Jeden wenigstens, der beide als bloßer Naturmensch betrachtet; und es giebt also kein Bild, wodurch die Darstellung dieser außerordentlichsten aller Begebenheiten nicht vielmehr verkleinert als vergrößert würde.

Wie aber in dem ganzen Umfang der Dinge für den Menschen doch nichts interessanter ist als — der Mensch,

und an der größten That, die ein Mensch thun, oder dem Erstaunlichsten, was ihm begegnen kann, immer das Gefühl, womit er es thut, und die Art, wie er sich dabei benimmt, für uns das Wichtigste ist, so ist auch in der Begebenheit vom 1. December nichts schöner als das Wenige, das dem Herrn Charles von dem, was in ihm selbst dabei vorging, in der ersten Wärme des Gefühls gleichsam entschlüpft ist. Denn ein Mann, der sich der Welt in einem solchen Lichte gezeigt hat wie er, kann kein Großsprecher sein und bedarf es auch nicht zu sein. Auch ist (für ein lautres Auge wenigstens) in seiner Erzählung kein Wort, das einen solchen Argwohn erwecken könnte. Er spricht zwar in dem Tone eines Philosophen, dem auch Pindar's Grazien*) hold sind, und dem es natürlich ist, sich gut auszudrücken, aber zugleich mit der naiven Einfalt der unmittelbar erfahrnen Wahrheit. Ein Mann von Geist und Gefühl in seiner Lage konnte nicht weniger sagen.

Als Herr Charles nach einer beinahe zweistündigen Luftfahrt mit seinem Reisegefährten auf der Wiese bei Nesle anländete, ließ er sogleich die Pfarrer und Gerichtspersonen des Ortes herbeirufen, um das kurze Protokoll, das er inzwischen aufsetzte, zu unterzeichnen. Indem sprengte eine Gruppe von Reitern in vollem Lauf daher. Es war der Herzog von Chartres mit dem Herzog von Fitz-James und dem Engländer Farrer, die ihnen von Paris aus gefolgt waren. Von mehr als hundert Personen, die das Nämliche versucht hatten, waren diese die Einzigen, die ihnen nachkamen; die Andern hatten entweder ihre Pferde zu Schanden geritten oder es in Zeiten aufgegeben. Herr Charles erzählte dem Herzog kürzlich einige Umstände ihrer Reise. „Aber das ist noch nicht Alles, Monseigneur," setzte er lächelnd hinzu; „ich bin im Begriffe, wieder abzugehen." — ‚Wie? wieder abzugehen?' — „Wie Eure Hoheit sehen werden. Was noch mehr ist, wann wollen Sie, daß ich wieder da sei?" — ‚In einer halben Stunde.' — „Gut, es bleibt dabei, in einer halben Stunde bin ich wieder zu Ihren Befehlen." Herr Robert stieg aus. Der Luftwagen wurde dadurch um 130 Pfund leichter, und 30 Bauern hatten ihre ganze Kraft und Schwere nöthig, ihn auf dem Boden zu erhalten. Herr Charles, der nur noch 3 bis 4 Pfund Ballast hatte,

*) Die Grazien, „ohne welche kein Virtuoso (σοφός), kein Edler noch hervorglänzender Mann wird". Olymp., XIV, 9.

verlangte etwas Erde, die ihm dafür dienen sollte. Man lief nach einem Grabscheit, es blieb aber zu lange aus. Er verlangte Steine, aber es waren keine auf der Wiese. Die Sonne war am Untergehen. Herr Charles überrechnete schnell die möglichste Höhe, wohin ihn die specifische Leichtigkeit von 130 Pfund, die er erhalten hatte, führen könnte, und entschloß sich, ohne Weiteres abzureisen. Er stieg ein; auf ein verabredetes Zeichen ließen die Bauern alle zugleich von der Maschine ab, und sie schwang sich wie ein Vogel auf. — „In zehn Minuten", sagt Herr Charles, „war ich über 1500 Klafter hoch. Ich konnte auf der Erde nichts mehr unterscheiden und sah die Natur nur noch in ihren großen Massen. Gleich Anfangs meiner Abfahrt hatte ich mich gegen die Gefahren der Explosion des Globus sicher gestellt, und jetzt schickte ich mich an, die Beobachtungen zu machen, die ich mir vorgesetzt hatte. Zuerst, um den Barometer und Thermometer, die am Ende des Wagens befestigt waren, zu beobachten, ohne den Schwerpunkt der Maschine zu verrücken, setzte ich mich in der Mitte auf ein Knie, den einen Fuß und den Leib vorwärts; meine Uhr und ein Papier in der linken Hand, meine Feder und die Luftklappe in der Rechten. Ich versah mich dessen, was geschehen würde. Der Globus, der bei meiner Abreise ziemlich schlapp war, schwoll unvermerkt wieder auf. In Kurzem strömte die brennbare Luft sehr stark zu der untern Oeffnung hinaus. Jetzt zog ich von Zeit zu Zeit an der Luftklappe, um ihr zwei Ausgänge zu gleicher Zeit zu verschaffen; und so fuhr ich, indem ich Luft verlor, noch immer fort zu steigen. Sie drang pfeifend heraus und wurde sichtbar wie eine warmer Dunst, der in einen weit káltern Luftkreis übergeht. Die Ursache dieses Phänomens ist sehr simpel. Auf der Erde stand der Thermometer auf 7 Grad über dem Gefrierpunkt, in zehn Minuten Aufsteigen war er schon 5 Grad unter ihn gefallen. Man begreift, daß die eingeschlossne brennbare Luft nicht Zeit genug gehabt hatte, in dasjenige Gleichgewicht, das die Temperatur der äußern Luft erforderte, zu kommen. Da sie viel weniger Zeit gebraucht, um sich mit der äußern Luft in das Gleichgewicht der Elasticität als in das Gleichgewicht der Wärme zu setzen, so mußte sie nothwendig in größerer Menge herausdringen, als die bloße größere Subtilität der äußern Luft durch ihren mindern Druck zuwege gebracht hätte. Was mich betrifft, so ging ich binnen zehn Minuten aus der Milde des Frühlings in den Frost des

Winters über. Die Kälte war lebhaft und trocken, aber nicht unerträglich. Jetzt fragte ich ganz ruhig alle meine Empfindungen; ich hörte mich, so zu sagen, leben (je m'écoutais vivre), und ich kann versichern, daß ich im ersten Augenblicke bei diesem plötzlichen Uebergang zu einem so viel höhern Grade von Ausdehnung und Kälte nichts Unangenehmes fühlte."

Wie der Barometer zu fallen aufhörte, bemerkte Herr Charles mit der größten Genauigkeit 18 Zoll 10 Linien. Vermöge einer von dem Herrn Meunier der französischen Akademie der Wissenschaften, deren Correspondent er ist, mitgetheilten Ausrechnung befand Herr Charles sich damals in einer Höhe von wenigstens 1700 Klaftern. In wenig Minuten wirkte die Kälte so stark auf seine Finger, daß er die Feder kaum länger halten konnte. Er hatte sie auch nicht mehr nöthig; denn anstatt höher zu steigen, hatte die Maschine nur blos eine horizontale Bewegung. — „Ich richtete mich jetzt mitten in dem Wagen auf", sind seine eignen Worte, „und überließ mich dem Schauspiele, welches mir die Unermeßlichkeit des Horizonts darstellte. Bei meiner Abreise von der Wiese war die Sonne für die Einwohner der Thäler untergegangen; aber bald ging sie für mich allein wieder auf und begann noch einmal den Globus und den Wagen mit ihren Strahlen zu vergolden. Ich war nun der einzige beleuchtete Körper im ganzen Gesichtskreise, und ich sah die ganze übrige Natur in Schatten getaucht. Bald verschwand auch die Sonne selber, und ich hatte das Vergnügen, sie zweimal in einem Tage untergehn zu sehen. Ich betrachtete etliche Augenblicke den Luftraum und die Dünste, die aus den Thälern und Flüssen emporstiegen. Die Wolken schienen aus der Erde herauszudampfen und mit Beibehaltung ihrer gewöhnlichen Gestalt sich über einander herzuwälzen. Nur war ihre Farbe graulich und eintönig, wie es bei dem wenigen durch die Atmosphäre zerstreuten Lichte nicht anders sein konnte. Der Mond allein beleuchtete sie. Bei seinem Lichte bemerkte ich, daß ich zweimal umlegte und von wahren Luftströmen wieder zurückgetrieben wurde. Zu verschiednen Malen kam ich sehr merklich von meiner ersten Richtung ab. Eine Erscheinung, die mich sehr angenehm überraschte, war, daß die Wimpel meiner Flagge der Richtung des Windes folgten; und von diesem Augenblicke faßte ich (vielleicht zu voreilig) die Hoffnung, daß es möglich sein könnte, die Richtung der aërostatischen Ma-

schine in seine Gewalt zu bekommen. — Mitten in dem unbeschreiblichen Entzücken der Contemplation, worin ich in diesen Augenblicken schwebte, wurde ich durch einen ganz außerordentlichen Schmerz im Innern des rechten Ohres und in den Drüsen der Kinnbacken zu mir selbst gebracht. Ich schrieb diese Empfindung ebensowol der Ausdehnung der in dem zellförmigen Gewebe des Organismus enthaltnen Luft als der Kälte der äußern Luft zu. Ich war nur in der Weste und mit bloßem Haupte. Ich bedeckte mich mit einer wollenen Mütze, die zu meinen Füßen lag; aber der Schmerz verlor sich nicht eher, als bis ich der Erde wieder nahe kam. Es waren ungefähr 7 bis 8 Minuten, seitdem ich nicht mehr stieg; im Gegentheil machte die Verdickung der brennbaren Luft, die noch im Globus war, daß ich zu sinken anfing. Ich erinnerte mich meines dem Herzog von Chartres gegebenen Wortes und beschleunigte mein Herabsteigen, indem ich von Zeit zu Zeit die obere Luftklappe zog. In Kurzem zeigte mir der beinahe halb leere Globus nur noch die Gestalt einer Halbkugel. Ich wurde am Walde von La Tour du Lay einer unbebauten Strecke Landes gewahr, die mir zum Anländen bequem schien. In einer Entfernung von 20 bis 30 Klaftern warf ich eilends noch 2 bis 3 Pfund Ballast aus, die ich sorgfältig aufgespart hatte; die Maschine blieb einen Augenblick stehen und ließ sich sodann ganz sanft auf dem nämlichen Platze nieder, den ich mir ausersehen hatte. Ich war über eine Meile von dem Orte des Aufsteigens entfernt; weil ich aber in meinem Laufe öfters bald wieder rückwärts bald auf die Seite getrieben wurde, so möchte meine ganze Luftfahrt in gerader Linie wol drei Stunden betragen haben. Es waren nun 35 Minuten seit meiner Abreise; und so zuverlässig sind die Combinationen unsrer aërostatischen Maschine, daß ich 130 Pfund specifischer Leichtigkeit nach Belieben verlieren konnte, deren Sparung (welche ebenfalls in meiner Willkür stand) mich wenigstens noch 24 Stunden in der Luft erhalten hätte."

IV.

Da eine genaue Darstellung der Verfahrungsart des Herrn Charles nicht hierher gehört, so begnüge ich mich blos, ihre Verschiedenheit von der Montgolfierischen, so viel aus den bisherigen Berichten erhellet, kürzlich anzuzeigen.

Die specifische Leichtigkeit der brennbaren Luft, deren sich Herr Charles am 1. December zu Ladung seines Balls bediente, verhielt sich zur atmosphärischen am Gewichte wie 1 zu 5½. — Dieses Verhältniß bleibt in allen Graden der Ausdehnung beider Luftarten, und da vermöge desselben das Verfahren im Auf- und Absteigen sich auf Combinationen, die einer hinlänglich genauen Berechnung fähig sind, gründet, so ist nicht nur die vollkommne Sicherheit des Herrn Charles und seines Reisegefährten in einem Elemente, welches vor ihnen nur von geflügelten Wesen mit solcher Zuversicht befahren wurde, begreiflich, sondern man kann es dem Ersten auch wol glauben, daß er unter andern Umständen, vermittelst gehöriger Sparung der 130 Pfund specifischer Leichtigkeit, die er bei seinem zweiten Aufsteigen durch Zurückbleiben des Herrn Robert gewonnen hatte, sich ebenso gut 24 Stunden als 35 Minuten lang in der Luft hätte erhalten können.

Alles dieses findet sich ganz anders, wenn die Maschine nach der Montgolfierischen Weise behandelt wird. Der aus brennendem feuchtem Stroh und Wolle gezogene Dampf ist, wie die Versuche des berühmten Genfischen Philosophen, Herrn von Saussures, beweisen, so weit entfernt, specifisch leichter zu sein als die atmosphärische Luft, daß er vielmehr bei gleicher Temperatur um ein Beträchtliches schwerer ist. Das, was also den Montgolfierischen Ball steigen macht, ist blos das Feuer, das diesen Rauch in die möglichste Verdünnung setzt. Da er aber, sobald dieses aufhörte, sich wieder verdichten und seine erhaltne specifische Leichtigkeit verlieren würde, so muß er durch ein beständig genährtes Feuer in der Rarefaction erhalten werden, die mit Hilfe des Stoßes der Flamme und des Zugs der äußern Luft, den die Wärme der Maschine längs ihrer Seitenwände verursacht, das Steigen derselben ganz allein bewirken und sie eine Zeit lang in der Luft erhalten kann. Wie gefährlich es aber sein müsse, dreihundert Klafter hoch in freier Luft in einer aus lauter sehr leicht Feuer fangenden Materien zusammengepappten Maschine ein beständiges Feuer zu unterhalten; wie schwer oder vielleicht gar unmöglich es sei, nie über den Grad von Hitze und Ausdehnung, den sie ertragen kann, hinauszukommen, und wie leicht also die Maschine, zumal auf einer beträchtlichen Luftreise, bei einer so unsichern Verfahrungsart beschädiget werden oder auch (besonders wenn sie sehr groß ist und eine Last von vielen Centnern mit sich

schleppen soll, folglich desto stärker geheizt werden muß) gar in Brand gerathen könne: Alles dies fällt einem Jeden von selbst in die Augen; und es würde ohne die moralischen Ursachen, welche dabei im Spiele sind, unbegreiflich sein, wie man, sogar nach den Versuchen vom 21. November und 1. December, noch eigensinnig genug sein könne, die entschiednen Vorzüge der Verfahrungsart des Herrn Charles zu verkennen und gegen Vernunft und Erfahrung Recht behalten zu wollen.

Die Maschine des Letztern hingegen und die Art, wie er sie behandelt, ist ebenso einfach als sicher. Eine bestimmte Quantität brennbarer Luft, womit der Ball gefüllt ist, ein gewisses Quantum Ballast, vermittelst dessen man sich nach Erforderniß der Umstände in der gehörigen specifischen Leichtigkeit erhalten kann, und ein paar Luftklappen, um dem zu sehr dilatirten Gas den nöthigen Ausgang zu verschaffen, ist Alles, was erfordert wird, den in seiner Neuheit so erstaunlichen und in seinen Ursachen so simpeln und unfehlbaren Effect hervorzubringen. Die Maschine konnte nicht eher steigen, bis sie leichter war als das Volumen von Luft, dessen Platz sie einnahm; daher mußte sie im Momente der Abreise um einige Pfund Ballast erleichtert werden. Sie stieg nun, so wie der Druck der atmosphärischen Luft abnahm und der im Ball eingeschlossne Gas in Aeußerung seiner Federkraft weniger Widerstand erfuhr; und sie hörte nicht eher auf zu steigen, bis er in einer Höhe von 334 bis 335 Klaftern (nach einer auf die barometrischen Beobachtungen der Luftfahrer gegründeten Ausrechnung des Herrn Meunier) mit der äußern Luft sich wieder beinahe im Gleichgewicht befand. Ich sage beinahe, weil die Kunst, in der Luft gleichsam vor Anker zu liegen und eine Zeit lang in völligem Gleichgewichte Station zu halten, eine Sache ist, die nur durch oft wiederholte Versuche und eine Menge Beobachtungen, deren Resultate die Regeln des Verfahrens geben müssen, gefunden werden kann. Die Maschine erlitt inzwischen einen doppelten Verlust an Gas, einmal, weil der Ueberzug von Tafft, ungeachtet des elastischen Harzes, womit er gummirt ist, nicht Dichtigkeit genug hat, das unmerkliche Verfliegen dieses äußerst flüchtigen Wesens zu verhindern, und dann, weil er durch die Sonnenstrahlen, die den Ball eine Stunde lang beschienen und erwärmten, so stark ausgedehnt wurde, daß er sich vermuthlich mit Gewalt einen Ausgang verschafft hätte, wenn die Einrichtung der Maschine und die Aufmerksamkeit des

Herrn Charles diesem Zufalle nicht zuvorgekommen wären. Eine solche gewaltsame Explosion des sich zu sehr ausdehnenden Gases (welche die Folge von verschiedenen Ursachen sein kann) scheint die einzige oder doch die größte Gefahr zu sein, der diese Art, in der Luft zu reisen, ausgesetzt ist. Aber eben deswegen hatte man sie vorhergesehen und außer der Oeffnung des sogenannten Appendix (wodurch der Gas in den Ball gebracht wird), die demselbigen gleichsam zu beliebigem Ausgang überlassen blieb, noch oben und unten eine Luftklappe angebracht, wodurch man im Nothfalle so viel Gas auf einmal herauslassen konnte, daß keine der Maschine selbst verderbliche Explosion zu befürchten war. Dieser starke Verlust an brennbarer Luft zog unmittelbar eine Verminderung an specifischer Leichtigkeit der Maschine nach sich, welche aber sogleich wieder hergestellt wurde, indem man sie nach Befinden wieder um ein gewisses Quantum Ballast erleichterte. Oft wiederholte Versuche und darüber gemachte Ausrechnungen werden auch hierin Alles nach Maß, Zahl und Gewichte bestimmen lehren; genug, daß Herr Charles schon bei seinem zweiten Experimente im Großen durch dieses so einfache Mittel im Stande war, seinen Aufenthalt in der Luft nach Gutbefinden zu verlängern und aus einer entsetzlichen Höhe so langsam und sanft, als er nur wünschen konnte, wieder auf die Erde herabzuschweben.

Uebrigens bleibt es unleugbar, daß dieser doppelte Verlust an der Materie, die das primum mobile der Aëronautik ist, noch ein großes Gebrechen und wichtig genug ist, daß man auf Mittel und Wege denke, demselben abzuhelfen. Ob der Verlust, den die Ausströmungen des zu sehr dilatirten Gases verursachen, dadurch mit Erfolg verhütet werden könne, daß man sie (wie Einige vorgeschlagen haben) im Ausströmen in dazu schickliche Gefäße auffasse — wird die Erfahrung zeigen müssen. Inzwischen hat ein gewisser Herr Lapostolle von Amiens Hoffnung gemacht, demjenigen Verluste, den das unmerkliche Verfliegen desselben durch den Ueberzug verursacht, durch Erfindung einer dem Gas schlechterdings undurchdringlichen und zugleich viel wohlfeilern Hülle vielleicht in Kurzem abhelfen zu können. Dieser Herr Lapostolle erweckt ein um so größeres Zutrauen zu dem glücklichen Erfolge seiner Bemühungen für die Vervollkommnung der aërostatischen Maschine, da er sich in Verbindung mit einigen andern Liebhabern der Naturwissenschaft zu Amiens bereits durch Bekanntmachung einer äußerst wohlfeilen Art von

brennbarer Luft, die aus Steinkohlen gezogen wird, um die Aëronautik verdient gemacht hat. Die Operation geschieht mittelst eines starken Feuers, wodurch sich der in den Steinkohlen enthaltne äußerst flüchtige brennbare Gas mit solcher Geschwindigkeit entwickelt, daß es vieler Vorsicht bedarf, wenn man ihn in den Ball hineinbringen will. Hauptsächlich kommt es darauf an, diesen Gas in der Zubereitung von einer andern Flüssigkeit abzuscheiden, welche zugleich mit ihm übergeht und in einem in Dunst aufgelösten Steinöle besteht. Dieser Dunst ist anfänglich (so lange nämlich die Naphtha mit ihrem auflösenden flüchtigen Princip vereinigt bleibt) ebenso brennbar als der eigentliche Gas; wenn er aber in den Ball hineingebracht wird und sich darin verdickt, setzt sich das Steinöl an die innern Wände des Balles an, und das davon abgetrennte flüchtige Wesen verändert die brennbare Luft in atmosphärische. Damit dieses nun nicht geschehen könne, muß man das luftähnliche Flüssige, welches durch die Wirkung des Feuers aus den Steinkohlen gezogen wird, ehe man es in den Ball hineinbringt, durch Wasser gehen lassen, als welches in eben dem Augenblicke, da es das Steinöl von seinem Auflöser frei macht, sich des letztern dergestalt bemächtigt, daß der brennbare Gas ganz rein und unvermischt in den Ball übergehen kann.

Solchemnach wäre das Mittel, mit sehr geringem Aufwand von Kosten und Zeit sich eine so große Menge brennbaren Gases, als man jemals nöthig haben könnte, zu verschaffen, bereits erfunden, und nach den Aeußerungen des Herrn Lapostolle zu schließen, wird man auf die Erfindung einer demselben undurchdringbaren Leinewand zum Ueberzuge nicht lange mehr warten müssen.

Es bliebe also nur noch übrig, ein Mittel zu finden, die aërostatische Maschine in horizontaler Richtung nach Belieben zu lenken. Ohne Zweifel ist über diesen wichtigen Punkt von dem Genie und der Wissenschaft des Herrn Charles, dessen Ruhm vorzüglich dabei interessirt ist, das Meiste zu erwarten. Inzwischen hat ein gewisser Herr Vallet, Theilhaber der zu Javel errichteten Manufactur mineralischer Säuren, schon zu Anfange dieses Jahres drei Versuche bekannt gemacht, die er zu besagtem Zwecke mit gewissen elastischen Flügeln von seiner Erfindung angestellt zu haben versichert. Da es ihm aber nicht beliebt hat, das Publicum in den Stand zu setzen, sich von der Beschaffenheit dieser elastischen Flügel einen deutlichen

Begriff zu machen, so wird man den Bericht erwarten müssen, den er von dem Erfolge seines Vorhabens, eben diese Versuche an einer großen aërostatischen Maschine zu machen, mitzutheilen versprochen hat.

V.

Das Schicksal des ungeheuern Lyoner Luftschiffes, welches die Herren Montgolfier, Pilatre de Rozier und einige Andere im Triumph nach Paris führen sollte, ist nunmehr auf eine Art entschieden, die uns von der philosophischen Voraussehungsgabe der Herren Unternehmer eben nicht die größte Meinung giebt. Es ist bisher immer das Unglück dieser Partei gewesen, große Erwartungen zu erwecken und weniger zu leisten, als man zu erwarten berechtigt war. Sie behelfen sich alsdann mit der Versicherung, sie hätten nicht mehr leisten wollen; aber diesesmal haben sie sich diese Ausflucht selbst versperrt. Sie haben das, was sie leisten wollten, nicht bewerkstelliget, und es wird schwer sein, sie von dem Vorwurfe, übel combinirt zu haben, freizusprechen.

Die neue Maschine wurde mit großem Prunk als das süperbeste Luftschiff, das jemals gesehen worden, angekündigt. Sie hatte 100 Fuß im Durchmesser und enthielt 545,000 Kubikfuß. 150 Werkleute arbeiteten über Hals und Kopf daran. Es bekam dem königlichen Intendanten von Lyon zu Ehren den Namen le Flesselles, und der unermüdliche Pilatre de Rozier (wie er in einem Schreiben von Lyon vom 2. Januar heißt) war von den Subscribenten zum Capitän desselben ernannt. Er sollte acht Personen, die ihm Vollmacht über ihre Existenz gegeben hatten, und überdies noch 140 bis 150 Centner Waaren mit einnehmen, um diese Luftfahrt auch zugleich zu einem Handlungsobject zu machen. Die Abreise wurde zuerst auf den 10. Januar festgesetzt und, als dieser kam, auf den 15. verschoben. Die Liste der Liebhaber, welche das Abenteuer mit bestehen wollten, wurde täglich größer, und nichts war mit der Bewegung, worin ganz Lyon in diesen Tagen war, zu vergleichen als — diejenige, in welche die große Nase, die sich Don Diego auf dem Vorgebirge der Nasen[1]) angeschafft hatte, die guten Straßburger in der Fabella des berühmten Hafen Slaw-

---

[1]) S. Tristram Shandy im vierten Bändchen. — (Gruber.)

kenbergius setzte. Zu Paris war die Erwartung nicht viel geringer; aber man behielt doch kaltes Blut genug, um sich selbst zu fragen, ob das, was zu Lyon versprochen wurde, auch unter die möglichen Dinge gehöre. Man zweifelte, man verglich, man berechnete; und je mehr man die Sache überlegte, je unwahrscheinlicher fand man die Hoffnung, den Herrn Pilatre de Rozier und seine braven Kameraden in den Lüften von Lyon anlangen zu sehen. Ein Ungenannter machte den 16. Januar seine Zweifel in dem Journale bekannt, aus welchem ich alle Urkunden und Belege dieses historischen Versuches ziehe. „Man sagt uns", spricht er, „die Maschine werde, wenn der Wind gut sei, auf der Höhe von Paris anlangen, welches in gerader Linie vielleicht nicht mehr als 80 Meilen (gemeine französische nämlich) Entfernung beträgt. Rechnet man, daß die Maschine in einer Stunde fünf zurücklege, so brauchte sie doch immer 16 Stunden zu der ganzen Reise; und gerade dies, daß sie so lange in der Luft ausdauern könne, ist, was mir unmöglich scheint. Denn weil der Ball sich durch Rauch in der Höhe erhalten soll und der Rauch seine größte specifische Leichtigkeit nur durch die größte Hitze erlangen kann — (eine Hitze, die in dem ersten Globus, der in die Luft ging, so groß gewesen sein soll, daß der daran befestigte Thermometer 5 Grad über den Punkt des kochenden Wassers gestiegen), so ist nothwendig zu besorgen, daß bei dieser Voraussetzung die Maschine zu Grunde gehen müsse. Wollte man hingegen, um dieses Unheil zu vermeiden, den Rauch nicht immer in dem gleichen Grade von Hitze erhalten, so kann ich nichts Andres voraussehen, als daß er sich gar bald verdicken und bei Annäherung an die kalte Oberfläche des Balls in Wasser verwandeln wird."

In Gemäßheit dieses Raisonnements bot der Ungenannte eine Wette von 25 Louis aus, welche er bei dem Herausgeber des Journals von Paris niederlegte: „daß die Lyoner Maschine, weit entfernt, sich 16 Stunden in der Luft zu halten, nicht einmal vier Stunden darin ausdauern werde, vorausgesetzt, daß man die Rarefaction der Luft in dem Balle durch kein anderes Mittel als durch Rauch und Feuer bewirke."

So mäßig auch die ausgebotne Wette war, so war doch (wie es scheint) seit den Einsichten, die man durch die beiden großen Experimente des Herrn Montgolfier bekommen hatte, der Glaube an seine Verfahrungsart so schwach geworden, daß sich in ganz Paris Niemand fand, der 25 Louis an eine Wette

wagen wollte, gegen welche die Herren Montgolfier und Pilatre nicht weniger als Ruhm und Leben gesetzt zu haben scheinen konnten.

Inzwischen kam der zur Abreise unfehlbar anberaumte 15. Januar; aber die Reise wurde (wir wissen nicht warum) abermals auf den 16. aufgeschoben. Man begnügte sich, den Ball anzufüllen und — vielleicht (denn auch hierüber drückt sich der Lyoner Correspondent nicht deutlich aus) an Stricken steigen zu lassen. Alles, was er davon sagt, ist: „Die ganze Maschine gab durch ihr durchaus gleiches Aufschwellen das prächtigste Schauspiel, und es ist schwer, sich ein so immenses und imposantes Object vorzustellen." Indessen hatten die Zuschauer diesmal keine Schuld daran, daß die Sache nicht vor sich ging; denn ungeachtet ihr Zusammenlauf ebenfalls ungeheuer (immense) war, so lief doch Alles in der besten Ordnung und Ruhe ab, die man nur wünschen konnte.

Die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, war indessen zu Paris zwischen Furcht und Hoffnung bis zur Ungeduld gestiegen, als endlich den 23. Januar folgende Hiobspost anlangte.

„Lyon, den 17. Januar 1784.

„Ungeachtet die vorgestrige Nacht sehr regnig und die aërostatische Maschine sehr durchnäßt war, so war man doch gestern an dem Augenblick, eines himmlischen Schauspiels zu genießen, und die Zurüstung dazu war süperb, als das Feuer, weil es zu stark gemacht worden war, den obern Theil der Maschine ergriff und in Flammen setzte. Dieser Zufall brachte eine große Consternation hervor. Man beschäftigt sich gegenwärtig, den Schaden wieder auszubessern; aber es ist wenig Hoffnung da, daß man von der aërostatischen Maschine von Lyon andre Nachrichten zu geben haben werde."

Das klingt nun freilich gar trostlos! Aber so schreibt man auch nur in der Niedergeschlagenheit des ersten Augenblicks der getäuschten Hoffnung. Die Herren Unternehmer ließen den Muth nicht so schnell sinken, und die gute Fassung, worin sie sich erhielten, richtete auch bald wieder die Subscribenten und das Publicum auf. Man sehe aus folgendem Schreiben, was für eine glückliche Wendung die Geschmeidigkeit des französischen Geistes zu nehmen wußte, um die Sache in das mildeste Licht zu stellen und einen Vorfall, der gestalten Umständen nach

äußerst niederschlagend war, in einen Anlaß — wo nicht zu einem Triumphe, doch wenigstens zu einer Ovation zu verwandeln.

„Lyon, den 19. Januar 1784.

„Die aërostatische Maschine von 100 Fuß Durchmesser, welche durch die vorgehenden Experimente, durch Frost, Regen und Schnee und selbst durch das Feuer, das einen Theil davon ergriffen hatte, sehr fatiguirt*) war, ist mit unbeschreiblichem Eifer wieder hergestellt worden. Alles hat sich demnach diesen Morgen zu einem großen Experiment angeschickt. Die Maschine wurde glücklich gefüllt; aber in dem Augenblicke, da man erwartete, daß die Abreise vor sich gehen sollte, wendete Herr Pilatre de Rozier auf eine sehr dringende Art ein, daß die Anzahl der Herren, welche mitreisen wollten, viel zu beträchtlich sei, und daß nicht mehr als drei zugleich abgehen könnten. Da aber diese Liebhaber, animés de la même ardeur, sehr lebhaft auf ihrem Vorsatz bestanden und Keiner von seinem Posten weichen wollte, so vereinigten sie sich endlich, es auf den Rath oder Befehl des Herrn Intendanten ankommen zu lassen. Dieser that den Ausspruch: „daß es unendlich besser sei, alle die illüstern Voyageurs, welche sich angäben, zu befriedigen, indem man etwas von der vorgehabten Himmelfahrt und Reise aufopferte". Dieser Entscheidung zufolge wurden die Stricke auf der Stelle abgehauen; die Maschine erhob sich 500 Klafter hoch und ließ sich wieder gar sanft auf einer nicht weit von dem Orte des Aufsteigens entfernten Wiese nieder. Alles ging ohne den geringsten unangenehmen Zufall vorbei. „Le spectacle était superbe, et a fait l'admiration de plus de cent mille âmes réunies." Die auf der Galerie befindlichen Personen waren: Herr Montgolfier der Aeltere, Herr Pilatre de Rozier,

*) Très fatiguée. — Welch ein erwünschter glücklicher Ausdruck! Die gute Maschine hätte auch von Stahl und Eisen sein müssen, um von so vielen auf sie einstürmenden Feinden nicht fatiguirt zu werden. — Die beste Charakteristik eines Volkes ist seine Sprache. Die französische ist beneidenswürdig reich an dergleichen versüßenden und einwickelnden Redensarten, die der leidenden Eitelkeit zu Hilfe kommen und einen sanft bedeckenden Schatten auf Theile legen, denen ein volles Licht nicht günstig wäre. Der Stil des ganzen Briefes ist in dieser Hinsicht ein Meisterstück.

der Prinz Karl, ältester Sohn des Fürsten von Ligne, der Herr Graf von la Porte d'Anglefort, Oberstlieutenant von der Infanterie und Ritter des heiligen Ludewig's, der Herr Graf von Laurencin, Ritter des heiligen Ludewig's, der Herr Graf von Dampierre, Officier von der französischen Garde, und Herr Fontaine aus Lyon, als treufleißiger Mitarbeiter."

Und so lief denn die große aërostatische Reise von Lyon nach Paris in dem ungeheuern Luftschiffe der Flesselles darauf hinaus, daß sechs illüstre Personen und ein Coopérateur très-zélé sich 500 Klafter hoch schaukeln ließen, um so bald als möglich in einer benachbarten Wiese wieder herabzusteigen und 100,000 neugierigen Seelen eine kleine Augenlust zu machen! — Und das große Experiment, wozu so große Anstalten gemacht, und wovon eine so große Erwartung erweckt worden war, bestand in nicht mehr noch weniger, als daß die Herren Unternehmer den 16. Januar 1784 mit einer Maschine von 100 Fuß Durchmesser, proportion gardée, das Nämliche leisteten, was sie den 21. November 1783 mit einer Maschine von 60 Fuß geleistet hatten! — Freilich machte es ein süperbes Schauspiel, und es ist allerdings keine Kleinigkeit, hunderttausend Seelen auf einmal Freude zu machen; aber Alles unparteiisch überlegt, kann man sich doch kaum erwehren, den guten Herrn Montgolfier und seinen Freund Pilatre zu beklagen, daß sie sich dazu bequemen mußten, den unendlichen Ruhm, den ihnen die erste Luftreise von Lyon nach Paris gebracht haben würde, der Meinung des Herrn von Flesselles, „daß an der Befriedigung der vier hochgebornen Herren, welche zu Hause hätten bleiben müssen, unendlich mehr gelegen sei", aufzuopfern.

So weit hatte ich geschrieben, als ich einen Besuch von einem meiner Freunde erhielt, welcher, da er mich mit der Feder in der Hand überraschte, einige Neugierde zeigte, zu wissen, womit ich eben beschäftigt wäre. Ich las ihm die ganze facti speciem vor. Er fand die Geschichte deliciös (denn ich muß nicht vergessen, zu sagen, daß er wenigstens ein ebenso warmer Verehrer der französischen Nation und Sprache ist als ich), aber wie ich zu meinem Mitleiden mit den Herren Pilatre und Montgolfier kam, schüttelte er den Kopf und meinte, daß ich dies auf eine andre Gelegenheit für sie aufsparen könnte. „Wenn es wahr ist," sagte er, „daß die Herren

sich noch nicht geben, sondern die Reise, die ihnen mit der Rauchmaschine von 100 Fuß so übel gelungen ist, nun mit einer neuen von 70 probiren wollen, so besorge ich, wir werden nur zu bald Gelegenheit bekommen, den Eigensinn dieser wackern Männer zu beklagen, welche sich's nun einmal (wie es scheint) in den Kopf gesetzt haben, neben ihrer Gluthpfanne entweder zu siegen oder zu sterben. Aber dermalen, Freund, geben Sie Ihr Mitleiden ganz umsonst aus. In ganzem Ernste, lieber Herr, sehen Sie denn nicht, daß das Alles eine prämeditirte Sache war, und daß der Herr Capitän sich darauf verließ, daß Herr Flesselles den Ausspruch thun würde, den er that? Oder konnte Dieser etwa, so wie die Umstände (Dank sei es den Herren Unternehmern!) lagen, die ihm vorgelegte Frage anders entscheiden? — Ueberlesen Sie die facti speciem nur noch einmal — mit einiger Vorsichtigkeit gegen die feinen Sprachwendungen, worin unsre lieben Westfranken so große Meister sind, wenn es darauf ankommt, die blinde Seite einer Begebenheit, wo ihre Gloriole mit im Spiele ist, zu verheimlichen. Natürlicherweise muß man den besagten Herren zutrauen, daß die Erfahrung vom 16. Januar ihnen die Augen genugsam öffnete, um die Hoffnung aufzugeben, die versprochene Luftreise nach Paris mittelst ihrer ungeheuern Maschine zu bewerkstelligen. Aber noch natürlicher war es, daß sie sich gegen das Publicum nichts davon merken ließen. Sie ließen dasselbe auf dem Glauben, daß die Entzündung der Maschine ein bloßer unglücklicher Zufall gewesen sei, der sie nicht abhalten könne, ihr großes Vorhaben, sobald die Maschine wieder ausgebessert sein werde, ins Werk zu setzen. Man braucht nur den Umstand, daß diese Ausbesserung avec un zèle et une promptitude inconcevable in so kurzer Zeit bewirkt wurde, mit der Consternation zu vergleichen, in welche das Publicum Tages zuvor, als das ungeheure Ding in Brand gerieth, gesetzt worden war, um zu begreifen, daß die Herren Unternehmer es gewiß nicht an sich fehlen ließen, den Glauben der bestürzten Menge zu stärken und den gesunknen Muth wieder aufzurichten. Der Erfolg setzt dies außer allem Zweifel. Am 19. war die Maschine wieder hergestellt und das Publicum vermöge der gemachten Anstalten wieder in allgemeiner Erwartung, daß die Reise vor sich gehen werde. Der Prinz von Ligne und seine drei edeln Freunde, welche von der Partie sein sollten, fanden sich richtig ein und bestiegen die Galerie bona fide, voll frohen Muthes,

ein Abenteuer zu bestehen, das für junge Kriegsmänner von einer Nation und einem Stande, welche der Geist der alten Ritterschaft nie verlassen wird, einen unsäglichen Reiz haben mußte. Herr Pilatre, als der erwählte Capitän des Luftschiffes, ließ sie in Gegenwart von mehr als 100,000 Zuschauern ruhig einsteigen, und erst nachdem sie ihre Plätze genommen hatten, trat er auf und declarirte, „d'une manière très-pressante“: daß sein Schiff (das nämliche, welches nach der öffentlichen Ankündigung im Journale von Paris wenigstens dreißig Personen sollte tragen können) unmöglich mehr als drei einzunehmen im Stande sei. Vier mußten also wieder aussteigen. Nun war aber Herr Pilatre als Capitän unentbehrlich, und dem Herrn Montgolfier zuzumuthen, daß er einem Andern Platz mache, wäre wenigstens sehr unhöflich gewesen. Gesetzt aber, er hätte sich selbst freiwillig aufgeopfert, so blieben (wenn man auch den Coopérateur zélé zurücklassen wollte) immer noch zwei von den vier Herren übrig, welche wieder hätten aussteigen müssen. Natürlicherweise konnte Keiner von ihnen so gefällig sein, dem Andern seinen Platz bei einer solchen Gelegenheit und vor einer solchen Menge Zeugen abzutreten. Wo es um eine gewagte und (wenigstens in den Augen des größten Haufens) höchst gefährliche Unternehmung zu thun ist, würde eine solche Höflichkeit immer etwas Schielendes haben und den wahren Beweggrund des Nachgebens zweideutig machen. Kurz, es war nun augenscheinlich ein Ehrenpunkt, seinen Posten nicht zu verlassen; und so sah auch Herr von Flesselles die Sache an. Sie litt gar keine andere Entscheidung als diejenige, die er gab. Die Schuld, daß die Erwartung des Publicums in Absicht der Reise nach Paris getäuscht wurde, lag also weder an den vier illustres voyageurs noch an dem Herrn Intendanten. Aber“, fuhr mein Freund fort, „Sie werden sagen: Wie konnte es Herr Pilatre anders machen? Die Erfahrung bewies ja auf der Stelle, daß es unmöglich gewesen wäre, die sieben Personen nur bis nach Ville-Franche, geschweige nach Paris zu bringen. — Gut! Aber warum sagte Herr Pilatre nicht in Zeiten, was er doch nothwendig wissen mußte? Warum erst, da die vornehmen Herren schon eingestiegen waren? Und (was hier sehr wesentlich ist) was hinderte ihn, nachdem nun die Erfahrung seine Behauptung hinlänglich gerechtfertigt hatte und das Reisen oder Zurückbleiben der vier Herren kein Ehrenpunkt mehr war, was hinderte ihn nun, die

Reise nach Paris mit den Herren Montgolfier und Fontaine fortzusetzen? War die Maschine etwa durch die kleine Spazierfahrt von wenigen Minuten auch schon so fatiguirt, daß man ihr nicht weiter trauen durfte? Man müßte sehr eingenommen sein, um nicht zu sehen —" — „Ja, ja," fiel ich meinem unbarmherzigen Freund ins Wort, „das müßte man auch sein, um nicht zu sehen, daß man einem Philosophen, zumal dem Vorsteher eines Museums zu Paris, ebenso wenig zumuthen kann, sein System Lügen zu strafen, als einem Officier, seinen Posten zu verlassen. Lassen Sie mich immer die Herren Montgolfier und Pilatre bedauern! So glänzend auch der Ruhm ist, den sie sich bereits erworben haben, so bin ich doch gewiß, daß keiner von ihren Rivalen sich am 17. Januar an ihrem Platze hätte sehen mögen."

VI.[1])

Die Erfindung der Herren Montgolfier bemächtigte sich der lebhaften Einbildungskraft ihrer Landsleute in einem so hohen Grade, daß sie beinahe alle andern Gegenstände der öffentlichen Aufmerksamkeit verdrängte. Weder der Mesmerische Magnetismus noch der Wundermann Plethon mit seiner Gabe, Quellen viele Lachter tief unter der Erde herauszufühlen, konnten es gegen die aërostatischen Kugeln aushalten; sogar Figaro verlor das unsägliche Interesse, das er den Parisern einzuflößen gewußt hatte. Die neu erfundne Kunst, die Luft schiffbar zu machen, und die neuen Versuche, welche unaufhörlich von allen Enden angekündigt wurden, und wozu man sich des Beitrags der Liebhaber durch Unterzeichnungen zu versichern suchte, waren der Gegenstand aller Gespräche; und während die Naturforscher sich ein ernsthaftes Geschäft daraus machten, die Aëronautik zu einer immer größern Vollkommenheit zu erheben, diente sie den müssigen und begüterten Classen zu einer Art von Zeitvertreib, der außer dem Reize des Neuen und Wunderbaren noch den besondern Vorzug hatte, daß er manchem dunkeln Erdensohn eine unverhoffte und vielleicht einzige Gelegenheit gab, die Welt mit seinem Dasein und Namen bekannt zu machen und entweder seine Kenntnisse oder doch wenigstens den heroischen Muth, womit er sein Leben an diese kleine Befriedigung seiner Eitelkeit setzte, vor den Augen seiner Nation zur

---

[1]) Alles Folgende ist späterer Zusatz Wieland's. — A. d. H.

Schau auszustellen. Herr de la Lande zählte in dem Zeitraum vom 1. December 1783 bis zum 19. September 1784 vierundzwanzig öffentliche aëronautische Experimente, welche mit vielem Prunk, theils nach der Montgolfierischen Verfahrungsart, theils mittelst der brennbaren Luft, angestellt wurden.

Der schlechte Erfolg der großen Lyoner Montgolfière von 100 Fuß Durchmesser verdoppelte, ohne die Freunde des Herrn Montgolfier abzuschrecken, nicht nur den Eifer der Gebrüder Robert, sondern erweckte noch beiden Parteien an dem auch in Deutschland durch seine diesseits des Rheins angestellten einträglichen Luftfahrten berühmt gewordenen Blanchard einen bedeutenden Nebenbuhler. Dieser empirische Mechaniker, der mit einem erfinderischen Genie eine unermüdliche Hartnäckigkeit in Verfolgung und Ausführung seiner Ideen verband, hatte mehrere Jahre vor der Erscheinung des ersten Aërostats viele Zeit, Mühe und Kosten auf Erfindung einer Art mechanischer Flügel gewandt, womit er wie ein neuer Dädalus oder Ikaromenippus sich in die Luft erheben und dieses seitdem noch von keinem Sterblichen usurpirte Element nach beliebiger Richtung durchschneiden wollte. Ungeachtet des wenigen Erfolgs der großen Erwartungen, die er durch häufige Bekanntmachungen im Publicum erregt hatte, war er noch immer mit Eifer beschäftigt, die Schwierigkeiten zu besiegen, die sich seiner Unternehmung von allen Seiten entgegenthürmten, als die Erfindung des Herrn Montgolfier und der glänzende Erfolg der von den Herren Charles und Robert am 1. December 1783 unternommenen Luftreise ihm auf einmal einen Weg zeigten, seine, wie er nun selbst einzusehen anfing, durch blos mechanische Mittel ewig unausführbare Idee durch Verbindung derselben mit physischen auf eine Art ins Werk zu setzen, wodurch er die Ehre der Erfindung wenigstens mit Montgolfier zu theilen hoffte. Er ermangelte nicht, das Publicum sogleich von seinem Vorhaben zu benachrichtigen, welches auf nichts Geringers ging, „als an der Luft, die sich bisher so spröd und ungefällig gegen ihn gezeigt hatte, eine vollständige Rache zu nehmen und, wenn er sich nur einmal mit Hilfe des Ballons in die Atmosphäre erhoben habe, nun auch seinerseits den Meister über sie zu spielen und die Kunst dieser wunderbaren Schifffahrt vielleicht um einige Grade vorwärts zu bringen."

Herr Blanchard machte seinen ersten Versuch am 2. März 1784. Das Experiment sollte eben eine Viertelstunde nach

Mittag im Marsfelde vor den Augen einer unendlichen Menge vor sich gehen, als ein junger Mensch (den damals Niemand kannte, und der jetzt als Oberfeldherr der Kriegsvölker der französischen Republik in Italien seiner damaligen Etourderie Ehre macht) mit bloßem Degen in die Gondel (welche nur für Herrn Blanchard und einen zu dieser Luftreise erbetenen gelehrten Religiosen Raum hatte) gesprungen kam und ungeachtet des Unwillens und Aufstandes, den er gegen sich erregte, mit der äußersten Hartnäckigkeit darauf bestand, die Reise mitzumachen. Unglücklicherweise gingen unter dem Getümmel, welches durch diese seltsame Scene erregt wurde, die künstlichen Flügel in Stücken, die einen wesentlichen Theil der Mittel ausmachten, wodurch Herr Blanchard seinem Lauf in der Luft Richtung zu geben gedachte, und es blieb ihm nur noch das Steuerruder übrig, welches zu diesem Zweck nicht hinlänglich war. Nun erhob sich zwar Herr Blanchard demungeachtet, um die Erwartung des Publicums nicht ganz zu täuschen, mit der ihm eigenen Unerschrockenheit allein in die Luft; da er aber genöthigt war, sich der Gewalt der Luftströme oder Zugwinde, in die er gerieth, zu überlassen, so mußte er für diesmal zufrieden sein, sich gegen fünf Viertelstunden in der Atmosphäre zu erhalten und wenigstens die Erfahrung (wie er glaubte) gemacht zu haben, daß er auch ohne seine Flügel, durch den bloßen Gebrauch seines Steuerruders nicht nur die Gewalt der Luftströme zu mäßigen, sondern ihnen sogar (wie einige Zuschauer bemerkt haben wollten) zuweilen entgegen zu steuern vermögend gewesen sei, was von seinen Vorgängern noch keinem gelungen war.

Nachdem sich Herr Blanchard wieder ein paar tüchtige Flügel zugelegt hatte, unternahm er mit dem nämlichen Luftballon den 23. Mai Abends um 7 Uhr von Rouen aus seine zweite Luftreise. Es fehlte ihm nicht an Zuschauern, aber Niemand wollte bemerkt haben, daß er die Evolutionen, die er angekündigt hatte, wirklich gemacht oder eine andere Richtung als die, wozu ihn der Wind nöthigte, gehalten habe, wiewol diesmal sein ganzer Apparat in bestem Stande und kein junger Buonaparte da war, dem die Schuld hätte gegeben werden können. Indessen fehlte es dem Luftschiffer doch nicht an Ausreden; denn diesmal waren zwar die Flügel gut, die Winde hingegen so brutal und das Steuerruder aus Eilfertigkeit so schlecht gemacht, daß es 15 Minuten nach dem Aufsteigen schon zerbrochen war. Herr Blanchard begnügte sich also abermals,

zu zeigen, daß er mit Hilfe seiner Flügel nach Gefallen auf- und niedersteigen könne.

Selbst wenig mit diesem zweiten Versuch zufrieden, machte er den 18. Julius in Gesellschaft eines Herrn Boby eine dritte Luftreise, welche er in einem an den Redacteur des Journal de Paris eingeschickten Bericht mit vieler Zufriedenheit mit sich selbst ausführlich beschreibt. Das Auffallendste dabei ist die Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, womit er in einem Elemente, dessen Uebermacht er, aller seiner Bravaden ungeachtet, auch bei dieser Gelegenheit zu erkennen genöthigt war, ebenso gelassen und furchtlos arbeitete als nur immer ein geübter Schiffer auf einem wohlbekannten Meere. Er versichert, auch auf dieser Reise nicht ohne Erfolg mit den Winden gekämpft zu haben und durch die bloße Art, wie er seine vier Flügel gedreht und in Bewegung gesetzt, nach Belieben auf und nieder gestiegen zu sein. Da er indessen doch selbst gesteht, daß er eine willkürlich genommene Richtung nur so lange habe halten können, als der Wind es ihm gestattet, und da er uns ohne Zweifel kein Geheimniß daraus gemacht hätte, wenn die Ebne von Puisanval, wo er 15 Meilen von Rouen (dem Ort der Abfahrt) wieder ans Land stieg, das Ziel gewesen wäre, nach welchem er gleich anfangs seinen Lauf gesteuert hätte, so scheint die Aëronautik auch durch diese dritte Reise des Herrn Blanchard keinen merklichen Schritt vorwärts gethan zu haben.

Hingegen hatte Herr Pilatre de Rozier bald nach der mißlungenen Luftreise von Lyon nach Paris ein neues Project entworfen, wodurch er Alles, was mit dem Luftballon bisher geleistet worden war, auszulöschen hoffte. Er wollte mit einem Palast von 150 Fuß in der Breite, der ein prächtiges Feuerwerk mit farbigen Transparents darstellen sollte, bei Nacht in die Höhe steigen und, nachdem dieses Feuerwerk abgebrannt wäre, des folgenden Tages sich in seinem Palast wieder in die Luft erheben, sich drei Tage und drei Nächte ununterbrochen in der Atmosphäre aufhalten, in dieser Zeit wenigstens 150 Meilen durchlaufen und sodann wieder herabsteigen, um bei seiner dritten Auffahrt nach England überzuschiffen. Er glaubte alle zu einem so großen Abenteuer erforderlichen physischen Mittel so wohl gewählt und combinirt zu haben, daß er an dem Erfolg nicht zweifelte; indessen kam das Project ohne seine Schuld nicht zur Ausführung, und er mußte sich begnügen, am 23. Junius zur Belustigung des

Hofes in einer ungeheuern Montgolfière, die der Königin zu Ehren den Namen Marie Antoinette bekam, in Gesellschaft des Professors der Chymie Prouts eine Luftspazierfahrt von Versailles nach Chantilly zu machen, woselbst sie sich, nachdem sie binnen 47 Minuten ihren ganzen Vorrath von Brennmaterialien aufgebraucht, übrigens ohne alle widrigen Zufälle wieder abzusteigen genöthiget sahen.

Ungleich glänzender war die dritte Luftreise der Gebrüder Robert, welche sich am 19. September aus dem Garten der Tuileries erhoben und nach einer Fahrt von 6 Stunden 40 Minuten zu Beuvry, eine Viertelstunde von Bethune in Flandern, 50 französische Meilen von Paris, vor dem Schlosse des Prinzen Chistelles-Richebourg wieder abstiegen. Sie bedienten sich bei diesem wiederholten Versuch eines mit brennbarer Luft angefüllten Aërostats von cylindrischer Form, 32 Fuß im Durchmesser, 52 Fuß lang und in zwei Halbkugeln von 26 Fuß im Durchmesser auslaufend; und ihre Hauptabsicht war, die Wirkung der mechanischen Kräfte genauer zu erforschen, von welchen sie zu Regierung ihres luftigen Fahrzeugs Gebrauch machen wollten.

Der Bericht, welchen sie selbst in einem eigenen „Mémoire sur les expériences aërostatiques par Messieurs Robert frères“ über diese Reise abgestattet haben, enthält viel Merkwürdiges und scheint zum Behuf des großen Problems, dessen Auflösung die Aëronautik zu einer der wichtigsten Erfindungen des menschlichen Geistes machen wird (nämlich zur Kunst, die Luftschiffe durch alle Hindernisse, welche die verschiedenen atmosphärischen Erscheinungen, besonders die Luftströme und Winde, entgegensetzen, nach jeder beliebigen Richtung vertical und horizontal zu regieren), einen nicht unbeträchtlichen Beitrag geliefert zu haben.

Bei Allem dem blieb diese Aufgabe, aller bisherigen Versuche und Bestrebungen ungeachtet, noch sehr weit von ihrer Auflösung entfernt, da sowol die möglichste Vervollkommnung der Aërostaten als die übrigen Bedingungen, unter welchen die Kunst, sie unter allen gegebenen Umständen zu regieren, möglich ist, eine Menge Untersuchungen, Erfahrungen, Combinationen und Berechnungen voraussetzte, welche nur von den vereinigten Kräften der geschicktesten Naturforscher, Mathematiker und Chemiker zu erwarten sind.

Es konnte daher auch nicht fehlen, daß die königliche Akademie der Wissenschaften zu Paris, sobald die Ver-

suche der Herren Charles und Robert bewiesen hatten, daß die Sache etwas mehr als Lufttänzerei und Augenweide für die müssigen Pariser sei, einsehen mußte, daß es (auch ohne den besondern königlichen Befehl, den sie hierzu erhielt) Pflicht für sie sei, sich mit einem Gegenstande von dieser Wichtigkeit aufs Ernstlichste zu beschäftigen. Sie unterzog sich dieser Pflicht durch die Niedersetzung eines Ausschusses, welchem sie auftrug, die ganze Sache, so weit man bisher damit gekommen war, und was noch zu thun übrig sei, aufs Genaueste zu untersuchen und, da die bloße Empirie hier noch weniger als bei irgend einer andern Kunst zureichte, hauptsächlich den theoretischen Theil der Aëronautik so zu bearbeiten, daß der praktische den möglichsten Grad von leichter Ausführbarkeit, Sicherheit im Verfahren und Nützlichkeit in der Anwendung sowol zum Behuf der Wissenschaften als zum Gebrauch des gemeinen Lebens erhalten möchte. Der Bericht, welchen Herr Meunier der Akademie am 13. November 1784 darüber erstattete, gab die beste Hoffnung, daß auch die horizontale Direction, das Einzige, aber auch das Wichtigste, was noch zu erfinden war, auf dem von der Akademie eingeschlagenen Wege würde gefunden werden.

Während daß mehrere Mitglieder der Akademie der Wissenschaften sich solchergestalt beschäftigten, die Theorie der neuen Kunst zur Vollkommenheit zu fördern, machte der genialische Luftschiffer Blanchard Anstalt, seine vierte Reise zur Belustigung der Engländer auf englischem Boden zu unternehmen. Sie ging auch am 16. October 10 Minuten nach Mittag von Chelsea aus glücklich von Statten. Herr Blanchard stieg in Gesellschaft eines Herrn Sheldon auf, setzte seinen Gefährten um halb 1 Uhr zu Sunbury, vierzehn englische Meilen von London, wieder ab, erhob sich dann von Neuem allein und kam, nachdem er über drei Stunden in der Luft und einen ziemlichen Theil dieser Zeit bald auf bald über den Wolken herumgeschwebt hatte, um halb 5 Uhr zu Rumsey, 78 englische Meilen von London, wohlbehalten wieder auf festen Boden. Die Beschreibung, die er von dieser Luftfahrt macht, läßt sich in der ihm eigenen breiten Manier ganz angenehm lesen, beweist aber zugleich, daß er seiner Flügel, seines Steuerruders und seines Windrads (moulinet) ungeachtet sich noch nicht rühmen konnte, das widerspenstige Element, das ihm schon seit mehrern Jahren so viele Streiche gespielt, zu Paaren getrieben zu haben. Doch diesem stolzen Gedanken schien er um diese

Zeit entsagt und dafür die klügere Partei ergriffen zu haben, sich aus seinem Talente, die aërostatische Maschine mit Hilfe seiner Vorrichtungen und eines günstigen Windes zu handhaben, eine Art von Geschäfte zu machen, das ihm neben einer gewissen momentanen Celebrität eine sehr angenehme Existenz und beträchtliche Einkünfte verschaffen könnte. Gewiß ist, daß von allen Luftfahrern dieser Zeit keiner sich die Vortheile, die ein unternehmender Kopf von gewissen ziemlich allgemeinen unschuldigen Schwachheiten der menschlichen Natur ziehen kann, besser zu Nutze zu machen wußte als Herr Blanchard. Daher war ihm denn auch so viel daran gelegen, der Erste zu sein, der das kühne Abenteuer gewagt, durch die Luft über den Canal La Manche zu setzen und seinem enthusiastischen Nebenbuhler um diese Ehre, dem Herrn Pilatre de Rozier, es koste, was es wolle, zuvorzukommen. Mit Recht sagt König Salomon, oder der weise Mann, der sich den Namen dieses berühmten Sultans zugeeignet hat: „Es liegt Alles an der Zeit und am Glück.“ Herr Pilatre hatte schon seit geraumer Zeit zu Boulogne Anstalten gemacht, in einer Montgolfière nach England überzuschiffen; aber ohne seine Schuld warf sich ihm ein Hinderniß nach dem andern in den Weg, und so mußte er den Schmerz erleben, daß ihm ein kleiner Empiriker den ewigen Ruhm, der Erste, der dies große Abenteuer bestanden, gewesen zu sein, vor dem Munde weghaschte. Genug, Herr Blanchard brachte es am 7. Januar 1785 glücklich zu Stande und flog in seinem Luftschiffe mit günstigem Winde binnen 2 Stunden 45 Minuten von Dover nach Calais, seiner Sache so gewiß und so wohlgemuth, als ob er von Paris nach Fontainebleau geflogen wäre. Auch hatte er, als er das vermeinte große Wagestück unternahm, den guten Verstand, einzusehen, daß es im Grunde für ihn ziemlich einerlei sei, ob Wasser oder festes Land unter ihm liege, d. i. ob er im unglücklichen Falle ertrinke oder zerschmettert werde. Aber in den Augen der unendlichen Menge von Zuschauern, die dieses nie gesehene Wunder aus England und Frankreich herbeigezogen hatte, und welche die Sache blos nach dem sinnlichen Eindrucke, den sie dabei erfuhren, beurtheilten, war der Unterschied sehr groß. Daher die unsägliche Schwärmerei, womit dieser heroischen That diesseits und jenseits des Canals zugejubelt wurde, der Triumph, womit die Municipalität von Calais den glücklichen Abenteurer einholte, und das Patent des Bürgerrechts dieser berühmten Stadt, das ihm nach

einem prächtigen Gastmahl auf dem Rathhause von dem Bürgermeister in einer goldnen Büchse überreicht wurde.

Alles das mußte der unglückliche Pilatre de Rozier mit ansehen, ohne daß ihm etwas Andres übrig blieb, als dem Publicum mittelst eines von sieben angesehenen und des Seewesens kundigen Personen zu Boulogne unterschriebenen Attestats zu beweisen, daß die Schuld, warum ihm Herr Blanchard zuvorgekommen, nicht an ihm, sondern an Nebel, Regen, Schnee, Stürmen und hauptsächlich an dem Winde gelegen, welcher eben darum, weil er Herrn Blanchard's Fahrt von Dover nach Calais günstig gewesen, es dem Herrn Pilatre unmöglich gemacht habe, von Boulogne nach Dover zu reisen.

In der That ist es bemerkenswürdig, mit welchem leidenschaftlichen, hartnäckigen Eifer dieser schwärmerische junge Mann die unaufhörlich unter seinen Tritten hervorwachsenden Hindernisse bekämpfte, durch welche sein guter Genius das unglückliche Schicksal, dem er unwissend entgegeneilte, zu entfernen suchte. Schon am 27. Januar 1785 sollte endlich die schon so lange angekündigte Unternehmung vor sich gehen, zu deren Anschauen ganz Boulogne mit Fremden angefüllt war. Sie konnte an diesem Tage nicht stattHaben. Man setzte sie auf den 30. an, und sie wurde abermals zu Wasser. Aber Herr Pilatre de Rozier ließ sich weder abschrecken noch ermüden; und in der That war die Sache zu weit gekommen, als daß er sie mit Sicherheit oder Ehre hätte aufgeben können. Die Monate Februar und März gingen darüber hin, und nachdem auch ein fünfter Versuch, zu welchem am 12. März alle Anstalten gemacht waren, durch den Nordwind vereitelt worden, verzog sich die Sache bis zum 14. Junius, da Herr Pilatre sich abermals entschloß, seinen Ballon füllen zu lassen, um mit Anbruch des folgenden Tages abzufahren. Die Zurüstungen nahmen aber mehr Zeit weg, als er sich vorgestellt; es fand sich, daß der Ballon einige Löcher bekommen hatte, welche zugeflickt werden mußten; es fehlte bald an diesem, bald an jenem, und am 15. Vormittags um 10 Uhr war der Ball erst zum dritten Theil gefüllt. Der Wind änderte sich inzwischen und wurde nicht eher als bis in der Nacht günstig. Nun ließ Herr Pilatre den Ball vollends füllen, und nachdem er sich, da der Wind am 16. Morgens um 4 Uhr abermals umzusetzen drohte, durch drei kleine Luftbälle, die er nach und nach als Wegweiser steigen ließ, des günstigen Moments endlich versichert zu haben glaubte,

bestieg er um 7 Uhr mit einem jungen Kunstverwandten, Namens Romain, die Galerie der Montgolfière, und die Maschine erhob sich nach und nach bis zu einer Höhe von ungefähr 200 Fuß. Freude und Sicherheit (sagt der Herr Marquis de la Maisonfort, ein Augenzeuge und Freund des Herrn Pilatre) malte sich auf dem Gesichte der beiden Luftfahrer, während eine düstre Unruhe und eine Art von dumpfem Staunen die sämmtlichen Zuschauer ergriffen zu haben und für die Schönheit des Schauspiels gefühllos zu machen schien. In der vorbesagten Höhe schien ein Südostwind die Maschine zu treiben, und sie befand sich in Kurzem über dem Meere. Jetzt wurde sie drei Minuten lang von verschiedenen Luftströmen hin und her bewegt, bis endlich der Südostwind die Oberhand behielt und die Montgolfière nach der französischen Küste zurücktrieb. Was die Zuschauer nunmehr von dem unglücklichen Ausgang wahrnehmen konnten, wird in einem Briefe aus Boulogne von einem Augenzeugen folgendermaßen erzählt. „Nachdem der Ballon sehr hoch gestiegen war, sank er wieder langsam und nach und nach 3 bis 4 Minuten lang, ungefähr bis zum vierten Theil seiner Höhe herab; darauf sah man ein Wenig Rauch und fast im nämlichen Augenblick eine sehr helle Flamme am obersten Theile der Calotte des Ballons, der die Gestalt eines sich öffnenden Fächers bekam. Dieses Feuer dauerte höchstens 15 Secunden, und nun fiel die Montgolfière und die Galerie anfangs ziemlich langsam, aber in wenig Augenblicken mit der größten Schnelligkeit. Die beiden Unglücklichen stürzten mit der Galerie aus einer Höhe von mehr als 1600 Fuß zur Erde und wurden aufs Gräßlichste zerschmettert gefunden. Pilatre de Rozier blieb auf der Stelle todt, Romain gab noch einige schwache Lebenszeichen, aber ohne reden zu können, und verschied nach zehn Minuten."

Daß diese melancholische Katastrophe von verschiedenen Zuschauern auf eine ziemlich verschiedene Art erzählt wurde, kann bei einem Falle, wo eine genaue und von allen Arten der Täuschung gänzlich freie Beobachtung kaum möglich ist, Niemanden befremden. Indessen scheint sich doch auch hier der Parteigeist ein Wenig eingemischt zu haben, und mehrere Umstände wurden von verschiedenen Personen, je nachdem sie entweder der Montgolfierischen oder Robertischen Verfahrungsart günstiger waren, auf diese oder jene Art angegeben. Der Umstand aber, worin die meisten Augenzeugen übereinstimmten,

war die Flamme, die den obern Theil des Ballons ergriff und in einem Augenblick verzehrte, welche doch schwerlich eine andere Ursache haben konnte, als daß die aus einem Risse, den der Ballon zufällig bekommen hatte, mit Gewalt herausströmende brennbare Luft von dem in der Montgolfière unterhaltenen Feuer entzündet worden sein mußte. Uebrigens kann man dem Marquis de la Maisonfort, der das ganze Unglück auf den delabrirten Zustand des Luftballons schiebt, gern so viel zugestehen, daß es wahrscheinlich nicht geschehen wäre, wenn der letztere nicht durch die mehrere Monate lang ausgehaltenen Strapazen so übel zugerichtet gewesen wäre, daß es immer unbegreiflich bleiben wird, wie Pilatre de Rozier sein und seines Freundes Leben einer so unzuverlässigen Maschine anvertrauen konnte.

Wenn man die Augen von diesem traurigen Falle wegwendet, um sie wieder auf die verschiedenen neuen Luftreisen zu heften, welche Herr Blanchard nach seinem ersten Flug über den Canal theils vor, theils nach dem Unglück des armen Pilatre immer mit dem glücklichsten Erfolg anstellte, so kann man nicht umhin, sich selbst zu gestehen, daß er seine vielfältigen Triumphe weder dem blinden Glücke noch allein seinem sonderbaren Talent und einer seltnen Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, sondern unstreitig auch seiner Art zu verfahren und verschiedenen Vorrichtungen und mechanischen Hilfsmitteln von seiner Erfindung zu danken hat, und daß sein unglücklicher Nebenbuhler wahrscheinlich noch leben würde, wenn er, anstatt mit eigensinniger Beharrlichkeit seiner einmal erwählten Verfahrungsart getreu zu bleiben, diejenige angenommen hätte, welcher Erfahrung und Theorie den unleugbaren Vorzug einer ungleich größern Sicherheit gab.

VII.

Das Unglück des allgemein geschätzten und bedauerten Pilatre de Rozier machte einen Eindruck auf das Publicum, der den Fortgang der neu erfundenen Kunst auf einmal zu hemmen und sie bei einem Volke, das so leicht von einem Aeußersten zum andern überspringt, um allen Credit zu bringen drohte, wenn nicht einige Naturforscher und Mechaniker sich beeifert hätten, die natürlichen Folgen jenes Eindrucks noch eine Zeit lang aufzuhalten.

Der große Haufen wird immer blos vom Strome des Augenblicks fortgerissen, und wie oft ein einziger glücklicher Erfolg sein Herz so mächtig schwellt, daß ihm nun nichts mehr unmöglich, das Schwerste federleicht und das Gefährlichste Kinderspiel scheint, so braucht es hingegen auch nur einen einzigen nicht vermutheten Unfall, um seinen Muth auf einmal zu Boden zu werfen und ihm unübersteigliche Berge zu zeigen, wo er kurz zuvor nur Maulwurfshügel sah. „Man erinnere sich," sagt ein Ungenannter im 179sten Blatte des Journal de Paris von 1785, „des Augenblicks, wo man den ersten Luftballon sich mitten im Marsfelde erheben und in den Wolken verlieren sah, während ganz Paris das neue Experiment als ein die Naturgesetze unterbrechendes Wunderwerk anstaunte. Die Einbildungskraft selbst wagte es nicht, sich einen mit diesem Ballon aufsteigenden Menschen zu denken. — In diesem Augenblick stellt sich ein junger Mann mit einer einnehmenden, den glücklichsten Charakter ankündenden Bildung dar, der von Allen, die ihn kannten, geliebt wurde und allem Ansehen nach nichts als Ursachen, sein Leben zu lieben, haben konnte, und erbietet sich, einen Versuch zu machen, welchen kein Mensch nur in Gedanken zu wagen das Herz hatte. Man konnte sich kaum erwehren, ihn für wahnsinnig zu halten; aber als er von der Höhe des Himmels, wo man ihn über Paris hinschweben sah, wieder zur Erde herabgestiegen war, fehlte wenig, daß man ihn nicht für ein Wesen einer höhern Gattung ansah. Kaum war das Wunder vier- oder fünfmal wiederholt worden, so fing man schon an, sich nichts mehr daraus zu machen. Man sprach davon wie von einem Kinderspiele, wozu man nicht einmal Herz zu haben brauchte. Nun, da das schreckliche Ende des Unglücklichen, der den ersten Versuch mit einem so glänzenden Erfolge gemacht hatte, die ersten Bangigkeiten wieder erneuerte, hört man überall sagen, es wäre am Besten, diese Versuche, die für den Ersten, der sie gewagt, so übel ausgefallen, gänzlich aufzugeben; und man ist nicht weit davon entfernt, eben den Mann wieder als einen Unsinnigen zu verdammen, den man kurz vorher als einen Helden bewunderte. Indessen sollte man doch nicht übersehen, daß unter mehr als hundert ähnlichen Versuchen nur dieser einzige (und, was am Wenigsten zu vergessen ist, aus Schuld des Unternehmers selbst) einen unglücklichen Ausgang genommen hat. Die Gefahr muß so groß nicht sein, da die widrigen Zufälle schon in den ersten Versuchen so selten gewesen sind. Wie viele tausend

Opfer kostet die Schifffahrt noch immer der Menschheit! und doch ist die Schifffahrt eine nützliche Kunst. Freilich wird die Montgolfierische Erfindung diese Benennung nicht eher verdienen, bis die Kunst, die aërostatische Maschine zu dirigiren, gefunden sein wird. Aber wenn auch diese Kunst noch ein Problem ist, wer kann sagen, es sei unauflöslich, oder die Unmöglichkeit sei bereits ausgemacht? Selbst das Ansehen der gelehrtesten Männer entscheidet hier nichts. Die Wissenschaft vergleicht und verbindet nur bekannte Kräfte, und ihre Resultate können nicht weiter gehen; der Genie und der Zufall entdecken neue Kräfte und erweitern die Grenzen des Möglichen. Eine einzige Bemerkung des Genies, eine einzige Entdeckung, die der Zufall herbeiführt, können mehr als tausend Erfahrungen werth sein, um uns auf den rechten Weg zu bringen, den wir beim Lampenschein der Wissenschaft in den finstern und krummen Irrgängen der Natur lange vergebens gesucht hatten."

Während einige philosophische Köpfe durch Vorstellungen dieser Art die Hoffnung zu nähren suchten, daß die Aëronautik mit der Zeit noch zum Rang einer gemeinnützigen und auf zuverlässigen Principien feststehenden Wissenschaft erhoben werden könne, beeiferten sich die Herren Alban und Vallet nebst einigen Andern, durch neue aërostatische Versuche und Schauspiele die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen. Vor Allen blieb Herr Blanchard geschäftig, die Proben seiner Kunst außerhalb Frankreichs zu vervielfältigen; aber die Art, wie er die Sache behandelte, und der Ton, worin er seine Thaten dem Publicum verkündigte, näherte sich immer mehr der Manier gewisser andrer Künstler, die ihr Wesen zur Belustigung der Zuschauer ebenfalls in der Luft treiben wie er. Indessen fehlte wenig, daß er bei einer seiner luftigen Promenaden (wie er sie nennt) am 21. November 1785 das Schicksal des Pilatre de Rozier gehabt hätte; und wiewol er der Sache eine für seine Eitelkeit schmeichelhaftere Wendung zu geben sucht, so scheint doch diesmal ein bloßer glücklicher Zufall sein Retter gewesen zu sein. Er hatte sich (sagt er in einem Briefe an die Herausgeber des Journal de Paris) 32,000 Fuß hoch in die Luft erhoben und, was er selbst beinahe unglaublich findet, drei Minuten lang in einer Temperatur ausgehalten,*) worin nach der bisherigen

*) Der berühmte Mathematiker de la Lande vermuthete in dieser Angabe einen merklichen Schreibfehler, weil die höchste Höhe, welche bisher von irgend

Meinung der Naturforscher keines Menschen Lunge auch nur eine einzige Minute ausdauern könnte. „Ensuite,“ fährt er fort, „ayant mis mon ballon en pièces par le pôle inférieur, je suis descendu en parachute du haut des nuées, et mon ballon est allé se précipiter dans la mer. Mon seul but dans cette expérience était d'échapper aux dangers qui me menaçaient sur la terre par la tempête, et sur la mer qui m'environnait de toutes parts. Il ne m'est arrivé d'autre accident que celui de renverser le toit d'une chaumière, de déraciner de petits arbres, d'en casser de grands, et d'arracher des buissons. Mon ballon et ma nacelle sont aussi en pièces: je suis resté seul entier de mon équipage; et semblable au capitaine qui perd son vaisseau, je suis tout prêt d'en remonter un autre, que je fais construire dans ce moment à Lille.“ — Ich gestehe, daß ich nicht Oedipus genug bin, um mir aus dieser räthselhaften Darstellung einen deutlichen Begriff von dem halsbrechenden Abenteuer zu machen, welches Herr Blanchard in einem so jovialischen Ton erzählt. Was darüber in den flandrischen öffentlichen Blättern gesagt wurde, giebt zwar etwas mehr Licht, scheint aber nur die Unbegreiflichkeit der Sache zu vermehren. Herr Blanchard versicherte nämlich zu Gent öffentlich, „er wäre in der größten Gefahr gewesen. Sein Ballon, der bei seinem Aufsteigen nicht ganz voll gewesen, sei (vermuthlich in der Höhe von 32,000 Fuß) so außerordentlich aufgeschwollen, daß er den Augenblick vor sich gesehen habe, wo er zerplatzen müßte. Wiewol er das Ventil aufgemacht, habe sich doch das Volumen der Luft nicht vermindert; er hätte also keinen andern Ausweg gehabt, als mit der Spitze seiner Fahne Risse in den untern Theil des Ballons zu machen. Aber da habe sich eine andere Gefahr gezeigt; er sei nämlich mit einer solchen

einem Sterblichen erstiegen worden, nicht über 2434 Klafter betrage und in einer Höhe von 5333 Klaftern, wo der Barometer auf 8 Zoll fallen würde, die Ausdehnung der Luft so groß sein müßte, daß wahrscheinlich ein Blutsturz und der Tod die unmittelbare Wirkung davon wäre. Herr Blanchard erklärte sich hierüber kurz und gut: „Es bleibe bei den angegebnen 32,000 Fuß; was andere Leute erfahren hätten, könne ihm nichts präjudiciren; er wolle, zwar nicht jetzt, aber künftig in einem Journal seiner aëronautischen Reisen hinlängliche Auskunft über die Sache geben, würde sich aber inzwischen ein Vergnügen daraus machen, den Herrn de la Lande, wofern er ihm die Ehre erweisen wollte, ihn bei seinem nächsten Aufsteigen zu begleiten, durch die Erfahrung zu überzeugen, daß die gründlichsten Raisonnements gegen die Gewißheit einer Thatsache nichts bedeuteten.“

Rapidität herabgestiegen, daß er sich in einem Augenblick ganz nahe an der Erde gesehen habe. Nun sei sein letztes Hilfsmittel gewesen, nachdem er allen seinen Ballast über Bord geworfen, die Stricke seines Nachens abzuhauen, sich an sie anzuhängen, und sich somit seines Ballons statt eines Parachute[1]) zu bedienen. So sei er denn in der Nähe von Delft glücklich auf die Erde gefallen, ohne die geringste Beschädigung an seiner Person erlitten zu haben." — Man muß gestehen, daß Herr Blanchard unter einem ungewöhnlich glücklichen Zeichen geboren sein mußte, aber noch unendlichemal erstaunlicher ist die unbegreifliche Behendigkeit, womit er, ohne von einer so großen und nahen Gefahr betäubt oder aus der Fassung gesetzt zu werden, in einem Augenblick (und mehr Zeit konnte er auch in der That nicht haben) alle diese Operationen, die zu seiner Rettung nöthig waren, machen konnte. Indessen ist nicht zu leugnen, daß auch der Umstand, daß er mit seinem zerrissnen Ballon und seinem Nachen so stark auffiel, daß er das Dach einer Strohhütte einwarf, große Bäume zerbrach, kleine entwurzelte und Büsche ausriß und doch trotz allem diesem entsetzlichen Fracas an seinem eignen Leibe nicht einmal eine Beule davontrug — eine Sache ist, die man nicht alle Tage sieht, und die ihm selbst bei einer Wiederholung dieses sonderbaren Experiments schwerlich wieder so gut gelingen würde.

---

[1]) Fallschirm, der die Gestalt eines sehr großen halbgeöffneten Regenschirms hat, wurde von Blanchard 1785 erfunden. — (Gruber.)

Zusatz.

Im Februar 1797.

Die Luftballons und die Luftschifferei kamen bereits im Jahre 1786 unvermerkt aus der Mode;*) die Pariser hatten sich lange genug damit amüsirt; andere Zeitvertreibe, die Folle Journée, die Folie par amour und eine Menge anderer Folies traten an ihren Platz, im Jahre 1787 und 88 auch andere Sorgen. Die Folgen einer unklugen, übel zusammenhangenden und verschwenderischen Staatsverwaltung und die Beschwerden über alte Mißbräuche, welche gleich unheilbaren Schäden am Leben des Staats nagten, konnten durch alle bisher versuchten Palliative und empirischen Curen nicht länger weder verborgen noch aufgehalten werden. Das leichtsinnigste aller Völker in der Welt fuhr endlich aus seinem langen Taumel auf und wurde durch die Maßregeln selbst, die der gefürchteten Katastrophe vorbeugen sollten, in die Revolution, die endlich im Sommer des Jahres 1789 wie ein schnell um sich fressendes Feuer ausbrach, mit Gewalt hineingestoßen. Die nothwendigen

*) Zu Anfang dieses Jahres erschien gleichwol eine Abhandlung von Herrn Carnus, Professor der Philosophie zu Rhodez, worin der Verfasser, ungeachtet des wenigen Nutzens, den die Erfindung der Aërostaten bisher geschafft, die um diese Zeit beinahe allgemein gewordene Meinung, daß es am Besten wäre, die Aëronautik gänzlich aufzugeben, ernstlich bestreitet. Er behauptet, sie könnte vielmehr in wenig Jahren so weit gebracht werden, daß sie viel sichrer, bequemer, angenehmer und weniger kostbar wäre als die Schifffahrt zu Wasser. Nur müßte vor allen Dingen den Luftballons mehr Solidität gegeben werden, als bei ihrer bisherigen Zubereitung zu erhalten sei. Er schlägt zu diesem Ende das Blech vor und behauptet, ein Globus aus Blech von 15 bis 20 Klaftern im Durchmesser würde zwölf Personen mit dem nöthigen Geräthe und Lebensmitteln auf sechs Monat tragen können. Ja, er geht so weit, zu zeigen, wie man eine Maschine von 100 Klaftern im Durchmesser luftleer machen könnte, welche im Stande wäre, eine Armee von zwanzigtausend Mann durch die Luft zu führen. Da die Ausführbarkeit der Sache (wie es scheint) bei diesem Theoretiker nicht in Anschlag kommt, warum sollte man auf diesem Wege nicht so weit gehen können, einen Aërostaten von Blech zu fabriciren, der groß genug wäre, um das Wunder der goldnen Kette des Homerischen Jupiter's zu realisiren und die ganze Erdkugel aus ihren Angeln emporzuziehen? Nur Blech genug und Raum genug für die Maschine; das wäre die einzige Schwierigkeit!

und zufälligen Folgen der allgemeinen Umwälzung der Dinge verschlangen alles geringere Interesse, und so war nichts natürlicher, als daß in den ersten fünf Jahren der Revolution von der Aëronautik im Publicum ebenso wenig mehr die Rede war als von der Kunst, auf dem Wasser zu gehen, wovon einige Jahre zuvor ein gewisser Flamänder, Namens van Rudder, vor den Augen von ganz Paris, gegen Billets zu drei Livres und zu einem Livre zehn Sous, die Probe zu machen versprach und sie auch am 4. December 1785, wiewol auf eine so mühsame und plumpe Art bewerkstelligte, daß Niemand Lust hatte, eine Wiederholung dieses Kunststücks zu sehen.

Wiewol nun über jenen großen Nationalangelegenheiten die Luftschifferkunst in gänzliche Vergessenheit gerathen war, so scheint sie doch selbst in dieser stürmischen Zeit noch immer einen oder mehrere geschickte Männer in der Stille beschäftigt zu haben und auf einen höhern Grad von Brauchbarkeit gebracht worden zu sein, als Europa auf einmal durch den nützlichen und in mehr als einem Fall entscheidenden Gebrauch überrascht wurde, den die Vorsteher der neuen französischen Republik in den Feldzügen der Jahre 1794, 95 und 96 von der aërostatischen Maschine zu machen die Klugheit hatten. „Die französische Republik", sagt Herr Doctor Posselt im achten Stück seiner Politischen Annalen vom Jahrgange 1796, „hat jetzt eine zweifache Marine, eine, die gewöhnliche für das Meer, die andere, bisher von ihr allein genützte, für die Luft. Jeder Armee folgen zwei Luftschiffe (deren Bestimmung ist, die Lage und Bewegungen der Feinde von oben herab auszukundschaften). Die bei der Sambre- und Maasarmee sind le Celeste und l'Entreprenant, mit welchem der Divisionsgeneral Morlot und der Generaladjutant Etienne in der Schlacht bei Fleurus in die Höhe gestiegen. Die bei der Rhein- und Moselarmee sind der Hercules, ein ganz kugelförmiger Aërostat von 30 Schuh im Durchmesser, der größte unter den vieren, der in dem Feldzuge von 1796 zum ersten Male gebraucht wurde, und der Intrépide, der schon bei Mannheim gedient hatte. Zu jedem dieser Luftschiffe gehört eine Anzahl sogenannter Aërostiers, die unter den Befehlen eines Officiers auf der Erde die Signale aufnehmen und befolgen, welche der in die Höhe gegangene Officier mittelst der verschiedenen Flaggen giebt, die er in der Gondel, worin er und gewöhnlich noch ein Ingenieurofficier sitzt, aufsteckt. Beide Officiers, der in der Luft und der, welcher

dem Manöver auf der Erde vorsteht, haben ein übereinstimmendes Signalbuch bei sich, worin die verschiedenen Flaggen mit ihren Bedeutungen bemerkt sind. Um aber zu verhindern, daß der Feind diese aëronautische Chiffre nicht so leicht errathen könne, wird sie öfters abgeändert. Die größte Höhe, zu welcher ein solcher Luftball sich erhebt, ist zu 400 bis 500 Klaftern, die zum Beobachten bequemste aber zu 130 bis 150. Die Vorzüge dieser republikanischen Luftbälle liegen theils in einem eigens dazu erfundenen Seidenstoffe zum Ueberzug, welcher Leichtigkeit und Festigkeit im höchsten Grade in sich vereiniget, theils in dem Geheimniß einer Füllung, die eben so wohlfeil als lange dauernd ist. Nach der Versicherung des Hauptmanns Delaunoy, der den Hercules commandirt, würde es, um diesen Ball nach Blanchard's Art (mit brennbarer Luft) zu füllen, mehrere hunderttausend Livres in baarem Gelde gekostet haben,*) da er (Delaunoy) hingegen nicht mehr als siebentausend Livres in Mandaten dazu erhielt, die er nicht einmal ganz aufzuwenden brauchte. Ueberdies hat diese Art von Füllung noch den Vorzug, daß sie sich mehrere Monate lang in dem Ballon erhält, ohne sich aufzuzehren oder dem Ueberzug Schaden zu thun."

Ob man (wie der angeführte Annalist hinzusetzt) in Frankreich wirklich schon mit dem Gedanken von Luftschiffen umgehe, die nicht nur ein paar Männer zu Beobachtungen, sondern eine weit stärkere Zahl zu Unternehmungen tragen und dadurch die vorerwähnten Vorschläge des Herrn Carnus wenigstens bis auf einen gewissen Punkt zur Ausführung bringen sollen, was der Erfolg davon sein werde, und ob die mit so vielem Geräusch angekündigte Landung in Irland oder Großbritannien, welche der gegen Ende des vorigen Jahres in dieser Absicht von Brest ausgelaufenen Seeflotte so übel mißlang, einer Luftflotte vielleicht besser gelingen dürfte, — wird die Zeit lehren. Gewiß ist, daß der ausschließliche Besitz einer solchen Luftmarine die französische Republik dem ganzen Erdboden so gefährlich machen würde, daß dieser einzige Grund die sämmtlichen übrigen Mächte in die unumgängliche Nothwendigkeit setzen müßte, alle ihre Kräfte zu gänzlicher Zerstörung derselben zu vereinigen.

*) Diese Angabe scheint sehr übertrieben zu sein.

Auszüge

aus einem merkwürdigen Buche des 15. Jahrhunderts,

„Trésor de l'âme"

betitelt.

Auch dieser Aufsatz erschien, wie die Zeitkürzungsspiele, in den Auszügen aus den Mélanges d'une grande Bibliothèque (Näheres darüber in Th. 36), welche Wieland im Merkur 1780 und 1781 mittheilt, und ist daselbst 1781 im dritten Quartal S. 54—64 abgedruckt. In Wieland's Ausgabe seiner Werke findet er sich mit einigen Aenderungen im 6. Supplementband.

Es giebt Dinge, die an sich selbst unendlich tief unter aller Aufmerksamkeit vernünftiger Menschen sind, aber durch Zeit und Umstände Wirkungen gethan haben, wodurch sie derselben sehr würdig werden. Ein Buch voll platter kindischer Märchen ist freilich keine Unterhaltung für Geist und Herz. Wenn aber einst eine Zeit war, da diese Märchen von dem größten Theil der Christenheit andächtiglich geglaubt und durch Association mit ehrwürdigen Gegenständen und Eindrücken zu einer Grundlage gemacht wurden, worauf gewisse Leute eine Brustwehr für Mißbräuche aufführten, die nur ihnen nützlich, dem Staat hingegen und der Menschheit überhaupt unendlich nachtheilig waren; wenn diese Ammenmärchen nicht wenig beitrugen, die sittlichen Begriffe des Volkes zu verfälschen, seinen Menschenverstand abzustumpfen und dasselbe an eine Vorstellungsart zu gewöhnen, die dem Licht der Vernunft in Dingen von der größten Wichtigkeit den Zugang auf viele Jahrhunderte versperrte — dann ist es immer der Mühe werth, daß vernünftige Leute Notiz davon nehmen.

Unter den vielen Märchenbüchern dieser Art, womit die Christenheit im dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert überschwemmt wurde, ist der sogenannte Trésor de l'âme oder Seelenschatz, der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts im Druck erschien, eines der merkwürdigsten. Es besteht aus einer Menge erbaulich sein sollender Histörchen, die der Verfasser aus verschiednen, in lateinischer Sprache geschriebenen ältern Legenden und Mirakelbüchern zusammengetragen und unter gewisse Rubriken gebracht hat, mit der treuherzigen Versicherung, unter allen seinen Historien sei nicht eine einzige, die nicht entweder aus der heiligen Schrift oder aus andern ehr- und glaubwürdigen Autoren ge-

zogen wäre. Wir wollen ihm zur Probe einige von den auffallendsten ausheben und so viel möglich seine Manier beizubehalten suchen; wenn es anders blos Manier war; denn der gute Mann erzählt die unglaublichsten und albernsten Wunderdinge mit einem so naiven Ton von Wahrhaftigkeit und Ueberzeugung, daß er entweder ein sehr guter Poet oder, wenn er Alles selbst glaubte, eine gar einfältige Seele gewesen sein muß.

Folgende Geschichte hat nach der Muthmaßung des Herausgebers der Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque (dem wir die Bekanntschaft mit diesem Buche schuldig sind) zur Erfindung des sogenannten Rosenkranzes*) Gelegenheit gegeben, von welchem sonst in diesem Buche keine Spur zu finden ist. Ein andächtiger junger Mönch hatte sich's aus besonderer Devotion gegen die heilige Jungfrau zum Gesetz gemacht, ihr Bild den ganzen Sommer durch alle Morgen mit frischen Blumen zu bekränzen. Wie nun der Winter kam und der junge Mönch in große Traurigkeit darüber verfiel, daß er keine Blumen mehr finden konnte, sagte ihm der Novizenmeister, es würde der heiligen Jungfrau ebenso angenehm sein, wenn er sie alle Tage anstatt mit funfzig Rosen mit funfzig Ave Maria beschenken würde. Der junge Mensch gehorchte seinem Obern, und nach einiger Zeit zeigte sich's, daß er wohl daran gethan hatte. Denn da er einmal in einem Walde, durch welchen er in Geschäften seines Klosters gehen mußte, von Räubern angehalten wurde, ließen diese auf einmal von ihm ab, weil sie die Jung-

*) Der Rosenkranz ist eine Art von Andachtsübung, wobei in einer gewissen Ordnung das Ave Maria oder der englische Gruß, das Vaterunser und der Glaube oder das apostolische Symbolum hergesprochen und sehr oft, theils hinter einander, theils wechselsweise wiederholt werden. Das ältere Modell zu dieser Art zu beten konnte der Erfinder desselben, wer er auch sein mag, in den Acclamationen des römischen Senats bei Bestätigung der spätern Kaiser gefunden haben, wo gewisse Lob- und Gebetsformeln so und so oft wiederholt wurden; z. B. Auguste Claudi, die Götter erhalten Dich (wurde sechzigmal wiederholt); Claudi Auguste, immer haben wir Dich oder Einen wie Du zum Fürsten gewünscht (wurde vierzigmal wiederholt); Claudi Auguste, Dich bedurfte das gemeine Wesen (vierzigmal wiederholt); Claudi Auguste, Du bist ein guter Bruder, Vater, Freund, Du bist ein guter Senator, Du bist ein ächter Fürst (wurde achtzigmal wiederholt); Claudi Auguste, befreie uns vom Aureolus (wurde fünfmal wiederholt); Claudi Auguste, rette uns von den Palmyrenern (auch fünfmal); Claudi Auguste, erlöse uns von der Zenobia und Victoria (wurde siebenmal wiederholt); Claudi Auguste, Tetricus ist nichts gewesen (auch siebenmal). Trebell. Pollio in Vita Divi Claudii, c. 4, conf. Flav. Vopisc. in Tacito, c. 5 u. s. w.

frau Maria erblickten, die auf seinen Schultern saß und einen Kranz von Rosen flocht, den sie ihm auf den Kopf setzte. Die Diebe wurden von diesem Mirakel so gerührt, daß sie sich auf der Stelle bekehrten; und wie der junge Mönch in sein Kloster zurückkam, zeigte sich's, daß er wirklich einen Rosenkranz auf dem Kopfe hatte.

Der Autor des Seelenschatzes führt noch mehr dergleichen Beispiele an, wie nützlich die Andacht zu der heiligen Jungfrau, besonders für schwere Sünder, ist. Es war einmal ein Clericus, sagt er, der leider ein so ruchloses Leben führte, daß weder Frau noch Jungfrau, die ihm in den Weg kam, vor seinen Anfällen sicher war. Bei Allem dem hatte er noch so viel Gnade, daß er sehr andächtig gegen die Mutter Gottes war; er unterließ nie, sich vorher um den Taufnamen Derjenigen, die er verführen oder nöthen wollte, zu erkundigen, und wenn sie Marie hieß, ließ er sie ungekränkt ihres Weges gehen. Unsre liebe Frau nahm ihm diesen Beweis von seiner Ehrerbietung so wohl auf, daß sie durch ihre Fürbitte seine Bekehrung und Seligkeit bewirkte.

Eine Nonne, Namens Beatrix, war Küsterin in einem gewissen Stift von Klosterfrauen und trug immer ganz besondere Sorge, die Marienbilder im Kloster und in der Kirche reinlich zu halten und herauszuputzen. Einstmals setzte der leidige Satan dieser armen Nonne so heftig zu, daß sie über die Klostermauer stieg, um auch einmal zu versuchen, wie sich's in der Welt lebte. Wirklich trieb sie es darin sieben Jahre auf eine Art, die nicht die erbaulichste war, aber keine Seele im Kloster merkte was davon; denn unsre liebe Frau hatte die Gütigkeit und vertrat ihre Stelle diese ganze Zeit über, dergestalt, daß, wie sie nach sieben Jahren voller Reue über ihr geführtes Sündenleben ins Kloster zurückkam, sich's sogleich zeigte, daß man ihre Abwesenheit gar nicht wahrgenommen hatte.

Daß die heilige Jungfrau nach der Vorstellungsart unsers guten Mönchs auch darüber nicht gleichgiltig ist, ob ihrer Schönheit Gerechtigkeit erwiesen wird oder nicht, ist aus folgender Geschichte zu ersehen. Ein geschickter Maler hatte übernommen, ein Bild der Maria, wie sie den Satan mit Füßen tritt, zu malen. Der Künstler glaubte aus guter frommer Meinung, die Mutter Gottes nicht zu schön und den alten Drachen nicht abscheulich genug machen zu können, und es glückte ihm in Beiden über alle Maßen. Beelzebub fand sich

selbst so wenig geschmeichelt, daß er aus Ingrimm über seine Häßlichkeit auf den Maler losstürzte und ihm den Hals umdrehen wollte, aber unsre liebe Frau, die mit ihrem Bild sehr wohl zufrieden war, nahm den Maler in ihren Schutz, und der Teufel mußte mit einer langen Nase abziehen.

Der Kirchenbann oder die Excommunication ist in den Augen dieses Verfassers eine ganz entsetzliche Sache; zum Beweis führt er zwei erschreckliche Begebenheiten an, welche zweien Excommunicirten zugestoßen sein sollen. Der Eine von ihnen hatte eine große Menge Vogelnester unter seinem Dache, die sich da immer wohl befunden und ansehnlich vermehrt hatten; aber kaum war der Herr des Hauses im Bann, so flogen alle Vögel auf einmal davon, weil sie mit einem Menschen, auf dem der Fluch des Ernulphus lag, nicht unter einem Dache leben wollten. Ein Andrer hatte ein Schwein, welches gewohnt war, Brod aus seiner Hand zu fressen; aber sobald der unglückliche Mann excommunicirt war, hätte sich das Schwein eher lebendig brühen lassen, eh es ihm wieder aus der Hand gefressen hätte.

Mir däucht, der wackere Mönch, von welchem sich dieses Werk allem Ansehen nach herschreibt, hatte bei Anführung dieser beiden Exempel eine ernsthaftere Absicht, als — moderne Leser lachen zu machen. Die schrecklichste Folge des Bannfluchs bestand darin, daß der Unglückliche, der damit belegt war, von allen Menschen, selbst von seinen eignen Kindern und nächsten Blutsfreunden verlassen werden mußte. Wer ihn nur unter sein Dach aufnahm, ihm nur einen Bissen Brod, einen Trunk Wassers reichte, war selbst ein Kind des Verderbens und in Gefahr, wie die Rotte Korah, Datan und Abiram von der Erde verschlungen zu werden. Da die politischen Wunder, die man durch dieses Mittel that, unsäglich groß waren und gleichwol lediglich von der Meinung, die das Volk davon hatte, abhingen, so war der Klerisei viel daran gelegen, dem Volk den äußersten Abscheu vor aller Gemeinschaft mit einem Excommunicirten einzudrücken; und wie konnte dies besser geschehen, als wenn man ihnen Exempel erzählte, daß die Wirkung des Bannfluchs sich sogar auf die unvernünftigen Thiere, die bei einem excommunicirten Menschen leben, erstrecke, so daß sie es entweder gar nicht mehr unter seinem Dache aushalten können oder wenigstens durch den Instinct selbst von aller unmittelbaren Gemeinschaft mit ihm zurückgehalten werden.

Noch ein andrer Punkt, der unserm wohlmeinenden Autor sehr am Herzen liegt, sind die **Zehnten** der Klerisei. „Wer seine Zehenden richtig giebt,“ sagt der theure Mann, „dem gedeyht sein zeitlich Gut. **Cäsar** berichtet uns*) daß einst ein Ritter was, der sichs gar fast zu Herzen nehmen thät, seine Zehenden fleißig abzutragen, und hätt große Andacht zu solchem Werk. Nun hätt er unter anderm auch einen sehr guten Weinbergk, der trug gar reichlich jedes Jahrs, also daß dem Priester allemal ein ganz Fuder Weins zu seinem Theil am Zehenden ward. Es begab sich aber einsmals daß der Wein mißrieth, und der ganz Weinbergk nit mehr trug als ein einzig Fuder. Da nun der Ritter gesah daß er nit mehr Wein bekommen hätt als er jeweilen an Zehenden zu geben pflag, sprach er zu sich selbst: Obschon mir unser Herre Gott genommen hat was er mir sonst zu schicken pflag, will ich doch Ihm nichts nehmen von seinem Zehenden, sondern ihn bezahlen wie ich immer gethan hab. Einige Zeit darnach gieng der Priester in den Weinbergk und sah daß er voller Trauben was. Begab sich demnach zum Ritter und begann ihn zu schelten, daß er seinen Wein noch nit gelesen hätt; und der Ritter antwortete, er sey schon gelesen, und hab ihm seinen Zehenden bezahlt. La! verjähte der Priester, er sieht nit so aus als ob eine Traube weggekommen wär. Da gingen sie zur Stund in den Weingarten, und fanden ihn so voll als er noch nie in einem Jahr getragen hätt. Daraus möcht ihr sehen, daß unser Herre Gott honett ist, und sich nichts umsonst

*) Hier ist zu einer Probe des Stils diese Stelle, wie sie im Original lautet. Qui bien paye ses dixmes, les biens temporels en multiplient. Cesar nous racompte que il fut ung Chevallier qui estoit moult curieulx de bien payer ses dismes et grant devotion y avoit. Si avoit entre les aultres une tres bonne vigne qui portoit largement chacun an, tant que le Prestre en avoit une charetée de vin à sa part pour la disme. Advint une année que la vigne faillit que il n'y eust partout que une charetée. Quant le Chevallier vist, que il n'y avoit fors ce qu'il avoit acoustumé de payer pour la disme, si dist: Si Dieu m'a tollu (oté) ce que il me souloit envoyer, pourtant si ne touldrai-je mie sa disme telle come je la souloie payer. Quant se vint un pou après, le Prestre alla en la vigne et la vit toute pleine de raisins. Si s'en vint au Chevallier, et comença à blasmer de ce que il n'avoit vendangé sa vigne; et le Chevallier dist que elle avoit été vendangée et que il lui avoit paiée sa disme. La! dist le Prestre, que il ne sembloit pas que on y eust touché: et allerent en la vigne et la trouverent tant chargée, que oncques tant n'y en avoit eu pour une année. Or povés voir *que Dieu est courtois*, et saichez que celux qui font Barat et paient mal leur dismes, communement leurs biens faillent et ne peulvent venir à plenté de biens et ils se dampnent qui pis vault.

thun läßt, und sollet wissen, wenn Leute Bschoris machen und ihre Zehenden schlecht bezahlen, daß solche Leute gemeinklich von Vermögen fallen, und kommen auf kein grün Zweig, und was am schlimmsten ist, fahren zur Hölle noch oben drein."

Der Herausgeber der besagten Mélanges schließt seinen Auszug aus diesem Seelenschatz mit der Anmerkung: daß man sehr unrecht daran thun würde, wenn man dergleichen Züge von Unwissenheit und Einfalt der heutigen Klerisei oder gar der katholischen Kirche zur Last legen wollte; und wir sind allerdings seiner Meinung, wenn seine Meinung ist, daß heutigs Tags wie damals und damals wie heutigs Tags verständige Männer sehr wohl gewußt haben, daß ein Märchen weder mehr oder weniger als ein Märchen ist.

Indessen sei uns (wiewol wir die Betrachtungen und Nutzanwendungen, wozu diese Dinge Gelegenheit geben, gern Denen überlassen, denen am Meisten daran gelegen ist) nur diese einzige kleine Betrachtung erlaubt. Gut und Böse (wenigstens das Mehr oder Weniger von beiden) steht immer mit Zeiten und Umständen in Verhältniß. Gewisse Vorstellungsarten können unter einer rohen, unwissenden, äußerst sinnlichen Art von Menschen wohlthätig sein, die unter einem aufgeklärten Volke ungebührlich, schädlich und gar nicht zu dulden sind. Wer ein unverdorbenes Gefühl und reine Begriffe vom Wahren und Guten hat, dem muß freilich der ruchlose Clericus, der aus besonderer Andacht zu Maria nur der Weiber und Mädchen schont, die ihren Namen führen, sehr anstößig sein. Aber in einer Zeit, wo die Religion (so abergläubisch sie immer sein mochte) beinahe das Einzige war, was zügellose Menschen respectirten, war es wenigstens für alle Marien in Frankreich sehr glücklich, daß der gewaltthätige Clerc doch noch so viel Respect vor ihrem Namen hatte.

Indessen wollen wir damit nicht sagen, daß die Beförderer des Aberglaubens Ursache haben, sich auf diesen Nutzen desselben viel zu gut zu thun. Es ist damit ungefähr wie mit der Quacksalberei. Die hilft zuweilen auch, wenigstens für den Augenblick; aber welche verständige Obrigkeit wollte deswegen unwissende Marktschreier und Empiriker gegen die wahren Aerzte in ihren Schutz nehmen oder diesen letzten gar das Handwerk niederlegen, damit jene freie Hand und offnes Feld behielten, die Dummheit des Volks, das zu Salbadern, alten Weibern und Scharfrichtern immer mehr Zutrauen als zu wahren Aerzten

hat, in Contribution zu setzen und mit ihren Pillen, Pulvern, Salben und Wundertincturen auf gut Glück zu heilen oder zu vergiften, wer ihnen in die Hände fiele? In unsern Zeiten ist es mit der Aufklärung schon so weit gekommen, daß man ihr, wofern sie nicht schädlich werden soll, den freiesten Lauf und Fortgang lassen muß. Der Fürst, der den Wissenschaften Grenzen setzen will, der Leuten Gehör giebt, denen daran gelegen ist, daß ein Volk ewig dumm bleibe, und sich bereden läßt, es sei den Menschen besser, sich mit verbundenen Augen führen zu lassen, als mit offnen selbst zu sehen, der kennt weder das wahre Interesse seines Staats noch sein eigenes und muß wol sehr wenig daran denken, was er in den Augen der Nachwelt für eine Figur machen werde!

Der Belialsproceß.

Der Belialsproceß ist gleichfalls den Auszügen aus den Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque (Teutscher Merkur 1781, III. S. 64—71) entnommen und ging von da in den VI. Suppl.-Band von Wieland's Werken (1798) über.

Unter den seltsamsten Producten der finstern Zeiten und denjenigen, die den Geist derselben am Stärksten charakterisiren, gehört eine der ersten Stellen dem Proceß Lucifer's gegen Jesus Christus, womit ein gewisser Jacobus de Ancharano sich im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts um die christliche Welt verdient zu machen suchte. Die Narrheiten der Menschen in allen Zeiten haben einander im Grunde nicht viel vorzuwerfen, und wenn unser mit allen Arten von Schellen reichlich behangnes achtzehntes Jahrhundert sich über irgend eines seiner Vorgänger lustig macht, so ist's immer der Premierminister, der sich über die Dame moquirt, die vor einer Spinne in Ohnmacht fallen wollte. „Ei, Madame, wer wird um einer elenden Spinne willen einen solchen Lärm anfangen?" — „Aber Sie liefen ja selbst so stark, daß Sie mich zu Boden rennten?" — „Ach, das glaub' ich wol, Madame, ich dachte auch, es wäre eine Fledermaus."*) — Bei Allem dem wird man in unsern Tagen kaum begreifen können, wie ein so abgeschmacktes Werk als dieser Belialsproceß jemals eine so starke Sensation habe machen können, als er wirklich einst gemacht hat.

Der Verfasser wird von Einigen Jacobus de Ancharano, von Andern Jacobus de Theramo genannt. Er qualificirt sich selbst in der Zueignungsschrift an Papst Urban VI. als Priester, Archidiakon und Canonicus zu Aversa (unweit Neapel), wie auch Canonicus Aprucinus, das ist, Chorherr zu Teramo.

---

*) Die Anekdote ist aus einem bekannten Buche, das vor zwanzig Jahren in ganz Europa gelesen wurde und, weil es seine Wirkung nun einmal gethan hat, jetzt außer Frankreich wenig Leser mehr findet, wiewol das viele Gute, das es enthält, mehr nützen, als das Falsche, Schiefe und Unrichtige, das ihm einen bösen Namen gemacht hat, Schaden thun könnte.

Denn Teramo, eine Stadt in der neapolitanischen Landschaft Abruzzo Ultra, wurde ehemals auch Abruzzo oder Apruzzo genennt; und so ist klar, woher er den Beinamen de Theramo hatte. Auch findet sich am Schluß des Buchs das Datum 1368, als die Zeit, worin er es zu Stande gebracht. Die erste lateinische Ausgabe, Consolatio Peccatorum, sive Liber Belial. Processus Luciferi contra Jesum, ist vom Jahr 1482.*) Es existirte aber um diese Zeit schon eine deutsche Uebersetzung, das Buch Belial genannt, ein hochgründt und lobesam Werk (wie es am Schluß genennt wird), bei Johannes Bämler in Augsburg im Jahr 1473**) gedruckt. Es ist mit vielen Holzschnitten geziert. Der Verfasser ist unbekannt; man kann ihn aber, wenigstens so gut als aus der besten Silhouette, aus dem Anfang seiner Vorrede kennen lernen, welche also lautet: „In dem Nahmen der allmächtigen und ungeteylten Trivältikeyt und marie der ewigen maget zu lob und zu ehren aller himlischen höre Ich hab gedacht ich wölle mich versuchen ob ich ze tewtsch mäg pringen das buch das da trachtet ob Jhesus marie sun des recht hab gehebt daß er die helle und die tewfel hab beraubet an dem Tag da Got für alle Menschen gelyten hat mit dem bitren Tod des krewzes, und davon ist gesezt ein lands und ein kriegisch recht, und daß han ich mir darum fürgesezt in tewtsch ze pringen" u. s. w.***)

Der Verfasser der französischen Uebersetzung war, nach Fabricius, ein Doctor der Sorbonne, Namens Peter Ferget; der Herausgeber der Mélanges tirés nennt ihn P. Julian Ferget, Augustiner-Ordens. Seine Uebersetzung erschien nach Jenem im Jahre 1585, nach Diesem im Jahre 1482 zu Lyon und wurde 1584 wieder aufgelegt. Sie ist wie die deutsche mit Holzschnitten geziert, welche in sehr possierlichen, aber überaus netten Figuren den ganzen Gang der gerichtlichen Procedur darstellen. Man sieht da die Teufel als Gerichtsdiener, Weibel, Procuratoren, Advocaten, Actuarien und Notarien der Hölle, nach damaliger französischer Weise gekleidet. Salomon ist Oberrichter und Moses der Sachwalter auf Seiten

*) Fabric. Bibl. Med. et Inf. Latinit., L. IX. p. 7.

**) Fabricius l. c. giebt das Jahr 1493 an.

***) Dies Buch, welches unter die seltnen gehört, war ehemals in der Bibliothek des berühmten Altorfischen Polyhistors Chr. Gottl. Schwarz, und was wir davon angezogen, ist aus der Parte II. Bibl. Schwarz. sive Catalogo etc., p. 129 genommen.

Christi. Der Teufel, als Kläger, fühlt sich in der Chicane stark genug, um seine Sache selbst vorzutragen. David, Jesaias, Ezechiel und Johannes der Täufer werden nebst mehr Andern als Zeugen abgehört. Ihr Zeugniß fällt zu Gunsten des Beklagten aus; aber Kläger Belial wehrt sich wie — ein Teufel. Der Proceß wird in possessorio und petitorio geführt; endlich spricht Richter Salomon zu Gunsten des Beklagten. Aber der böse Widersacher hat die Unverschämtheit, an den höchsten Richter zu appelliren. Da dies kein Andrer als Gott Vater selbst sein kann, so scheint der Umstand, daß derselbe so nahe mit seinem Gegentheil verwandt ist, anfangs einige Schwierigkeit zu machen. Belial untersteht sich zwar nicht, Gott Vatern deswegen geradezu zu perhorresciren; jedoch schlägt er ein Compromiß vor, welches vom andern Theile angenommen wird. Aristoteles wird auf Seiten Christi, Jeremias auf Seiten des Teufels und Jesaias, um den Ausschlag zu geben, von Beiden als Schiedsrichter genehmiget. Man kann leicht denken, daß Belial endlich den Proceß mit allen Kosten und Schäden verliert. Die Juden und Heiden, die auf Anstiften des höllischen Wurms interveniendo eingekommen waren, fallen in die gleiche Verdammniß; ja, es würde selbst den christlichen Sündern von allen Ständen nicht viel besser ergangen sein, wenn die heilige Jungfrau nicht eine sehr ernstliche Fürbitte für sie eingelegt hätte.

Außer den vielen Ausgaben und den Uebersetzungen, die von diesem abenteuerlichen Buche gemacht worden, ist als ein Beweis der großen Achtung, worin es stand, anzusehen, daß der deutsche Rechtsgelehrte Jakob Ayrer ihm noch im Jahr 1611 die Ehre angethan hat, es mit eignen Zusätzen und Anmerkungen und mit des berühmten Bartolus de Saxoferrato Proceß des Satan's gegen die heilige Jungfrau vor dem Richter Jesus, zu Hanau von Neuem herauszugeben.*) Dieses Werk des Fürsten der Rechtsgelehrten (wie Bartolus zu seiner Zeit genannt wurde) hat aller Wahrscheinlichkeit nach dasjenige des Jakob de Ancharano veranlaßt, und insofern die Idee einer solchen Erfindung Ehre machen kann, ist Jener als Erfinder, Dieser blos als Nachahmer

---

*) Fabricius l. c.; Catalog. Biblioth. Bodlej., p. 27.

zu betrachten,*) wiewol der Nachahmer sowol in Kühnheit des Plans als Subtilität der Ausführung sein Urbild zu verdunkeln gesucht hat.

So finster ehemals die Zeiten sein mochten, d. i. so groß die Unwissenheit und Dumpfheit der Leute, die darin lebten, war, und so sehr Erziehung, Lebensart, Sitten, Religions- und Staatsverfassung den Menschenverstand dieser guten Leute zusammendrückten, so blieb ihnen doch von diesem unverlierbaren Erbgute der Menschheit noch immer so viel übrig, daß man mit bestem Fug annehmen kann, daß sie nach ihrer Vorstellungsart (die sich auf ihre Lage und Bedürfnisse gründete) immer ebenso gute Ursachen, etwas zu thun oder zu lassen, etwas hochzuschätzen oder zu verachten, gehabt haben als die Menschen in den aufgeklärtesten Zeiten nach ihren Bedürfnissen und ihrer Weise. Das Buch des ehrlichen Jakob von Ancharano, das uns so abgeschmackt vorkommt, hätte dem Publicum des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts unmöglich interessant und lehrreich vorkommen können, wenn es nicht für sie wirklich interessant und lehrreich gewesen wäre.

Und wie war das möglich? fragt vielleicht Jemand, der sich nicht gerne die Mühe nimmt, sich solche Fragen selbst zu beantworten.

Das war sehr möglich! Der Belialsproceß war eine Art von poetischer Composition, eine nach damaliger Weise sinnreiche Art von Einkleidung der christlichen Glaubenslehre, welche für das äußerst unwissende Volk einen desto anziehendern Reiz der Neuheit hatte, weil es so lange fast allein auf Mirakel und Marterbücher, mechanische Gebetsformeln und äußerliche Uebung eines mit Schaugepräng und mystischen Vorbildungen überladenen Gottesdienstes eingeschränkt gewesen war. Man weiß, wie sehr die sogenannten Mysterien oder religiösen Schauspiele von Erschaffung der Welt, vom Sündenfall, von der Geburt und dem Leiden Christi u. s. w. in diesen Zeiten durch die ganze Christenheit im Schwange gingen. Der Belialsproceß war ein Drama dieser Art, aber von einer reichern Composition und eben darum für die armen Laien lehrreicher als hundert andere dieses Schlages. Ich denke aber, es kam noch ein anderer Grund dazu, der in

*) Bartolus starb im Jahr 1356, also dreißig Jahre zuvor, ehe der Canonicus von Teramo mit seinem Belialsproceß fertig war.

der Justizverfassung dieser Zeiten lag. Denn da das römische Recht damals in Deutschland und Frankreich je mehr und mehr in Ansehen kam und zu Entscheidung der vorkommenden verwickeltern und subtilern Rechtsfragen zu Hilfe genommen wurde, auch überhaupt die Proceßordnung nach und nach große Veränderungen erlitten hatte, so mußte in diesen Zeiten der Unwissenheit, da es dem Volke noch so sehr an Hilfsmitteln, sich über die angelegensten Dinge zu unterrichten, mangelte, ein Buch, worin das damalige Verfahren im Civilproceß auf eine populare Art eingekleidet und auf ein so allgemein bekanntes und interessantes Factum angewandt war, nothwendig mit der größten Begierde aufgenommen werden.

Ein paar Worte für die Jesuiten.

Dieser Aufsatz Wieland's erschien 1789 im Teutschen Merkur, Februarheft, S. 208—220, und steht daselbst als „Zugabe" zu dem in demselben Februarhefte (S. 173—187) abgedruckten, von uns gleichfalls S. 220 ff. mitgetheilten Aufsatze von Jagemann: „Historische Nachrichten von der sogenannten Andacht zum Herzen Jesu".

Wie übel ich mich auch durch obige Rubrik bei vielen meiner Freunde empfehlen werde, das Wort ist nun einmal heraus, und ich, dem vermuthlich die Jesuiten selbst eine solche That nicht zugetraut hätten, erscheine hier öffentlich, nicht zwar, um eine förmliche Apologie für sie zu schreiben — ein Unternehmen, dessen Ausführung (wenn ich auch den Willen dazu haben könnte) Wundergaben erforderte, an die nur ein Wunderglaube Anspruch machen kann — sondern blos ein paar Worte für sie zu sprechen, um mein vielleicht zu zärtliches Gewissen zu befriedigen, da es mir wenigstens probabel vorkommt, daß mein gelehrter Freund, der Verfasser des Aufsatzes von der Andacht zum Herzen Jesu,[1]) etwas zu strenge mit ihnen verfahren sein könnte.

Ich sehe freilich verschiedene sonst verständige und wackre Männer, bei denen es etwas Ausgemachtes scheint, daß man dem gemeinsamen Feinde der Aufklärung nicht leicht zu viel thun könne; aber Jeder hat in solchen Dingen seine Art zu sehen; ich streite mit Niemand über die seinige und verlange dafür auch für die meinige nichts — als Toleranz.

Das Institut der Jesuiten mag immerhin in sich selbst eine schädliche Tendenz haben; dieser Orden mag sich durch seine grenzenlosen Anmaßungen, seine Herrschsucht, seine Begierde, Alles in seinen Wirbel zu ziehen, und durch die Uebelthaten, wozu Stolz und Habsucht verleiten können, so verhaßt gemacht haben, daß man aller seiner glänzenden Vorzüge und Verdienste vergessen zu dürfen glaubt; — davon soll jetzt die Rede nicht sein: ich behaupte nur, daß den Jesuiten kein Unrecht geschehen müsse, und wenn sie auch (absit blasphemia!) den großen Lucifer selbst an ihrer Spitze hätten — und darin werden mir hoffentlich alle Rechtsgelehrten Beifall geben.

---

[1]) Dieser Aufsatz ist unten S. 220—228 wörtlich abgedruckt. — A. d. H.

Mir, der sich Allem, was Mensch heißt, so nahe verwandt fühlt, daß ich auch nicht dem unbedeutendsten Erdensohne, der vor dreitausend Jahren in Cappadocia, Pontus oder Asia gelebt hat, Unrecht thun sehen kann, ohne daß sich meine Eingeweide bewegen — mir kann es also um so eher zu verzeihen sein, wenn ich nicht stark genug bin, daß ich einer ganzen Gesellschaft von Menschen, es mögen nun Juden, Türken, Heiden oder — Jesuiten sein, Unrecht thun sehen könnte, ohne in Versuchung zu gerathen, mich ihrer anzunehmen.

Zwar hätte ich Gründe genug, mich von dieser etwas Don-Quixotischen Neigung, allen Bedrängten zu Hilfe zu eilen, in vorliegendem Falle dispensirt zu halten. Die Jesuiten bedürfen meines unmächtigen Schutzes nicht; — ich habe, meines Wissens, nie einen Freund unter ihnen gehabt und bin außer einem einzigen höchst unschuldigen alten Manne, der ungeachtet seiner Gelehrsamkeit schwerlich je eine große Rolle im Orden gespielt hat, nie mit einem von ihnen in der mindesten Connexion gewesen; — ich fürchte und hoffe nichts von ihnen; — noch mehr, ich glaube den Geist ihres Instituts zu kennen und gestehe ihnen unverhohlen, daß er in meiner Dämonologie eine etwas zweideutige Figur macht — um nichts Unhöflicheres zu sagen. Aber eben um Alles dessen willen kann ich keinen andern Beweggrund als einen sehr unverdächtigen haben, wenn ich behaupte: man müsse ihnen nicht mehr Böses Schuld geben, als sie wirklich gethan haben, ihnen nicht übel auslegen, was einer sehr guten Auslegung fähig ist, ihnen nicht zur besondern Last legen, was sie mit so vielen andern Secten, Orden und Gesellschaften gemein haben, und — weil mir das doch eben am Schwersten auf dem Herzen liegt — man müsse sie nicht aufs Theater stellen, wenn man sie nicht wahrer und treffender schildern kann, als in dem Schauspiele „Die Jesuiten“ geschehen ist, dessen Vorstellung ich dieser Tage nicht ohne mancherlei Seelenpeinigung beigewohnt habe.[1])

Meine Absicht ist vor der Hand gar nicht, mich in eine Kritik dieses Stückes einzulassen, welches (was auch sonst sein Werth sein mag) meiner unmaßgeblichen Meinung nach in keinerlei Licht als ein poetisches Kunstwerk betrachtet werden kann; ich begnüge mich, blos nach der Wirkung, die es auf mich

---

[1]) „Die Jesuiten“ von Hagemeister waren am 19. Januar gegeben worden. — A. d. H.

und andere ehrliche Leute gemacht hat, ein paar unschuldige Fragen zu thun.

Wie kommt es also, daß die Jesuiten, die uns in diesem Stücke mit den abscheulichsten Zügen und Farben vorgemalt werden, dennoch die einzigen Personen darin sind, für die man sich wirklich interessirt? Warum bleiben wir so gelassen dabei, wenn der Fürst, ihr Feind, ermordet wird, oder sind wenigstens nur so lange unruhig, bis wir wissen, daß die That gelungen ist? Warum wird uns hingegen so übel zu Muthe, da wir den hochwürdigen Banditen Montenegro in Fesseln sehen? Warum freuen wir uns, daß Bermudo so ein Tropf ist, sich durch ein paar süße Wörtchen und Blicke der schönen Antonia Visconti verführen zu lassen, den Jesuiten in Freiheit zu setzen, wiewol wir wissen, daß dieser sie nur anwenden wird, um den armen Prinzen aus der Welt zu schaffen? Warum zittern wir in den letzten Scenen abermal nur für die Jesuiten? Warum hätte uns der Herr Verfasser keinen schlimmern Dienst thun können, als wenn er den Bösewicht Montenegro auf dem Schaffot hätte sterben lassen? und warum ist der einzige Augenblick, wo uns wohl und frei ums Herz wird, derjenige, da wir die Kriegsknechte und das Volk vor der päpstlichen Bulle in Montenegro's aufgehabener Hand zu Boden stürzen und unsre lieben Jesuiten wieder in Freiheit sehen? — Wäre also (wie man doch wol aus allerlei Ursachen denken sollte) des Verfassers Absicht gewesen, uns gegen die Jesuiten, die er in Montenegro's Person beinahe zu eingefleischten Teufeln macht, mit Abscheu zu erfüllen, so müßte man gestehen, daß es ihm nicht sonderlich damit gelungen wäre. Mir an meinem Theil ging es (die Thränen ausgenommen) beinahe wie jenem ehrlichen Pariser Bürger bei Pradon's Judith:

> Je pleure hélas! ce pauvre Holoferne
> Si méchamment mis à mort par Judith!

Nahezu hätte dies mein Fall sein können, wenn der Herzog obgesiegt und der arme Montenegro seinen Kopf hätte hergeben müssen. Aber hierin liegt, wie der Herr Verfasser leicht sehen wird, mein tertium comparationis nicht. Pradon's Absicht war keineswegs, daß Holofernes die Person sein sollte, für die der unbefangene und der Wirkung des Stücks sich leidend überlassende Zuschauer sich am Stärksten interessiren würde. Ob es Herrn Hagemeister's Meinung war, daß wir

so viel Antheil an den Jesuiten nehmen und durch ihre Befreiung und Rettung so glücklich gemacht werden sollten, muß er selbst am Besten wissen.

Doch ich bitte meine Leser um Verzeihung, daß ich sie durch diese kleine Herzenserleichterung aufgehalten habe, da hier nicht eigentlich von gefabelten Jesuiten, sondern nur von einigen Vorwürfen die Rede sein sollte, die in dem Eingangs besagten Aufsatze den wirklichen Jesuiten gemacht worden, und worin ihnen meiner geringen Einsicht nach ein Wenig zu viel geschieht. Es ist eine so simple Sache, daß gleich gutgesinnte Freunde der Wahrheit über Dinge, die mehr als eine Seite haben und in mehr als einem Lichte betrachtet werden können, verschieden denken, daß ich gegen den Herrn Verfasser (dem meine Hochachtung und Freundschaft nicht zweideutig sein kann) keine Entschuldigung nöthig haben werde. Also ohne weitere Vorrede zur Sache!

Der in dem jesuitischen Generalcapitel, worin P. Lainez zum ersten Successor des heil. Ignatius Loyola erwählt wurde, festgestellte Grundsatz, „eine den Zeiten angemessene Theologie zu lehren", ist meines Erachtens an sich ein ganz unschuldiger, ja sogar ein löblicher Grundsatz. Zwar insofern er sehr unbestimmt ist, könnte er freilich den geheimen Sinn haben, den ihm der Verfasser des Aufsatzes durch ein ziemlich kategorisches das ist beilegt; indessen ist er doch nichts weniger als gleichbedeutend mit dem Satze, „die politischen und sittlichen Veränderungen der Menschen nach Sinnlichkeit und Eigennutz zur Richtschnur der Religion zu wählen". Ob die Jesuiten dieses Letztere wirklich gethan haben, ist eine andere Frage, in die ich mich einzulassen keinen Beruf fühle; genug, daß jener Grundsatz sie dazu weder verbindet noch berechtiget. Und ist es am Ende nicht der nämliche, den die gelehrtesten und erleuchtetsten Theologen der Protestanten in unsern Zeiten angenommen und befolgt haben? Die Theologie ist eine Art von Doctrin, wo wenigstens sehr viel auf Vorstellungsart und Methode ankommt. Beide ändern sich mit den Zeiten. Aufgeklärtere Zeiten, mehr verfeinerte Menschen, andere Verfassungen, Verhältnisse, Lagen und Bedürfnisse machen es daher sogar nothwendig, auch eine den Zeiten angemessene Theologie zu lehren, wenn den Lehrern anders daran gelegen ist (und den Jesuiten war sehr viel daran gelegen), Wirkung durch sie zu thun. Ich dächte daher, sie hätten dieser Resolution wegen, die ihrem Verstand und ihrer Weltkenntniß Ehre macht, viel mehr Beifall

als Tadel verdient. Wurde nicht schon St. Paul Allen Alles? und wußte er nicht zu Athen, zu Ephesus und überall sich und seinen Vortrag sehr klüglich in Zeit- und Localumstände zu fügen?

Haben die Jesuiten das St. Augustinische Lehrgebäude von der Gnade umgeworfen? — Haben sie Waffen für den Deismus geschmiedet? — Ich wasche meine Hände davon; Alles, was ich hierüber sagen kann, ist: daß ich weder der Erste noch der Zweite oder Dritte sein werde, der einen Stein deswegen gegen sie aufhebt. Sie mögen wol allerdings einen kleinen Semi-Pelagianischen Schelm im Nacken haben; aber ich, der mit sich selbst zu thun genug hat, um kein ganzer Pelagianer zu sein (wenn ich es nicht etwa gar schon bin, ohne es zu wissen), möchte ihnen deswegen keinen Proceß an den Hals werfen.

Daß die evangelische Moral durch den Probabilismus aus der Welt geschafft werde, ist ebenfalls eine harte Rede. Die leidigen Jansenisten haben es freilich schon mehr als hundert Jahre durch gesagt und mehr Bücher darüber geschrieben, als ich lesen möchte — denn das einzige lesbare, Pascal's Provinciales, habe ich wol mehr als einmal mit Vergnügen gelesen, ohne jedoch zu irgend einer von den Grazien des heil. Augustin dadurch bekehrt worden zu sein. — Also, gesagt und bewiesen haben sie es freilich oft genug; aber haben es die Jesuiten etwa an Gegenreden und Gegenbeweisen fehlen lassen? — Ich kenne nur eine Moral, mit welcher die evangelische in keinem Widerspruch stehen kann noch darf. Aber wiewol diese einzige Moral sehr deutliche und feste allgemeine Grundbegriffe und Axiome hat, so kann sie doch nicht verhindern, daß es bei der Anwendung derselben auf besondere und einzelne Fälle sehr oft auf Probabilität ankommt, und daß man ohne diese gar nicht durchs Leben kommen könnte. Es ist vor Epiktet und Sokrates so gewesen und wird wol so bleiben, so lange Menschen keine Götter werden. — Haben die Jesuiten ihren Probabilismus oft, auch wol mitunter sehr gröblich gemißbraucht — wie leider alle Menschenkinder mehr oder weniger von je her gethan haben und noch zu thun pflegen —, so haben sie unrecht daran gethan; aber demungeachtet getraue ich mir, wenn es sein müßte, sehr probabel zu machen, daß, den Mißbrauch abgerechnet, viel Wahres an ihrem Probabilismus ist, und man sollte ihnen keinen Vorwurf daraus machen, daß sie tiefer in das menschliche Herz und in die Natur der Dinge hineingesehen haben als Andere.

Was endlich die Andacht zum Herzen Jesu betrifft, so kann ich nicht umhin,

1) die Behauptung, daß der theosophische, aber demungeachtet gut protestantische Dr. Goodwin der erste Urheber dieser Andächtelei gewesen sei, ohne einen stärkern Beweis etwas zweifelhaft zu finden. Aus dem Titel seines Buches wenigstens ist nicht viel zum Vortheil derselben zu schließen, und es hat (sogar meines Wissens) schon lange, sonderlich seit den Zeiten des sogenannten Pietismus, auch Lutherische Geistliche genug gegeben, die von dem Herzen Jesu zu den Sündern in Ausdrücken gesprochen haben, die eine hübsche Grundlage zu Visionen und Andächteleien im Geschmack der holden Marie à la Coque abgeben könnten.

2) Scheint mir die Beschuldigung der Abgötterei, die der Gesellschaft Jesu dieser Andacht zu seinem Herzen wegen so gerade aufgehalset wird, etwas hart und, wenn ich's sagen darf, ein Wenig intolerant zu sein. In unsern Tagen sollte man nie vergessen, daß ein armer Schelm, der vor einem Fetisch kniet, doch immer die Meinung und Absicht hat, seinem Gott zu dienen, so gut er's versteht, und daß es also nicht ganz billig ist, ihn in seiner Andacht (wie albern sie uns auch vorkommen mag) zu stören, und noch unbilliger, ihn deswegen mit einem Titel zu belegen, den er für einen Schimpfnamen aufnimmt, und wodurch ihm seiner Meinung nach großes Unrecht geschieht.

3) Zweifle ich sehr, daß nicht nur die Societät Jesu in corpore, sondern selbst der heißeste und brennendste unter ihren Schwärmern sich's jemals sollte haben einfallen lassen, das Herz Jesu, insofern es ein Muskel ist, der das Blut einnimmt und ausgiebt, zum Gegenstande seiner Anbetung zu machen. Wie mystisch oder wie sinnlich aber auch (nach Beschaffenheit und Receptivität der Subjecte) die von ihnen so eifrig verbreitete Andacht zum Herzen Jesu gewesen sein mag oder noch ist, so dünkt mich doch,

4) es komme ihnen dabei Alles zu Statten, was ihre Glaubensgenossen von uralten Zeiten her zum Behuf der Andacht zu Crucifixen, Gnadenbildern, heiligen Partikeln des wahren Kreuzes u. s. w. geltend gemacht haben. Daß ich mir nicht einfallen lassen werde, die Frage aufzuwerfen, wie überzeugend die Gründe seien, womit diese Art von Andacht gerechtfertigt zu werden pflegt, versteht sich von selbst. Aber

dies kann ich doch wol, ohne irgend eine glaubige oder unglaubige Seele zu ärgern, sagen: wenn Pascal und Arnaud und Nicole und alle die andern heiligen Eremiten von Port-Royal mit ihren Brüdern und Schwestern im Jansenius einen heiligen und wunderthätigen Dorn aus der Dornenkrone Jesu anbeten durften; wenn die Neapolitaner sogar das heil. Blut ihres Monsignor San Gennaro (der doch gegen den Gottmenschen nur ein armer Wurm war) anbeten und nicht nur der Herr Bischof Scipione Ricci, sondern wahrlich alle zwölf Apostel und siebzig Jünger in Person bei dem neapolitanischen Volke übel ankämen, wenn sie nur ein Wort von Abgötterei bei dieser Gelegenheit fallen lassen wollten: warum wird nun gerade von diesem einzelnen Zweiglein eines an viel dickern Aesten und Zweigen so reichen Baumes, wie der Glaube des christkatholischen Volkes ist, so viel Aufhebens gemacht? Warum sollte das Herz Jesu weniger Recht zu Kniebeugungen und andächtigen Anrufungen haben als ein Dorn aus seiner Krone, ein Splitter von seinem Kreuz, eine Windel aus seiner Wiege? Oder (um es gerade heraus zu sagen) warum wird den Jesuiten in einer Kirche, worin es seit uralten Zeiten von Visionen, Wundern und täuschenden Gegenständen einer mystisch-sinnlichen Andacht gewimmelt hat, ein so großes Verbrechen aus ihrer Marie à la Coque und ihrer Devotion zum Herzen Jesu gemacht? Warum sollte sich Christus nicht ebensowol mit Marie à la Coque als mit der heiligen Katharine von Siena oder der heiligen Marie von Genova geistlich haben vermählen dürfen? Warum sollen die Jesuiten nicht ebenso gut als so manche andere Orden in ähnlichen Fällen berechtigt sein, eine auf die Visionen der mehrbelobten Nonne (und also auf eine Art von Thatsachen, die in der katholischen Kirche doch wol nie nach Humischen oder Diderotischen Grundsätzen geprüft worden sind) gegründete Andacht in majorem Dei gloriam und zu mehrerer Erbauung der Glaubigen nach allem ihrem Vermögen auszubreiten? Die Jesuiten haben vor vielen ihrer Gegner den Vorzug, consequent zu sein. Es ist, wo nicht ihr Zweck, doch gewiß eines der vornehmsten Mittel ihres großen Zwecks, die sinnliche Andacht auf alle mögliche Weise zu befördern, weil sie die lebendigste und wirksamste ist. Ist aber nicht etwa der ganze Gottesdienst der Kirche, deren stärkste Stütze sie so lange gewesen sind, auf die möglichste Erweckung und Nährung sinnlicher und bildlicher Andacht einge-

richtet und abgezweckt? Oder ist die ganze werthe Christenheit seit jenem glorreichen Tage, da Jupiter Olympius und Capitolinus durch die Majora im römischen Senate seiner Gottheit und diessfallsigen Possession von undenklichen Zeiten her entsetzt wurde, nicht immer gewohnt gewesen, das unerforschliche, undenkbare und unnennbare Wesen, um es à portée der armen sinnlichen Menschen zu setzen, unter körperlichen Gestalten, Symbolen und Hieroglyphen aller Arten zu verehren? Ich meines Orts finde, daß meine weltbürgerliche Sinnesart sich mit allen Gattungen von Latrien und Dulien meiner Brüder und Schwestern auf dem Erdboden (nur allein Menschenopfer und Dominicanische Glaubensfeste ausgenommen) sehr wohl vertragen kann, und daß es mir um ein großes Theil leichter ankommt, den Jesuiten die Andacht zum Herzen Jesu als — die Pulververschwörung zu verzeihen; wiewol sich freilich auch diese durch die herrliche Maxime, „Coge eos intrare!“ (Nöthige sie, hereinzukommen!) rechtfertigen läßt, von welcher die Jesuiten wenigstens nicht die Erfinder sind.

Da der vorstehende Aufsatz Wieland's als eine Entgegnung auf den Jagemann'schen über die Andacht zum Herzen Jesu anzusehen ist, so erachten wir den Abdruck dieses letzteren zum Verständniß von Wieland's Zugabe als unerläßlich und lassen denselben seinem vollständigen Wortlaute nach hier folgen:

Historische Nachrichten

von der sogenannten

Andacht zum Herzen Jesu.

Was Rastignas, Erzbischof von Tours, von den Jesuiten sagte, „die Absicht ihres Instituts wäre nichts Anderes, als eine dem Evangelio ganz entgegengesetzte Religion einzuführen“, daran läßt sich kaum zweifeln. In der allgemeinen Versammlung, in welcher sie den verschmitzten Kopf Diego Lainez zum General und ersten Nachfolger ihres Stifters Loyola erwählten, wurde festgesetzt: eine den Zeiten angemessene Theologie zu lehren, das ist, nicht das Evangelium, sondern die politischen und sitt-

lichen Veränderungen der Menschen nach Sinnlichkeit und Eigennutz zur Richtschnur der Religion zu wählen. Kein Grundsatz des Christenthums ist so heilig, den sie diesem System nicht aufopferten. Molina, Lessius und Montemajor legten sogleich die Axt an die Hauptwurzel der Religion und bestrebten sich, das Lehrgebäude von der Gnade umzukehren. Hardouin und Berruyer untergruben die Offenbarung selbst und schmiedeten Waffen für den Deismus. Durch den Probabilismus wurde nicht nur die evangelische, sondern auch die natürliche Moral, so viel an ihnen war, aus der Welt geschafft; denn wo ist eine Abscheulichkeit zu ersinnen, die sich nicht in dieser Quelle reinigen und veredeln ließe? Mit der Macht, die sie in Händen hatten, spotteten sie der Inquisition und der Vernunft.

Jedoch waren die Jesuiten bis ins Jahr 1674 noch nicht so weit gekommen, die katholische Welt zu einer förmlichen Abgötterei zu verleiten und einem Muskel, der im menschlichen Leibe das Blut aufnimmt und wieder ausstößt, göttliche Ehre zu beweisen. Ich rede von der überall ausgebreiteten Andacht zum Herzen Jesu. Es ist hier nicht die Rede von der Anbetung des göttlichen Erlösers unter einem symbolischen Bilde, sondern des Herzens selbst, als eines besondern Theils seines Leibes. Die Anbetung hat nicht die göttliche Person, sondern diesen Theil zum unmittelbaren Gegenstand. Denn obgleich der mildere Theil der Herzensanbeter vorgiebt, die Verehrung sei auf das Herz als ein symbolisches Bild und den Sitz der göttlichen Liebe gerichtet, so verliert sie dadurch ebenso wenig den Begriff der Abgötterei als die Anbetung eines jeden andern körperlichen Bildes göttlicher Eigenschaften, und das Herz allein, so viele göttliche Eigenschaften man auch dazudenken mag, ist kein persönlicher Gegenstand der Anbetung.

Wenn man die Analogie zwischen dem unmittelbaren Gegenstand dieser Andacht und dem convulsivischen Gefühl der empfindsamen Herzen betrachtet, so ist es fürwahr ein großes Wunder, warum der erfinderische Geist der Jesuiten nicht selbst auf dieses herrliche Mittel, die Seelen zu gewinnen, verfallen sei. Daß sie kein Bedenken trugen, es von einem Ketzer anzunehmen, zeuget von desselben äußerster Wichtigkeit für ihren Kram.

Der Erfinder war Thomas Goodwin, Präsident des Magdalenen-Collegii zu Oxford,*) ein Arminianer, welcher in

*) Unter Cromwell, um welchen dieser Schwärmer sich verdient gemacht hatte. Unter Karl II. verlor Goodwin diese Stelle wieder.

der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit seinen ascetischen und theosophischen Schriften viel Aufsehens in England erregte. Sein Buch, Cor Christi in coelis erga peccatores in terris, gedruckt im Jahr 1649, enthält das ganze System dieser Andacht und hatte die Absicht, sie in England zu verbreiten.

Der Jesuit La Colombière, welcher als Beichtvater und Prediger der Herzogin von York, nachmaliger Königin, nach London geschickt wurde, fand daselbst eine zahlreiche Secte von Leuten, die nach Goodwin's Vorschrift das fleischerne Herz Jesu als symbolisches Bild der göttlichen Liebe anbeteten. Er erstaunte über die Neuheit einer so entzückenden Andacht, welche der fruchtbaren Erfindsamkeit seiner Ordensbrüder so lange entgangen war, und brachte sie, wie ehedem Kaiser Caligula seine Spolia Oceani, gleichsam im Triumphe mit sich nach Frankreich zurück, um sie daselbst in ein viel glücklicheres Erdreich zu verpflanzen, wo sie durch himmlische Visionen und Wunderwerke tiefe Wurzel schlagen und durch eine Legion Apostel in die vier Welttheile ausgebreitet werden sollte.

Zu Paray le Monial im Gouvernement Bourgogne lebte damals im Kloster *de la Visitation* eine Nonne, Namens Marie à la Coque, die in ihren himmlischen Visionen oft das Glück hatte, sich mit Christo vertraulich zu unterreden. Der Ruf ihrer Heiligkeit hatte sich durch ganz Frankreich verbreitet. Selbst der berühmte Vertheidiger der Bulle Unigenitus, Johann Joseph Languet, nachmaliger Erzbischof zu Sens, welchen selbst der gepriesene Bossuet seiner Hochachtung würdigte, war ein enthusiastischer Verehrer dieser heiligen Schwärmerin und gab im Jahr 1729 eine sehr ausführliche Lebensbeschreibung in 4° von ihr heraus, welche, in die italienische Sprache übersetzt, zu Venedig und Rom im Druck erschienen ist. Es ist zu bewundern, wie ein vernünftiger Mann so viel einfältiges und lächerliches Zeug für seine Zeitgenossen, ich will nicht sagen für die Nachwelt, aufzeichnen und niederschreiben konnte. Er war aber ein großer Anhänger der Jesuiten, die sich der frommen Mummereien dieser Nonne zu ihren Absichten bedienten. In einer Vision verlangte der Sohn Gottes ihr Herz. Sie bot es ihm dar, er nahm es ihr sichtbarlich aus der Brust, schloß es in das seine und gab es ihr zum Unterpfand seiner Liebe wieder, mit den Worten: „Hinfüro sollst Du die Geliebte meines Herzens sein." In einer andern Vision zeigte ihr Christus die Seelen des Fegfeuers, worunter sich einige befanden, die kein anderes Merkmal

der Prädestination an sich hatten, als daß sie in ihrem Leben Gott nicht gehaßt hätten. Mit dergleichen Auftritten, wo die Jesuiten ihre Köpfe hinter den Scenen hervorstrecken, sind die Visionen dieser Nonne angefüllt.

Dieses vortreffliche Werkzeug wählten die Jesuiten, das herrliche Pflänzchen, welches der Pater La Colombière zum Heil der Welt aus England mit sich gebracht hatte, zu pflegen. Im Jahr 1674 betrat sie mit dieser heiligen Farce die Schaubühne. Ihr göttlicher Bräutigam erschien ihr, zeigte ihr sein liebevolles Herz und sprach: er wäre entschlossen, in diesen letzten Zeiten alle Schätze und Fülle seiner Liebe über die glaubigen Seelen auszuschütten, die sich einer besondern Verehrung seines Herzens widmen würden, und befahl ihr, dem P. La Colombière, seinem Knecht, zu sagen, daß er seinem Herzen ein jährliches Fest stiften, diese Andacht nach allen Kräften ausbreiten und allen Denen, die sich derselben ergeben würden, die Sicherheit ihrer Prädestination und Seligmachung verkündigen sollte.

Die Jesuiten schickten sich mit allem Eifer an, dem himmlischen Rufe zu folgen. Es erschienen auf einmal in allen Welttheilen und in allen Sprachen eine unzählige Menge gedruckter Büchelein, Kupferstiche und Medaillen mit Herzen, die mit Dornenkronen, mit emporlodernden Feuerflammen, mit durchbohrenden Schwertern oder andern symbolischen Merkmalen bezeichnet waren. Man theilte Scapuliere, Tag und Nacht auf der Brust zu tragen, und fiebervertreibende Zettel zum Einschlucken aus. In Spanien war keine Nonne, die nicht mit einem Herzen von rothem Tuch, um es auf bloßem Leibe zu tragen, von den Jesuiten beschenkt wurde. In allen Welttheilen, in allen katholischen Städten wurden Brüderschaften errichtet, Passionsmessen und neuntägige Andachten dem Herzen Jesu zu Ehren gestiftet und Lobpredigten auf selbiges gehalten. Die Proselyten mußten vor dem heiligsten Sacrament des Altars dem Herzen Jesu eine ewige Treue angeloben, und einem Jeden wurde die Vermehrung und das Wachsthum dieser neuen Andacht auf die Seele gebunden; ja, es wurde als das einzige Merkmal eines wahren Herzensverehrers angesehen, wenn er einen brennenden Eifer bezeigte, Proselyten zu machen. Sie machten diese Andacht in ihren Predigten und Schriften zu einem nothwendigen Mittel, das Heil der Seele zu erwerben. . . . . Daher war es kein Wunder, daß sich die Herzensverehrer in kurzer Zeit wie der Sand am Meere in der ganzen katholischen Christenheit vermehrten.

Die Bischöfe billigten und bestätigten die Brüderschaften und weiheten Kirchen, Altäre und Capellen zur Beförderung dieser Andacht. Könige und Königinnen kamen beim päpstlichen Stuhl mit Bittschriften ein, damit ein eigenes Officium im Brevier und Chor und eine eigene Messe bei der Feierlichkeit des jährlichen Hauptfestes verstattet würde, und selbst zu Rom entstanden und blüheten Brüderschaften der Andacht zum Herzen Jesu.

Zur Empfehlung dieser neuen Gottesverehrung ließen es die Jesuiten weder an Prophezeihungen noch Wunderwerken fehlen. Einem ihrer Novizen, Namens Cälestin, welcher zu Rom an Convulsionen tödtlich krank lag, verkündigte der h. Aloysius Gonzaga sein Aufkommen, weil er sich dem Apostolat des Herzens Jesu besonders zu widmen Willens war.*) Die Nonne à la Coque weissagte, die Societät würde auf den höchsten Grad der Macht und des Reichthums gelangen. — Im Jahr 1722 soll die Stadt Marseille durch diese Andacht von der Pest befreiet worden sein. — Die Leiche eines großen Herzensverehrers, Namens Girolami zu Neapel, ergoß himmlische Wohlgerüche.**) — Zu Amberg in der obern Pfalz bekehrte sich plötzlich ein verstockter Sünder, da er zum Richtplatz geführt wurde, bei dem Anblick eines in Kupfer gestochenen Heilandes, der auf sein Herz weiset und die Sünder zur Gegenliebe einladet.

Von den Bischöfen und vernünftigen Personen hatten die Jesuiten die Duldung und Billigung dieser Andacht durch den Vorwand, sie wäre nicht auf das fleischige und körperliche, sondern auf das symbolische Herz Jesu, worunter jene die göttliche Liebe selbst verstanden, erschlichen. Sobald aber durch die Broschüren und Schriften der Jesuiten Gallifet, Croisset, Darouville und unzähliger Anderer an den Tag kam, daß die Anbetung unmittelbar an das materielle Herz als einen besondern Theil des mit der Gottheit vereinten Menschen gerichtet wäre, so erhub sich eine große Menge Gegner wider dieselbe, besonders in Italien und Frankreich. Doch hatte sie in den Gemüthern der Fürsten und Völker so tiefe Wurzeln geschlagen, und die Bischöfe standen so sehr unter dem Joch der Jesuiten daß sie sich überall aufrecht erhielt.

Seit dem Jahre 1697 gaben sich die Jesuiten alle Mühe,

*) Er starb nach drei Jahren an der nämlichen Krankheit zu Frascati.

**) Da der Erzbischof Spinelli die Sache untersuchte, kamen die Gerüche aus dem Kopfkissen.

vom Römischen Stuhl ein eignes Officium und eine eigene Messe für das jährliche Hauptfest dieser Andacht zu erlangen; ihre brennenden Wünsche wurden aber erst im Jahr 1765 von dem Papst erfüllt, der ihren Orden durch seine allzu große Gewogenheit zu Grund gerichtet hat. Sie ermangelten nicht, diese Bewilligung als eine päpstliche Bestätigung ihres abergläubischen Dienstes auszuposaunen; allein wer das Breve selbst lieset, der findet wenigstens, daß diese Andacht nicht an das körperliche, sondern an das figürliche Herz gerichtet werden darf. Der Abgötterei allen Hinterhalt abzuschneiden, würde freilich der Papst besser gehandelt haben, wenn er die Anbetung gerade auf die göttliche Person gewiesen hätte. Ohne Zweifel wollte er seinen Lieblingen einen Schlupfwinkel offen stehen lassen und ihren Gegnern durch den zweideutigen Ausdruck, der dieser neuen Gottesverehrung einen glänzenden Anstrich giebt, Staub in die Augen streuen.

Dieser falsche Glanz, der gleich von Anfang die Vorsteher der Kirche blendete, da sie dem abgöttischen Dienst den Eingang verstatteten, verleitet auch noch heut zu Tage die Meisten, demselben kein Hinderniß in den Weg zu legen. Das Beispiel der toscanischen Bischöfe, besonders des berühmten Scipione Ricci, hat noch wenige Nachfolger gefunden, ob es gleich viele Kirchenvorsteher giebt, deren Macht weit über die harten Verfolgungen, denen Jener ausgesetzt war, erhaben ist.

Eben diese Verfolgungen beweisen so klar wie der helle Mittag, wie viel den Loyoliten, auch nach der Abschaffung ihrer Societät, an der Erhaltung dieser Andacht gelegen ist. Da Ricci auf den bischöflichen Stuhl zu Pistoja erhoben wurde, suchten sie die Bestätigung derselben durch einen Kunstgriff zu erschleichen. Er wurde ersucht, eine Kirchenglocke einzuweihen, auf welcher die Worte: In honorem SS. Cordis Jesu, eingegraben waren. Da er fragte, wem sie geheiliget sein sollte, überreichte man ihm ein Papier, worauf die Worte: In honorem Domini nostri Jesu Christi, geschrieben waren, und man versicherte, dies wäre die Aufschrift der Glocke. Da er aber die Blumen und grünen Blätter, womit die Aufschrift bedeckt war, wegräumen ließ, fand er, daß die Glocke dem Herzen Jesu geheiliget war. Er ließ die Worte abschaben und gab im Jahr 1781 einen Hirtenbrief heraus, in welchem er die Andacht zum Herzen Jesu in seinen Kirchsprengeln von Pistoja und Prato abschaffte. Dieser Hirtenbrief ist so gründlich und mit so vieler Salbung abgefaßt, daß er

nicht nur in vielen Städten Italiens wieder aufgelegt, sondern auch zu Paris und Utrecht ins Französische, zu Wien ins Deutsche und von Johann Agemi für die katholischen Drusen ins Syrische übersetzt worden ist. Die Loyoliten fanden sich hierdurch so sehr beleidiget, daß sie Himmel und Hölle wider den guten Bischof in Bewegung setzten. Sie erregten einen gefährlichen Aufruhr wider ihn unter dem Volke, sie verschrieen ihn öffentlich als einen Ketzer, schlugen an die Thür der Domkirche einen Zettel mit den Worten: Orate pro episcopo nostro heterodoxo! und verschwärzten ihn bei dem Großherzoge als einen schlechten Verwalter der bischöflichen Güter. Viele seiner Freunde verließen ihn, und unter hundert andern Fürsten, die nicht mit eigenen Augen zu sehen gewohnt gewesen wären, war sein Fall gewiß.

Seit der Entstehung dieser Andacht sind zu allen Zeiten wichtige Schriften wider dieselbe erschienen, welche durch die Uebermacht der herrschenden Loyoliten entkräftet und unterdrückt wurden. Sie ist aber nie so gründlich und freimüthig als nach der Aufhebung der Societät, besonders in gegenwärtigen Zeiten und in Italien, bestritten worden. Was der Bischof Scipione Ricci in seinem Hirtenbriefe, was der Abt Marcello del Mare in seinem zu Pistoja 1781 gedruckten Buche, Pregiudizi legittimi contro la nuova devozione al cuor carneo di Gesù, was der Advocat Blasi in seiner Dissertatio commonitoria suimet interpres et vindex, der General-Procurator des Augustinerordens Giorgi und der unbekannte Verfasser der Riflessioni sopra l'origine, la natura ed il fine della Divozione al Cuor di Gesù — Napoli 1780, in den letzten Jahren dawider vorgebracht haben, übertrifft Alles und hat auch unter dem Volk sehr viel gefruchtet. Der Autor des Werks Saggi Teologici, Lugano 1773, bekennt, das Buch des Herrn Adv. Blasi habe allein die Hälfte der Herzensandächtler in Italien von ihren Altären getrennt.

Je mehr aber und je gründlicher von allen Seiten her dargethan wird, daß diese Andacht zum Herzen Jesu, als einem besondern Theil des göttlichen Erlösers gerichtet, eine Abgötterei sei, desto eifriger fahren die zerstreuten Loyoliten fort, dieselbe (auch im gröbsten Verstande an das körperliche Herz gerichtet) mit Scheingründen und spitzfindigen Distinctionen zu vertheidigen. Es hat vor einigen Jahren sogar ein Bischof von Lodeve in Frankreich, Namens Jean Felix Henri de Fumel, ein Buch unter dem Titel Le culte de l'Amour de Dieu, ou la Dévotion

du sacré Coeur de Jésus-Christ zur Vertheidigung derselben geschrieben.

Dieses Buch ist gewissermaßen sehr merkwürdig. Der Bischof, welcher in den Geheimnissen der Loyoliten eingeweihet zu sein scheint, bekennt offenbar, „das Herz Jesu sei heut zu Tage der Mittelpunkt der Wiedervereinigung der getrennten Glieder der aufgehobenen Societät; durch dasselbe vereinen sich im Geist zu gewissen Stunden des Tages alle ihre Getreuen, so weit sie auch von einander entfernt, und von welchem Stande und Nation sie auch sein mögen. . . . . Unter dem Namen des Herzens Jesu würden Häuser erbauet und Brüderschaften errichtet. Diese verbreiteten und vervielfältigten sich von Tag zu Tag mehr und gäben dem Heiligthum Priester und Leviten und den Städten und Dörfern Missionäre und Apostel."

Dieses bestätiget sich durch ein Büchlein, welches im Jahr 1778 in Frankreich unter dem Titel Explication d'un Emblème symbolique de la Société herauskam. Das geheimnißvolle Bild, welches in Kupfer gestochen sich dabei befand und erklärt wurde, war folgendes. Man sah auf demselben 1) zwei mit Strahlen umgebene Herzen, von Jesu und Maria, aus welchen sich Feuerflammen erhuben. Sie nahmen die vornehmste Stelle des Bildes ein, und alle die übrigen Figuren bezogen sich auf dieselben. 2) Die drei göttlichen Personen über den Herzen, welche auf dieselben zeigen und großen Antheil an dem Schicksal der herumstehenden Jesuiten zu nehmen scheinen. 3) Die Mutter Maria mit dem Stifter und andern Häuptern der Societät, die sie Gott dem Vater vorstellt. Ihr äußerst trauriges Angesicht scheint Wehklagen über ihr unglückliches Schicksal auszudrücken. 4) Eine Menge Jesuiten auf beiden Seiten, welche die zwei Herzen anbeten und die ganze Hoffnung ihrer Wiederherstellung darauf gegründet zu haben scheinen. 5) Ein Schiff im Hintergrund des Bildes auf stürmischen Wellen, welches die gescheiterte Societät bedeutet, mit der Ueberschrift: „Eritis odio omnibus propter nomen meum", die ihnen als eine Weissagung des Heilandes, dessen Namen sie tragen, zur Stärkung gereichen soll. Dabei werden sie durch eine andere Aufschrift: „Qui autem perseveraverit usque ad finem, hic salvus erit", ihres Wiederaufkommens versichert. Hierher beziehen sich auch zwei andere Sprüche, die über den Jesuiten stehen, Filii mei sunt, und Nomen meum ibi cunctis diebus. 6) Ein Jüngling, von einem Engel geführt, welcher sich in das von Wellen bestürmte Schiff mit Gewalt

werfen will und vom Engel auf die zwei Herzen, als auf den Polarstern und Mittelpunkt der Wiedervereinigung, gewiesen wird, wodurch ihr heimliches und zum Theil öffentliches Bestreben, die Societät zu rekrutiren, angedeutet wird. Alle die Jesuiten, welche die Hauptfiguren umschließen, verrathen verschiedene Gemüthsbewegungen, gleichen sich aber insgesammt in der anbetenden Verbeugung vor den zweien Herzen. Diese halten sie für das Zeichen ihrer unzertrennbaren Vereinigung, für das Merkmal, daß Gott mitten unter ihnen ist, und für ein unüberwindliches Schild, von welchem alle Pfeile der Verfolgung auf ihre Feinde zurückprallen werden. Dabo eis scutum cordis, so sagt noch ein anderer Spruch, der sich darauf befindet. Gleiche Bilder und Gemälde sollen sie in den neuesten Zeiten in die ihnen vergönnten Kirchen und Capellen in Weiß-Rußland und in Petersburg eingeführt haben.

Die Absicht der Andacht zum Herzen Jesu liegt nun offenbar am Tage. Sollte diese nicht durch rühmlichere Mittel erlangt werden können? Da die Loyoliten durch Erfahrung gelernt haben, daß die geistlichen Harlequinaden nicht mehr in unsere Zeiten passen, so sollten sie, statt die Menschen durch finstere und verstockende Andächteleien länger täuschen zu wollen, die Aufklärung des Verstandes und Verbesserung des Herzens zum Mittelpunkt ihrer Wiedervereinigung wählen. Welches Land würde sich nicht glücklich schätzen, einen Orden, der sich ganz dem Unterricht der Jugend widmete und nichts als Wahrheit und unverfälschte Tugend lehrte, zu besitzen?

Ueber weibliche Bildung.

Die beiden ersten der nachfolgenden Aufsätze, denen der frühere Herausgeber der Werke Wieland's, J. G. Gruber, die auch in gegenwärtiger Ausgabe beibehaltene gemeinsame Bezeichnung: Ueber weibliche Bildung, gegeben hat, sind zwei von einander ganz unabhängige und zu sehr verschiedener Zeit entstandene Arbeiten: Nr. I die Vorrede zu der von Reinhold 1786 begonnenen „Damenbibliothek", und nach dieser hier wörtlich abgedruckt unter Beseitigung der willkürlichen und unberechtigten Aenderungen der Gruber'schen Ausgabe, Nr. II eine Anzeige von Schiller's „Historischem Kalender für Damen für das Jahr 1791" im Teutschen Merkur 1791, I. S. 197—210, hier gleichfalls ohne Weglassungen vollständig abgedruckt. Da der deutsch-nationale Gesichtspunkt, welchen Wieland in dieser Recension ganz besonders in den Vordergrund stellt, sich in der Vorrede zu dem Jahrgang 1792 des „Historischen Kalenders für Damen" noch weiter ausgeführt findet, so erschien es angemessen, diese Vorrede unmittelbar an die obigen beiden Aufsätze anzuschließen.

I.

Vorrede

zu der

Allgemeinen Damenbibliothek.[1])

Daß die männliche Hälfte des Menschengeschlechtes sich keines ausschließenden Rechts an die Vortheile, die aus der Cultur der Wissenschaften entspringen, anzumaßen habe, und daß die andere Hälfte, die aus unsern Müttern, Gattinnen, Schwestern und Töchtern besteht und zu unsrer Erhaltung und Glückseligkeit so unentbehrlich ist als wir zu der ihrigen, ebensowol gegründete Ansprüche an alle Mittel zur Aufklärung, Bildung und Verschönerung ihres Geistes und Herzens mit auf die Welt bringe als wir: eine so stark in die Augen leuchtende Wahrheit kann in unsern Tagen wol keine Frage mehr sein, und am Allerwenigsten soll sie es unter einer Nation sein, die sich schon in ihren ältesten Zeiten durch ihre Hochachtung des weiblichen Geschlechtes und durch thätliche Anerkennung seiner Rechte an Freiheit und Theilnehmung an den edelsten Angelegenheiten und Vergnügungen des unsrigen vor den meisten Völkern der Erde ausgezeichnet hat. Diesen edlen Charakterzug hatten die alten Germanen mit den Griechen und Römern gemein. Während das Weib in der ganzen übrigen Welt, ent-

---

[1]) „Allgemeine Damenbibliothek. Eine freie Uebersetzung des französischen Werkes dieses Namens, mit zweckmäßigen Veränderungen und Zusätzen und einer Vorrede von Herrn Hofrath Wieland", I. Bd. Leipzig 1786. Der nicht genannte Herausgeber der Damenbibliothek, von welcher 1786 bis 1789 im Ganzen sechs Bände erschienen, war Wieland's späterer Schwiegersohn K. L. Reinhold. Wieland's Vorreden zu Bd. II. u. III. der Damenbibliothek sehe man in Theil XXXVII. — A. d. H.

weder durch eine unnatürliche Unterdrückung zur Sclavin des Mannes herabgewürdigt, mit den mühseligsten Arbeiten belastet und zu der schnödesten Behandlung verdammt war, oder als bloßes Werkzeug der Ueppigkeit in vergoldete Kerker eingesperrt, von gestümmelten Halbmenschen schimpflicherweise gehütet wurde, lebte sie in dem von unserm Stamme bevölkerten Europa von je her mit dem Manne auf gleichem Fuße und war, was sie nach den Absichten der Natur sein soll, seine Gehilfin, Freundin und Rathgeberin.

Freilich hatte die Gattin eines alten Germaniers, um ihrem Manne Alles dies zu sein, keines durch Wissenschaften entwickelten Verstandes vonnöthen. Die Natur, welche uns mit Fähigkeiten und Anlagen, die in gewissem Sinne keine Grenzen haben, ausstattet, hat auch für Mittel gesorgt, wodurch diese Anlagen unter allen Umständen, in welche sie uns setzt, auf jeder Stufe des Lebens und der Cultur, worauf wir uns befinden, hinlänglich und zweckmäßig entwickelt werden; und ein Mehreres würde uns oft nur unnütz und lästig sein. Was wollte ein ungebildeter roher Krieger oder Landmann mit einer so fein ausgebildeten und vollkommenen Frau angefangen haben, wie z. B. Plinius die liebenswürdige Fannia schildert? — Oder, wenn eine Fannia eben dadurch, weil sie in einem so hohen Grade vollkommen war, auch selbst für einen solchen Mann immer ein gutes Weib abgegeben hätte, wie viele von ihren Vorzügen, wie viele Grazien ihres Geistes, wie viele angenehme und in andern Umständen sogar nützliche Gaben und Geschicklichkeiten würden gleichwol für den braven Mann verloren gegangen sein! Aber eben deswegen muß die Cultur bei beiden Geschlechtern einen verhältnißmäßig gleichen Schritt halten, und wenn die Wissenschaften und die Künste der Musen ihre glücklichen Einflüsse über die höhern Classen einer Nation zu verbreiten anfangen, so wäre es nicht nur ungerecht, sondern ungereimt und unserm eigenen Vortheile zuwider, das weibliche Geschlecht von Theilnehmung an denselben deswegen ausschließen zu wollen, weil unsere Urmütter ohne Wissenschaften und Literatur Muster von Klugheit, Treue, Muth und Keuschheit*) waren, so wie es noch in unsern Zeiten hier und da

*) S. Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", 2. Bd. S. 95 und die folgenden, worin der Naturcharakter des Weibes mit den feinsten und wahrsten Zügen geschildert ist.

Frauen giebt, die, ohne die Vortheile einer feinen Erziehung genossen zu haben, vortreffliche Gattinnen und Mütter und wahre Vorbilder jeder menschlichen und häuslichen Tugend sind.

Die immer seltener werdenden Beispiele dieser letztern beweisen indessen gegen die Vortheile, welche der weiblichen Hälfte einer cultivirten Nation durch Theilnehmung an der gemeinsamen Aufklärung zuwachsen, nicht mehr als die Beispiele, daß man blos durch ein glückliches Naturell ein Künstler, ein Feldherr, ein Dichter, kurz, Alles, wozu uns die Natur machen will, werden kann. Wenn es auch nicht wahr wäre, daß selbst diese Günstlinge der Natur durch wissenschaftliche Ausbildung es noch weiter gebracht haben würden, so wird doch immer wahr sein, daß die Meisten ohne dieses Hilfsmittel weit unter demjenigen bleiben, was sie ihrer Lage und Bestimmung nach sein sollten und bei gehöriger Cultur geworden wären. Kurz, wenn es für jede Nation einen Zeitpunkt giebt, wo sie der Aufklärung und Verfeinerung durch Wissenschaften und Musenkünste nicht ohne großen Nachtheil entbehren kann, so gilt dies auch von dem weiblichen Geschlechte; und die Ausnahmen beweisen ebenso wenig gegen die Regel, als der Mißbrauch etwas gegen den rechten Gebrauch entscheiden kann.

Wenn also die Rede von dem Antheil ist, der dem schönen Geschlechte an der Nationalcultur, insoferne sie durch Kenntnisse und Wissenschaften befördert wird, gebühret, so fragt sich nicht, ob sie zu demselben berechtigt seien (denn dies kann unter einer aufgeklärten Nation keine Frage sein), sondern blos, worin er bestehe, und welche Grenzen die Damen ihrer Wißbegierde etwa zu setzen haben möchten.

Käme es bei dieser Frage blos auf ihre Fähigkeiten an, so würde weder irgend eine Wissenschaft zu schwer noch irgend eine Stufe derselben zu hoch für sie sein; denn es ist wol keinem Zweifel unterworfen, daß wir uns in diesem Stücke keines natürlichen Vorzuges anzumaßen haben. Es ist längst aus Beispielen und Thatsachen offenbar, daß sie nicht nur Alles, was die scharfsinnigsten Männer in den höhern Wissenschaften erfunden haben, zu verstehen und sich eigen zu machen fähig sind, sondern daß sie in Werken des Geistes, zumal wo es auf Lebendigkeit der Imagination, Zartheit des Gefühls, Schönheit der Gesinnungen und Feinheit des Geschmackes ankommt, Stufen erstiegen haben, die uns kaum erreichbar sind. Wie ansehnlich würde das Register der Damen sein, welches wir (von den

Griechinnen und Römerinnen nichts zu sagen) nur aus den neuern Zeiten, von der schönen Christine von Pisan bis auf diesen Tag, zum Beweise dieser Wahrheit aufführen könnten, wenn sie eines Beweises nöthig hätten! Wir sind hievon so überzeugt, daß wir es für unartig halten würden, der edlen jungen Spanierin Donna Maria Isidora Quintana de Guzmann y la Cerda, die sich vor einigen Monaten mit so großem Gepränge den philosophischen Doctorhut zu Alcala aufsetzen ließ, sogar die Behauptung, daß eine Dame einen akademischen Lehrstuhl mit Ruhm ausfüllen könnte, streitig machen zu wollen, zumal nachdem in Italien die beberühmte Laura Bassi den Beweis bereits durch die That geführt hat.

Also nicht die Fähigkeiten, sondern blos die angeborene Bestimmung des weiblichen Geschlechtes und der eigene Wirkungskreis, welchen die Natur ihren Gaben und Tugenden angewiesen, geben uns den wahren Gesichtspunkt an, aus welchem das Recht der Frauen an wissenschaftliche Bildung genauer zu bestimmen ist. Und wie glücklich ist es nicht für sie, daß sie aus diesem Grunde so vieler Plage des Geistes, so vieler nur zu oft unnützen Arbeiten, woran wir unsre innern und äußern Sinne ermüden und abstumpfen müssen, gänzlich überhoben sind! — daß sie blos der Früchte genießen dürfen, deren mühsame Erzielung uns obliegt; daß sie auch unter diesen immer die schönsten und schmackhaftesten auswählen und gleich dem Blumenvogel, den die Griechen zum Bilde der Seele gemacht haben, ihren Geist nur mit den lieblichsten Blüthen und Düften des Musenhügels, nur mit dem reinsten Nektar der Philosophie nähren dürfen — kurz, daß sie aller Kenntnisse und Studien entbehren können, die nicht unmittelbar dazu dienen, sie weiser, liebenswürdiger und glücklicher zu machen.

Genauer läßt sich die Grenzlinie nicht wohl ziehen, welche (wenn ich so sagen kann) den weiblichen Antheil an den Wissenschaften von dem unsrigen scheidet, oder vielmehr, es giebt im Grunde gar keine solche Linie, über welche einer Dame nicht erlaubt wäre, sich hinauszuwagen, wenn sie sich von innen dazu berufen fühlt und von außen durch keine dringenden Pflichten oder andre Hindernisse zurückgezogen wird. Fähigkeiten, besondre Anlage, Muße, Stand und Gelegenheit entscheiden hier über mehr oder weniger, und wenn eine Anna Maria von Schurmann sich berufen fühlte, auch die Rab-

binen zu studiren, eine Anna Dacier, den Homer und Aristophanes zu commentiren, eine Katharina Macaulay, mit den Sallusten, Machiavellen und Guicciardinen um den Lorbeer der Geschichtsmuse zu ringen, und das siebzehnjährige Fräulein Donna Maria Isidora Quintana de Guzmann y la Cerda, öffentlich mit 158 knasterbärtigen Doctoren zu disputiren: wer kann etwas dagegen einzuwenden haben — so lange ihre Väter oder ihre Männer zufrieden sind?

Denn nicht blos das Unentbehrliche oder auch das Nützliche in Rücksicht auf den kleinen Zirkel, worin wir uns bewegen, auch das bloße Vergnügen, zu wissen, was an sich wissenswerth ist, und der Kräfte unsers eigenen Geistes, des innern Schatzes, der in unsern eigenen Herzen verborgen liegt, mit einem Worte, aller der angenehmen Empfindungen zu genießen, womit eine Seele sich bereichert, die ihren Sinn für das Wahre, Große und Schöne in den Werken der Natur und Kunst gebildet und geschärft hat — auch dies ist ein würdiger Zweck, ja, er ist der edelste unter allen, und ist es eben darum, weil er sich nicht auf Nothdurft und Nutzen einschränkt, sondern den Geist angewöhnt, an dem, was wahr, schön und erhaben ist, ohne andere Rücksicht, als weil es dies ist, inniges Wohlgefallen zu finden und sich daran als an einer seinem Wesen homogenen Geisterspeise zu weiden. In diesem Sinne kann man sagen, der edelste und reinste Zweck der Wissenschaft sei — die Wissenschaft selbst, so wie das Schöne edler ist als das Nützliche, weil dieses nur wegen seiner Beziehung auf unsre körperlichen Bedürfnisse, Verhältnisse und zufälligen Umstände ein Gegenstand des Begehrens ist, jenes hingegen blos wegen der reinen Befriedigung, die unsre Seele in seinem unmittelbaren Genuß und Anschauen findet, geliebt wird.

In beiden Fällen aber, meine liebenswürdigen Leserinnen, es sei nun, daß Sie Sich blos auf das Nothdürftige und Brauchbare oder auch nur auf das angenehm Unterhaltende und Zeitkürzende in der Wahl Ihrer Lectüre einschränken, oder daß Sie (was freilich nur bei den Wenigsten stattfinden kann) die Vervollkommung Ihres Geistes durch Wissenschaften und Kunst zur Hauptsache Ihres Lebens machen wollten: in beiden Fällen sind eine Menge mannichfaltiger elementarischer Kenntnisse vonnöthen, die Ihnen unentbehrlich sind, um in Ihrem einsamen Cabinette in dem belehrenden und ergetzenden Umgang mit den schönsten Geistern der Alten und Neuern sich desto besser

zu gefallen und außer demselben in der Gesellschaft, in welcher Sie leben, dem Vorwurf einer Unwissenheit zu entgehen, der in unsern Tagen für Personen von gewissen Classen etwas sehr Unangenehmes hat. Es sind nur wenige vorzügliche Werke des Geistes, oder es giebt vielleicht gar keines, selbst unter denen, die nichts als Empfänglichkeit für Bilder und Empfindungen vorauszusetzen scheinen, welche man recht verstehen, recht genießen, geschweige denn recht beurtheilen könnte, ohne eine Menge kleiner Kenntnisse zu besitzen, die in alle Arten von Wissenschaften einschlagen.

In dieser Rücksicht, und weil ich eine encyklopädische Sammlung aller der wissenschaftlichen Begriffe und Kenntnisse, welche ein Frauenzimmer von gewissem Stande zur Lectüre der besten Schriftsteller und überhaupt als Grundlage zu allen fernern Erweiterungen und Verschönerungen ihres Geistes sich eigen zu machen hat, schon lange für ein gemeinnützliches wünschenswürdiges Werk ansah, erregte die zu Anfang dieses Jahres von einer Gesellschaft von Gelehrten angekündigte Bibliothèque universelle des Dames meine Aufmerksamkeit und Erwartung in gleichem Grade. Man konnte, dachte ich, mit Rechte aus dem Mittelpunkt der besten Köpfe einer Nation, die es an Cultur und Verfeinerung allen andern zuvorgethan hat, aus dem Athen des heutigen Europa, von einer gelehrten Gesellschaft, welche für die schönere Hälfte einer so ausgebildeten und geschmackvollen Nation wie die französische arbeiten will und sich hiezu mit einem so reichen Ueberflusse der besten Hilfsmittel versehen sieht, etwas Vortreffliches, der Vollkommenheit nahe Kommendes in dieser Art erwarten, und in dieser billigen Erwartung munterte ich einen meiner gelehrten Freunde, dessen mir genau bekannte Geschicklichkeiten dieser Arbeit hinlänglich gewachsen sind, auf, sich der Arbeit zu unterziehen, dieses Werk, so wie es nach und nach erscheinen würde, auf deutschen Boden zu verpflanzen, jedoch so, daß er sich das Recht vorbehielte, nöthigen Falles wegzulassen, zusammenzuziehen, zu verändern, zu berichtigen und hinzuzuthun, was wir nöthig finden würden, um dieses Werk unsern Landesmänninnen desto brauchbarer und nützlicher zu machen. Mein Freund übernahm dieses Geschäfte um so williger, da er, in gleichem Zutrauen zu den französischen Unternehmern, sich versprach, daß die verbessernde Hand nur selten nöthig sein und das Vergnügen der Arbeit die Mühe derselben reichlich vergüten würde. Jedoch machte er mir

zur Bedingung, daß ich ihn mit meinem Rathe dabei unterstützen und die Aufsicht über seine Arbeit führen sollte; eine Bedingung, die ich, so weit meine Kräfte reichen, mit desto größerm Vergnügen übernahm, da mir nichts angenehmer sein kann, als einen Theil meiner Zeit einem Geschlechte zu widmen, welches ich ehren und lieben werde, so lange ich etwas lieben kann, und um welches mir einige Verdienste zu machen von früher Jugend an einer meiner angelegensten Wünsche war.

Ich kann eben nicht hinzusetzen, daß die Erscheinung der zwölf ersten Bändchen der Bibliothèque universelle des Dames meine Erwartung übertroffen habe. Vielleicht war sie etwas zu hoch gespannt und einem Ideal gleich, welches zwar in meinem Kopfe sitzt, aber dessen Ausführung gleichwol meine eigenen Kräfte weit übersteigt. Wie könnte ich den französischen Verfassern übel nehmen, daß es nicht das ihrige ist? Indessen sehe ich doch, daß der erwähnte Vorbehalt nicht ganz überflüssig war, und daß man es uns an Gelegenheiten, ihn auszuüben (so viel sich vor der Hand davon urtheilen läßt), nicht fehlen lassen wird.

Dies ist Alles, was ich dermalen über die Entstehungsgeschichte der verdeutschten Damenbibliothek, von welcher hier der erste Band geliefert wird, zu sagen habe. Da, dem Versprechen der Verlagshandlung so viel möglich Genüge zu leisten, dieser Band noch in gegenwärtiger Messe erscheinen sollte, so kann das, was wir zu thun gedenken, um das französische Werk unsrer eigenen Idee etwas näher zu bringen, nach dieser Probe noch nicht völlig beurtheilt werden. Indessen wird man doch hier und da manche Spuren unsers guten Willens wahrnehmen und unter Andern die kleine Einleitung in die Chronologie zu besserm Gebrauch unsrer deutschen Leserinnen ganz umgearbeitet finden.

Geschrieben zu Weimar, den 30. September 1785.

II.

Ueber den

Historischen Kalender für Damen für das Jahr 1791

von

Friedrich Schiller.

Man erweiset diesem zweiten Jahrgang des Historischen Kalenders für Damen bloße Gerechtigkeit, wenn man ihm unter allen Taschenbüchern dieser und ähnlicher Art die erste Stelle einräumt. Ich setze, wie billig, voraus, daß derjenige Theil des Publicums von beiderlei Geschlechte, welchem die Stimmfähigkeit bei Beurtheilung solcher literarischer Unternehmungen zukommt, mit dem Verleger darin übereinstimme, daß ein Taschenkalender deswegen, weil er vornehmlich zum Gebrauch des schönen Geschlechts bestimmt ist, nicht zu einem so frivolen Inhalt verurtheilt sei, wie ihn vielleicht der leichtsinnigste, am Wenigsten gebildete und also der Bildung am Meisten bedürftige Theil des letztern wünschen und erwarten möchte.

Frivolität ist keine Ingredienz in dem eigentlichen Charakter der Deutschen; was sich davon unter uns befindet, ist von einer Nation zu uns herübergekommen, die seit mehr als einem Jahrhundert theils durch wahre, theils durch blendende und verführerische Vorzüge sich eine Art von despotischer Herrschaft in Allem, was von Geschmacke, Meinung und Mode abhängt, über ganz Europa, besonders über uns Deutsche bemächtigt hat, und von welcher mit gleich vielem Grunde gesagt werden kann, daß sie unsern Sinn für das Wahre, Schöne und

Zierliche, Anständige und Schickliche gebildet und geschärft, aber auch von Zeit zu Zeit wieder verfälscht, verschroben und abgestumpft habe. Frivolität mag wol unter einer von Natur sehr lebhaften und geistvollen Nation, deren obere Classen durch übermäßige Verfeinerung und Ueppigkeit entnervt und zu gleicher Zeit durch den insolentesten Despotismus des Hofes und der Großen zusammengedrückt waren — so lange dieser Zustand von politischer und moralischer Vernichtung dauerte — eine reizende, und insoferne sie sich mit Witz und Geschmack, Gefühl und Grazie in tausenderlei Gestalten und Verkleidungen zu schminken und herauszuputzen wußte, beinahe eine liebenswürdige Untugend gewesen sein. Aber auf deutschen Boden versetzt, verliert sie Alles, wodurch sie einst in ihrer Heimath blendete und verführte; sie paßt weder zu unserm Klima noch zu unsrer Lebensweise, weder zu unsrer Verfassung noch zu unsern Sitten; sie steht vielmehr mit Allem diesem und mit unserm daraus sich bildenden Nationalcharakter in dem offenbarsten Widerspruche, und es wäre also doppelt lächerlich, wenn wir zu einer Zeit, da die Franzosen selbst aufgehört haben, frivol zu sein, noch auf eine vermeinte Artigkeit Anspruch machen wollten, die uns so übel ansteht; denn, unter uns gesagt, ein frivoles deutsches Mädchen, eine frivole deutsche Frau ist unstreitig das fadeste, platteste, widerlichste, und — wenn anders ein von den zwei Antipoden, Lavater und Bahrdt, bis zur gänzlichen Abnützung gebrauchtes Wort noch dieses einzige Mal brauchbar ist — das ungenießbarste Ding unter der Sonne.

Doch die Anzahl solcher mißrathenen Copien eines Originals, das selbst keinen andern Werth hat, als den ihm Thorheit, Grillenhaftigkeit und momentane Laune beilegen, ist so beträchtlich nicht unter uns, daß der Unternehmer eines dem weiblichen Geschlechte vorzüglich zugeeigneten Lesebuchs zu besorgen hätte, falsch gerechnet zu haben, wenn er auf eine große Anzahl von Leserinnen rechnete, für welche eine ernsthafte, den Geist zugleich nützlich beschäftigende und angenehm unterhaltende Lectüre nichts Abschreckendes hat. Germaniens Töchter erkennen nicht erst von gestern her, daß die Entwicklung und Ausbildung ihrer Seele sich mit den wesentlichsten Pflichten ihrer Bestimmung nicht nur sehr gut vereinbaren läßt, sondern sie zu desto vollkommnerer Erfüllung derselben geschickt machen kann — und so der Himmel will, ist es auch unter den verständigen Männern keine Frage mehr: ob nicht, so wie wir selbst an Cultur

zunehmen, auch das Geschlecht, welches Natur und bürgerliche Verfassung in die zartesten und engsten Verhältnisse mit uns gesetzt, zu Gehilfinnen unsers Lebens, zu Müttern und Erzieherinnen unsrer Kinder, zu unsern Freundinnen, Rathgeberinnen und Gesellschafterinnen bestimmt hat, kurz, das Geschlecht, dessen liebenswürdige Eigenschaften und Tugenden zum Glücke unsers Lebens und zum gemeinen Wohlstande der bürgerlichen Gesellschaft gleich wesentlich und unentbehrlich sind — verhältnißmäßig auch gleichen Schritt mit uns halten und (so weit, als es der Umfang und die Grenzen ihrer allgemeinen und besondern Bestimmung zulassen) auch durch Aufklärung ihres Verstandes, Erweiterung ihrer Kenntnisse und Veredlung ihrer Gesinnungen aus dem schmählichen Zustande von Unterdrückung und Sclaverei, worin sie unter den Barbaren und Halbbarbaren der übrigen Welttheile schmachten, herausgezogen und in die ganze Würde, die der Hälfte des Menschengeschlechts gebührt, eingesetzt werden müsse.

Man verzeihe mir diese durch die Gelegenheit veranlaßte Reflexion, weil sie eine Wahrheit sagt, welche unter jene trivialen und von Jedermann anerkannten Wahrheiten gehört, die demungeachtet (besonders hier und da, wo noch große Ueberreste der alten Barbarei und Finsterniß in Deutschland wegzuräumen sind) nicht oft genug in Anerinnerung gebracht werden können.

Diejenigen, die als Augenzeugen wissen, wie es mit der Nationalcultur (besonders insofern sie durch das, was man Lectüre nennt, bewirkt wird) vor vierzig bis funfzig Jahren unter uns stand, werden gestehen, daß die Fortschritte, die wir in dieser Zeit gemacht haben, groß genug sind, daß unsre Urahnfrauen, wenn sie (wie Lucian's Wiederauflebende) auf einmal wieder unter uns erschienen, sich in eine andre Welt versetzt glauben würden. Wo ehemals kaum in den höchsten Classen hier und da einige Damen waren, die etwas Gedrucktes außer ihrem Gebetbuche und dem gemeinen Hauskalender kannten und sich in müssigen Stunden etwa mit Hercules und Herculiscus, der römischen Octavia und Lohenstein's Arminius — und in der Folge mit der asiatischen Banise, Neukirch's Telemach und andern allgemein beliebten Büchern ihrer Zeit unterhielten — da ist jetzt das Lesen auch unter der Mittelclasse und bis nahe an Diejenigen, die gar nicht lesen gelernt haben, allgemeines Bedürfniß geworden; und gegen ein Frauenzimmer, welches vor funfzig

Jahren ein zu ihrer Zeit geschätztes Buch las, sind jetzt (um nicht zu viel zu sagen) hundert, zumal in kleinern Städten und auf dem Lande, wo es an den Zerstreuungen der großen Städte fehlt — die Alles lesen, was ihnen vor die Hände kommt und einige Unterhaltung ohne große Bemühung des Geistes verspricht.

Es ist hier nicht der Ort, uns in eine Aufzählung und Untersuchung der mannichfaltigen guten und schlimmen Folgen, die aus dieser sich immer mehr ausbreitenden Leselust der weiblichen Hälfte der Nation natürlicherweise entspringen müssen, einzulassen; aber daß es weder für den Kopf und das Herz unserer Weiber und Töchter noch für die Ruhe und den Wohlstand der Familien und (wenn wir die Sache aus einem noch höhern Gesichtspunkt betrachten) für die Sitten überhaupt und für das allgemeine Beste der jetzigen und nachfolgenden Generation nichts weniger als gleichgiltig sei, mit was für Lectüre unsre jungen Schönen unterhalten werden, ob durch das, was sie lesen, ihr Geschmack richtig oder falsch gebildet, ihr Geist wohl oder übel genährt, ihr Herz verbessert oder verschlimmert, mit Kenntniß und Liebe der Pflichten und Tugenden ihrer wahren Bestimmung oder mit frivolen Phantasien und mit dem Zunder ausschweifender und verderblicher Leidenschaften angefüllt werde: daß dies keine gleichgiltige Sache sei, muß einem Jeden in die Augen leuchten, der nur ein Wenig über den Einfluß der Lectüre, zumal auf die Jugend und auf ein Geschlecht, welches für alle Arten von Eindrücken am Empfänglichsten ist, nachgedacht hat. Und daß man darüber nachdenke, wird täglich um so nöthiger, je gewisser es ist, daß, so wie die Speculationen der Büchermacher und Verleger, den Luxus der Lectüre auf alle nur ersinnliche Weise zu vermehren, keine Grenzen haben, durch eine ganz natürliche Folge auch die Leichtigkeit, die Leselust zu befriedigen, immer zunimmt, indem überall, sogar an den kleinsten Orten, Anstalten getroffen werden, dem Publicum, besonders der Jugend beiderlei Geschlechts, alle Arten von guten und schlechten Lesereien, ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf Nutzen oder Schaden, ja vielleicht mit geflissentlicher Rücksicht auf das, was die Lüsternheit, den Leichtsinn und die aufkeimenden Leidenschaften der Jugend am Meisten reizen kann, auf die bequemste und wohlfeilste Art in die Hände zu spielen.

Von der Zeit an, da das weibliche Geschlecht unter einer Nation an der Geistescultur, sofern sie durch Bücherlesen er-

halten wird, beinahe unbeschränkten Antheil nimmt, ist es ein wirklicher Dienst, der dem gemeinen Wesen geleistet wird, wenn man diejenige Gattung von Schriften, welche besonders für Leserinnen bestimmt sind, zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen sucht. Es ist nicht genug, daß es nicht an Büchern fehle, welche ihrem Geiste überhaupt eine zugleich gesunde und angenehme Nahrung oder wenigstens eine dem Verstand, dem Geschmack und dem Herzen unschädliche Gemüthsergetzung verschaffen; nicht genug, daß die Lectüre das Ihrige beitrage, um sie witziger, artiger, angenehmer, unterhaltender in der Gesellschaft zu machen: die Ausbildung ihrer Seelen giebt ihnen ein Recht, sich auch als Genossen der Nationalverbindung, als Glieder des politischen Körpers, dem sie angehören, zu betrachten und neben den Gesinnungen und Tugenden, welche ihre besondere Bestimmung in dem engern häuslichen Kreise der Familienverhältnisse erfordert, auch die höhern Gesinnungen der Vaterlandsliebe und der Theilnehmung am allgemeinen Wohle des Ganzen in ihrem Maße mit uns zu theilen. Ich besorge von meinen Lesern kein unzeitiges Persiflage über das, was ich hier sage, oder ich würde mich wenigstens dadurch nicht irre machen lassen, da es darum zu thun ist, von einer ernsthaften Sache ernsthaft zu sprechen. Wenngleich (Dank sei dem täglich zunehmenden Luxus und der täglich abnehmenden Möglichkeit, seinen Forderungen im häuslichen Stande genug zu thun!) das Heirathen immer schwerer und seltner wird, so bleibt es doch der Wunsch der Natur sowol als der bürgerlichen Gesellschaft, daß jedes Mädchen Ehegattin und Mutter werde; und je bessere Erziehung, je mehr Ausbildung die Mütter selbst erhalten haben, desto geschickter werden sie, zur Bildung ihrer Kinder das Ihrige beizutragen. Durch eine ganz natürliche Folge wächst also der Antheil, den das weibliche Geschlecht an der Erziehung des männlichen nimmt, in eben dem Verhältniß, worin es an Aufklärung, nützlichen Kenntnissen und edlen Gesinnungen zunimmt; und eben darum wird es um so nöthiger, daß die Weiber*) vorzüglich vor tausend andern Gegenständen der Wißbegierde sich mit demjenigen beschäftigen, wodurch sie in dem Gefühl und Bewußtsein ihres Verhältnisses gegen die politische Gesellschaft, welcher sie angehören, erhalten werden. Denn wie kann man

*) Es versteht sich von selbst, daß hier immer nur von den Classen und einzelnen Personen die Rede ist, welche vermöge ihrer Umstände und Anlagen an einer größern Geistescultur Antheil haben können und sollen.

erwarten, daß eine Mutter die Gesinnungen der Vaterlandsliebe, die Theilnahme an dem Ruhm und Wohlstande der Nation, die dankbare Schätzung der Vortheile, die uns durch die Verfassung derselben, durch die Verdienste unsrer Vorfahren und durch die Arbeiten unserer Zeitgenossen zu Statten kommen u. s. w., in ihrem Sohn entwickeln und unterhalten werde, wenn sie selbst von allen diesen keine oder nur verworrene und unzusammenhängende Begriffe hat? Ist es also nicht Schande, wenn — zu einer Zeit, da beinahe alle schönen Augen sich mit Lesen abnutzen, zu einer Zeit, da Lectüre ein fast allgemeines Bedürfniß unsrer Frauen geworden und man hierin schon lange bis zum Luxus gegangen ist — doch noch so viele, selbst in den höhern Classen, zu finden sind, denen alles Andere bekannter ist als die Geschichte ihres eigenen Vaterlands, ihrer eigenen Nation? Und welch ein Uebermaß von Schande, daß sich gerade in diesen höhern Classen noch so manche in allen Theilen Deutschlands befinden, die — eben darum, weil sie in der Geschichte des Vaterlandes, von welchem sie so viele Vortheile ziehen, der Nation, welche ihnen so viele unverdiente Vorrechte zugesteht, so unwissend sind — sich Deutsche zu sein schämen, so viel möglich zu verbergen suchen, daß sie es wenigstens der Geburt nach sind, und mit lächerlicher Verachtung (wodurch sie sich selbst sogar in den Augen vernünftiger Ausländer verächtlich machen) auf die Sprache, Literatur, Künste und Producte des Genie's und des Fleißes ihres Volks herabblinzeln!

Es ist hohe Zeit, daß es endlich hierin anders mit uns werde — und anders wird es auch werden, wenn unsre besten Köpfe fortfahren, mit immer mehr Eifer die großen gemeinsamen Nationalgegenstände, Sprache und Alterthümer, ältere und neuere Geschichte, Zusammenhang des vergangenen und gegenwärtigen Zustandes des deutschen Reichs und mögliche Verbesserung des letztern auf vernunft- und ordnungsmäßigen Wegen zu Gegenständen ihrer literarischen Arbeiten zu machen. Man hat sich lange mit der Entschuldigung beholfen, es fehle uns an historischen Werken über unsre vaterländische Geschichte, die man mit Vergnügen lesen könne. Dieser Klage ist zum Theile schon seit geraumer Zeit durch Schmidt's allgemein geschätzte Geschichte der Deutschen abgeholfen, theils haben wir die angenehme Aussicht vor uns, daß Alles, was Leser, die nur durch einen hohen Grad von Vollkommenheit zu be-

friedigen sind, in jeder Rücksicht von einem neuen Geschichtschreiber Deutschlands fordern und erwarten können, durch einen Mann werde geleistet werden, den sein zugleich weit umfassender und tief eindringender Blick und sein scharfsichtiges Urtheil, verbunden mit der seltnen Geschicklichkeit in Composition und Darstellung, die er in andern Fächern, wo der Imagination mehr erlaubt ist, bewiesen hat, ganz vorzüglich zu der rühmlichen Laufbahn zu bestimmen scheinen, in welcher sein erster Versuch (die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung) schon den künftigen Meister ankündigte, der nun mit jedem neuen Schritte dem Ideal der Vollkommenheit, nach welchem Geister seiner Art arbeiten, näher kommt.

Da die Betrachtungen, die ich bei dieser Gelegenheit über die Nothwendigkeit, der Cultur des weiblichen Geistes die zweckmäßigste Richtung zu geben, angestellt habe, mir den besondern Gesichtspunkt angeben, aus welchem ich den Werth des Historischen Kalenders für Damen beurtheile, so kann ich nicht anders, als unsern deutschen Frauen und Jungfrauen Glück dazu zu wünschen, daß ein Schriftsteller von diesem Werth und Ruhm sich's zur Ehre geschätzt hat, eines der wichtigsten Stücke unserer vaterländischen Geschichte ausdrücklich für sie zu bearbeiten. Ich hoffe nun von Niemand, der die Sache mit mir aus ebendemselben Gesichtspunkt ansieht, die Frage zu hören: „Warum mußte gerade der dreißigjährige Krieg zur Unterhaltung unserer Damen in diesem Jahrgang gewählt werden? oder was für ein vorzügliches Interesse sollen diese an demselben finden?" — Gleich als ob — nächst dem siebenjährigen Kriege, dem außerordentlichsten Schauspiel unsers und aller vergangenen Jahrhunderte — die Geschichte irgend einen andern Krieg aufzuweisen habe, der an Allem, was eine Reihe ungewöhnlicher Weltbegebenheiten sowol durch die mannichfaltigste Abwechslung der lebhaftesten Gemüthsbewegungen, in welche der Leser durch die darstellende Erzählung derselben gesetzt wird, als durch den Reichthum an Welt- und Menschenkenntniß, der daraus zu schöpfen ist, und durch die Wichtigkeit der Folgen und Beziehungen auf unsern gegenwärtigen Zustand interessant machen kann, mit diesem in Vergleichung käme? — Doch die Begierde und der allgemeine Beifall, womit die in gegenwärtigem Jahrgang gelieferte erste Hälfte dieser Geschichte von Leserinnen sowol als Lesern aufgenommen worden, ist die

beste und beschämendste Antwort für die Zweifler, die unsern deutschen Frauen nicht Seele genug zutrauen, um eine solche Geschichte, — so erzählt, so scharfsinnig entwickelt, so unparteiisch und doch mit so viel Wärme und Ordnung und in einer so schönen Sprache vorgetragen — anziehender zu finden als irgend einen Roman, dem, wenn er auch (was jetzt so selten ist!) in seiner Art vortrefflich wäre, doch immer das Verdienst der historischen Wahrheit fehlt. Hoffentlich wird der Verfasser sich durch eine so angenehm belohnende Aufnahme bewogen finden, uns nicht nur im künftigen Jahre mit der ungeduldig erwarteten Vollendung dieses wichtigen Stücks der vaterländischen Geschichte, sondern auch, bei künftiger Fortsetzung des historischen Kalenders, mit noch mehrern, einer nicht minder interessanten Bearbeitung fähigen und als für sich bestehende Gemälde darzustellenden Stücken unsrer Geschichte zu beschenken. Ich überlasse es andern Journalen und historischen Kunstrichtern von Profession, tiefer in die mannichfaltigen Verdienste dieses schönen Products der historischen Muse meines Freundes einzugehen, oder auch ihre Unparteilichkeit durch Bemerkung eines oder des andern Flecken (woran es auch den besten Menschenwerken nicht fehlen kann) zu bethätigen, und begnüge mich, nur noch zu bemerken, Herr Schiller habe in diesem Werke sich dem, was ich für die höchste Tugend des historischen Stils halte, der Vereinigung des Anschaulichen mit einer großen, wiewol nicht unzierlichen Simplicität, bereits mit so starken Schritten genähert, daß ich mich versichert halte, er werde — zum Erstaunen Derjenigen, die so etwas dem Verfasser des Don Carlos nicht zugetraut hätten — bei fortgesetzter Uebung in dieser Art des Vortrags einen Grad von Vollkommenheit erreichen, der ihm auch in dieser Rücksicht einen Platz unter den Günstlingen der Muse der Geschichte verdienen werde.

Der allgemeine Mangel deutschen Gemeinsinnes und Nationalgeistes

und

Mittel zu deren Erweckung und Belebung.

(Vorrede zu Schiller's Histor. Kalender für Damen für d. J. 1792.)

Selten ist in Deutschland eine Schrift mit lebhafterem und allgemeinerem Beifall gelesen worden als die erste Hälfte der Geschichte des dreißigjährigen Krieges, womit Herr Hofrath Schiller dem Historischen Kalender für Damen 1791 einen Werth gegeben hat, dessen wol noch kein anderes Taschenbuch dieser Art sich rühmen konnte.

Denn wiewol diese Geschichte vorzüglich und namentlich für Leserinnen bestimmt war, so glaube ich doch ohne Uebertreibung sagen zu können, daß sie so viele Leser gehabt habe, als es in dem ganzen Umfang unsrer Sprache Personen giebt, die auf einigen Grad von Cultur des Geistes Anspruch zu machen haben. Von einem Schriftsteller verfaßt, dessen frühere Werke in der dramatischen Dichtkunst sowol als in derjenigen, die sich mehr dem eigentlichen Gebiete der historischen Muse nähert, große Erwartungen von dem, was sein Geist in dem Zeitpunkte seiner völligen Reife leisten könnte, erweckt hatten, übertraf sie selbst diejenigen, zu welchen man sich durch seinen ersten Versuch in dem historischen Fache berechtigt hielt; einen Versuch, der bereits Alles, was unsre Literatur in dieser Art aufzuweisen hatte, hinter sich zurückließ und natürlicherweise in Allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgiltig ist, den Wunsch erregen mußte, daß

ein Schriftsteller, der bei seinen ersten Schritten in dieser neuen Laufbahn ein so entschiedenes Talent, sich zu einem Platze neben den Hume, Robertson und Gibbon emporzuarbeiten, gezeigt hatte, sich, wo nicht gänzlich, doch hauptsächlich der Geschichte unsers Vaterlandes widmen möchte.

Herr Schiller, nachdem er seine Bearbeitung des dreißigjährigen Krieges bis zu dem entscheidenden Treffen bei Leipzig (1631) fortgeführt, mußte gerade da abbrechen, wo der Schauplatz (nach seinem eigenen Ausdruck) immer reicher an schimmernden Thaten, reicher an unsterblichen Männern, überraschenden Wechseln des Glücks, verworrenen Schicksalen und wundervollen Krisen wurde, und natürlicherweise war das Verlangen nach der Fortsetzung dem Vergnügen gleich, womit der Anfang dieses Werkes aufgenommen worden, und die Erwartung, daß der Verfasser den abgerissnen Faden, seinem Versprechen gemäß, im nächstfolgenden Jahre wieder aufnehmen würde, um so gewisser, da er die Erfüllung derselben von einer Bedingung hatte abhangen lassen, welche auf Seiten seiner Leserinnen und Leser aufs Vollkommenste erfüllt worden war.

Je ungeduldiger also das Verlangen des Publicums und je gegründeter seine Erwartung war, desto unangenehmer muß es demselben sein, anstatt der gehofften Vollendung dieser Geschichte nur ein abermaliges Bruchstück zu erhalten. Aber gewiß schmeichle ich meinem vortrefflichen Freunde (der unter der Unmöglichkeit, sein gegebenes Wort zu erfüllen, selbst am Empfindlichsten leidet) nicht zu viel, wenn ich sage, daß die — bereits allgemein bekannte — Ursache dieser Unmöglichkeit den Liebhabern seiner Schriften noch weit schmerzlicher fallen werde als ihre getäuschte Hoffnung; und dies um so mehr, da es nur zu gewiß ist, daß eben der zu sehr angestrengte Eifer, womit er in letztverwichnem Winter sich mit der Fortsetzung dieses so mühevollen, eine so aufmerksame Aufsuchung, Durchlesung, Vergleichung und Prüfung aller Quellen und in Bearbeitung der gesammelten und geordneten Materialien eine ununterbrochne Spannung aller Geisteskräfte erfordernden Werkes beschäftigte, am Meisten darzu beigetragen, ihm eine Krankheit zuzuziehen, deren außerordentliche Zufälle und allen Hilfsquellen der Heilkunst Trotz bietende Hartnäckigkeit sein Leben mehr als einmal in die größte Gefahr gesetzt, und selbst nachdem sie endlich durch die glückliche Kunst seines berühmten Arztes und den Gebrauch des Karlsbader Wassers gedämpft worden, seinen Körper doch

so sehr geschwächt hat, daß die Hoffnung, ein Leben, das Allen, die ihn kennen, so theuer ist, zu erhalten, vor der Hand lediglich auf gänzlicher Abziehung von allen mit anhaltender Aufmerksamkeit verbundenen Arbeiten beruhet.

So gewiß Herr Hofrath Schiller bei so bewandten Umständen auf die Theilnehmung und Nachsicht des Publicums, welchem er seiner Talente wegen nicht weniger als seinen Freunden wegen seines Herzens theuer ist, zu rechnen hat, so gewiß darf sich auch der Herr Verleger (wie ich in seinem Namen hoffe) zu der Billigkeit des Publicums versehen, daß es diese nicht vorherzusehenden Zufälle ihn um so weniger entgelten lassen werde, da er, wie der Augenschein zeigt, weder Mühe noch Kosten gespart hat, diesem dritten Jahrgange seines mit so gütiger Aufnahme begünstigten Damenkalenders in allen von ihm abhangenden Stücken eine Vollkommenheit zu geben, die ein Beweis ist, daß er bei dieser kostspieligen Unternehmung weniger seinen eigenen Vortheil als sein Verlangen, den Geschmack der schönen Kunstliebhaberinnen möglichst zu befriedigen und, so viel an ihm ist, der Nation Ehre zu machen, zu Rathe gezogen habe. Ich meines Ortes, indem ich, den Wünschen der Freundschaft nachgebend, mich gegenwärtiger Anrede an das Publicum unterziehe, thue es mit desto froherem Muthe, da ich die Versicherung hinzufügen kann, daß wir uns allen Anscheinungen nach gegründete Hoffnung machen dürfen, der vortreffliche Mann, von welchem bisher die Rede war, und von dessen Genie, Talenten und edlem Eifer, sich um die Nation verdient zu machen, noch so viel Schönes und Gutes zu erwarten ist, werde uns völlig wiedergegeben und nach hinlänglicher Erholung seiner Kräfte wieder in den Stand gesetzt werden, nicht nur dieses angefangene Werk glücklich zu Ende zu bringen, sondern auch sein übriges Leben ähnlichen Ausarbeitungen anderer, nicht minder wichtiger Stücke der deutschen Geschichte zu widmen, deren Darstellung auf seine Meisterhand wartet.

Auch blos in dieser Rücksicht werden sich, wie ich nicht zweifle, alle Freunde unsers allgemeinen Vaterlandes mit mir vereinigen, demselben zu dieser Hoffnung Glück zu wünschen. Denn gewiß (oder ich müßte mich sehr irren) sind es gerade solche Gemälde allgemein interessanter, aus der deutschen Geschichte ausgehobener Stücke — mit diesem viel umfassenden Scharfblick, mit dieser Unparteilichkeit und Freiheit von Vorurtheilen, aber auch mit dieser Humanität, Billigkeit und Schonung,

selbst gegen Diejenigen, deren Denkart man nicht billigen kann, oder deren Handlungen man zu verabscheuen gezwungen ist — mit dieser beständigen Rücksicht auf das allgemeine Vaterland und das wahre Beste desselben und (was nicht weniger wesentlich ist) mit so viel Wärme, Stärke, Beredsamkeit und Geschmack, kurz, so ausgeführt, wie Schiller sie auszuführen fähig ist — gewiß sind es solche historische Gemälde aus unsrer Geschichte, was eines der wirksamsten Mittel wäre, unter den so zahlreichen und so ungleichartigen Völkerschaften, aus welchen die deutsche Nation zusammengesetzt ist, diesen Gemeingeist wieder anzufachen und zu unterhalten, der in unserm Jahrhundert mehr ab- als zugenommen zu haben scheint und gleichwol zur Erhaltung und noch mehr zu möglichster Vervollkommung unserer ebenso glücklichen als in ihrer Art einzigen Verfassung so unentbehrlich ist.

Vorausgesetzt, daß alle bisherige Staatsverfassungen großer Völker nicht als Kunstwerke menschlicher Weisheit, nach einem festen, ganz durchdachten und mit sich selbst durchaus übereinstimmenden Plan entworfen und gleichsam mit einem Guß hervorgebracht, sondern als langsam und stückweise zusammengefügte und ausgebildete Producte des Schicksals und der Zeit zu betrachten sind — wird jeder unbefangene Weltbürger (däucht mich) gestehen müssen, daß die dermalige Organisation des gesammten deutschen Staatskörpers die beste ist, die ihm unter allen stattfindenden Umständen von jener berühmten Nationalversammlung zu Osnabrück gegeben werden konnte. Sie gewährt, im Ganzen genommen, der Nation alle Vortheile einer durch Gesetze beschränkten, milden und väterlichen Regierungsform und sichert selbst diejenigen unmittelbaren und mittelbaren Stände, deren Verfassung mehr oder weniger republikanisch ist, wo nicht vor allen Nachtheilen, die mit dieser Form verbunden sind, doch wenigstens vor der unerträglichsten aller Tyranneien, vor Unterdrückung von demokratischem oder aristokratischem Despotismus.

Es ist wahr, unsre allgemeine Reichsverfassung kann, um den Wohlstand und die Glückseligkeit der Nation zu bewirken, so wenig, und vielleicht weniger als irgend eine andere, der freien moralischen Ursachen entbehren, welche zu diesem Zweck in ihr harmonisch zusammenwirken müssen; und es kommt also bei uns, wie überall, sehr viel auf die Denkart, die Gesinnungen, den Grad der Cultur und Aufklärung, kurz, auf den Charakter, die Tugenden oder Untugenden der Regenten

und Obrigkeiten an. Aber auch in dieser Rücksicht ist vielleicht keine Nation des Erdbodens, die sich einer glücklichern Lage rühmen könnte, als unsre dermalige ist. Der größere Theil unserer Regenten (ich will lieber weniger sagen, als mich auch nur dem Schatten des Verdachts aussetzen, daß ich schmeicheln wolle, wo ich nur die Wahrheit zu sagen wünsche) zeichnet sich durch eine ihres hohen Berufs würdige Denkart, durch den Willen, das Wohl ihrer Untergebenen und das Gute überhaupt zu befördern, durch Talente, Kenntnisse, Thätigkeit, Schätzung der Wissenschaften und Künste, kurz, durch Eigenschaften des Geistes und Herzens aus, wodurch sie sich auch im Privatstande der öffentlichen Hochachtung würdig machen würden. Beinahe durch alle Theile des deutschen Reiches verbreitet sich — schneller oder langsamer, aber doch unaufhaltbar — der wohlthätige Geist der Aufklärung über angeerbte Irrthümer und Vorurtheile und ein immer zunehmendes Bestreben nach Verbesserungen, nach Abstellung alter Mißbräuche, Erleichterung der Lasten des Volks, Aufmunterung und Beförderung aller Arten gemeinnütziger Unternehmungen. Nie ist der Zustand der Wissenschaften in Deutschland so blühend, die öffentliche Erziehung nie so gut, die Freiheit zu denken und laut zu sagen, was man für wahr und recht hält (das Palladium der Menschheit), nie in einem so großen Theile von Deutschland respectirt und von den Regenten selbst geschützt und begünstigt worden als in unsern Tagen. Und, was gewiß jeder deutsche Patriot mit mir unter die vornehmsten Glückseligkeiten unsrer Zeit rechnen wird, seit mehrern Jahrhunderten haben die Fürsten und Stände des deutschen Reichs kein Oberhaupt an ihrer Spitze gesehen, welches die großen Eigenschaften und Tugenden, die des ersten Thrones der Welt würdig und, das Glück der Nation zu fördern und zu befestigen, am Geschicktesten sind, in einem so hohen Grade besessen hätte als Kaiser Leopold II., und nie hat Germanien von dem Einflusse des Geistes seines Königs und von dessen in einträchtiger Verbindung mit seinen übrigen Fürsten zum gemeinen Besten wirksamen Thätigkeit sich so viel Gutes zu versprechen gehabt.

Noch zähle ich es zu den besondern Vortheilen unsrer gegenwärtigen Lage, daß die Aufklärung (ich hoffe, der Sinn, worin ich dieses Wort gebrauche, könne keiner Zweideutigkeit unterworfen sein) bei uns von oben herab zu wirken anfängt und durch diesen Gang vieler noch wünschenswürdigen

und nöthigen Verbesserungen den gefährlichen Folgen eines entgegengesetzten Gangs — welche ohnedies bei uns weniger als bei irgend einem europäischen Volke zu fürchten sind — um so gewisser zuvorkommen werde.

Der Zweck und die Schranken dieser Vorrede erlauben mir nicht, das Wenige, was ich hier im Vorbeigehen von den besondern Vortheilen sowol unsrer allgemeinen Verfassung als unsrer dermaligen Lage berührt habe, weiter, geschweige nach der Wichtigkeit und dem Reichthume des Gegenstandes auszuführen. Ich weiß sehr gut, was mir Diejenigen entgegensetzen können, die mit dem Zustande ihres besondern Vaterlandes (vielleicht nur für den Augenblick) wenig zufrieden zu sein Ursache haben und dadurch um so aufgelegter sind, auch die Mängel unsrer allgemeinen Verfassung in einem strengern Lichte zu sehen. Aber wer unterm Monde keine Platonische Republiken und utopische Monarchien realisirt zu sehen verlangt; wer mit der Natur und dem Lauf der menschlichen Dinge bekannt genug ist, um zu wissen, wie Gutes und Böses einander compensirt, wie fast immer ein großes Gut mit beträchtlichen Ungemächlichkeiten und sogar mit Uebeln, die, für sich allein betrachtet, nicht gering sind, unvermeidlich verbunden ist, und kurz, wer einsehen gelernt hat, daß ein leidlicher Zustand das Höchste ist, was die Sterblichen sich hienieden vernünftigerweise versprechen dürfen, wiewol uns (durch eine weise Veranstaltung der Natur) die Hoffnung immer mit größern Erwartungen von der Zukunft, als diese erfüllen kann, schmeichelt: der wird — nach billiger Schätzung dessen, was wir haben, und was wir entbehren, was wir durch unsre Constitution gewinnen, und worauf wir, weil es damit unverträglich ist, willig Verzicht thun müssen — finden, daß wir Ursache haben, mit unserm Loose zufrieden zu sein. Man hört — um z. B. nur eines Punkts zu erwähnen — nicht selten die Zertheilung des deutschen Reichs in etliche hundert größere und kleinere, ja großentheils sehr winzige, unmittelbare, mit Landeshoheit begabte und von einander unabhängige Stände als die Ursache angeben, warum Deutschland, so lange diese Verfassung dauern werde, niemals zu dem hohen Gipfel von innerlicher Stärke, nie zu dem blühenden Wohlstand und dem Ansehen und Gewicht unter den europäischen Mächten, woran es unter einer andern Verfassung Anspruch zu machen hätte, gelangen werde.

Man kann, wie ich glaube, diesen Vorwurf so viel gelten lassen, als er nur immer gelten mag, und doch mit gutem Grunde behaupten, daß demungeachtet die Vortheile, welche aus dieser Zertheilung im Ganzen für uns entspringen, das Nachtheilige bei Weitem überwiegen, oder vielmehr, daß sie es gerade ist, der wir diese Vortheile zu verdanken haben.

Man muß, wenn man den Wohlstand und die Vorzüglichkeiten der deutschen Nation in Vergleichung mit andern berechnen will, nicht vergessen, daß die mittelländische Lage der meisten deutschen Provinzen und andere von der Natur des Bodens und Klima's abhangende Umstände uns, auch bei jeder andern monarchischen oder republikanischen Verfassung gewisse unüberschreitbare Grenzen setzen würden. Auch muß billig mit in den Anschlag kommen, daß wir durch eine Verkettung vormaliger Umstände und Ursachen, woran unsre dermalige Verfassung sehr unschuldig ist, in der Cultur hinter den südlichern und westlichern Nationen von Europa nothwendig zurückbleiben mußten, und daß vornehmlich der so langwierige und blutige Kampf unsrer Vorfahren gegen die despotischen Unternehmungen Karl's V. und Ferdinand's II. das dadurch äußerst entkräftete Deutschland in dieser Rücksicht um mehr als hundert Jahre zurückgeworfen hat. Und gleichwol, wo ist das europäische Reich, welches — alle physischen Verschiedenheiten gehörig gegen einander ausgeglichen und alle Vortheile der frühern Cultur und günstiger Zufälle abgerechnet — bei gleicher Größe der unsrigen (ich sage nicht in einzelnen Theilen, sondern im Ganzen) an Volksmenge, an Anbauung des Bodens und Benutzung aller Geschenke der Natur, an Anzahl nicht sowol großer und reicher als an Menge mittelmäßiger, aber wohl policirter, betriebsamer und nach Verhältniß ihrer Lage und Mittel wohlhabender Städte dem deutschen Reiche den Vorzug streitig machen könnte? In den meisten andern Ländern giebt es zwischen übermäßigem Reichthum und drückender Armuth, äußerstem Luxus und äußerster Dürftigkeit, höchster üppigster Verfeinerung und thierischer Rohheit wenig Mittelgrade; in Deutschland hingegen ist die Anzahl dieser Stufen, die Menge einzelner Personen und Familien, die sich verhältnißmäßig wohl befinden, die Menge der Aussichten, Wege und Hilfsmittel, die den Bürgern des deutschen Reichs allenthalben offen stehen, sich durch Talente, Wissenschaft, Geschicklichkeit und Brauchbarkeit emporzuhelfen oder wenigstens eine Existenz, womit ein Jeder

in seiner Classe und Art bei mäßigen Wünschen zufrieden sein kann, zu verschaffen, unleugbar größer als in irgend einem andern Lande. Wenn jene Mittelmäßigkeit, die uns so oft mit mehr übler Laune als Billigkeit vorgeworfen wird, uns in gewissen Künsten, in Sachen des Geschmacks überhaupt und in jenem höchst verfeinerten Lebensgenuß (der ohne eine ungeheure Hauptstadt, worin sich der ganze Nationalreichthum concentrirt, nicht stattfinden und auch in dieser nur das Loos weniger glücklicher Müssiggänger sein kann) mehr oder weniger enge Schranken setzt, so ist es hingegen eben diese goldene Mittelmäßigkeit, der wir Vorzüge von unendlich größerm Werth, der wir, im Ganzen genommen, mehr Gesundheit des Leibes und der Seele, unverdorbnere Sitten und, durch die Menge wohl eingerichteter Erziehungsanstalten, Schulen und Universitäten, wodurch sich Deutschland vermöge seiner Verfassung vor allen andern Reichen auszeichnet, eine ungleich weiter und über eine größere Anzahl Menschen ausgebreitete Aufklärung, Ausbildung und Veredlung schuldig sind.

Es bedarf keines Beweises, da es einem Jeden bei der flüchtigsten Ueberdenkung in die Augen springen muß, daß alle diese Vorzüge natürliche Folgen jener Zertheilung in eine so große Anzahl kleinerer und in ihren besondern Verfassungen beinahe alle mögliche Verschiedenheiten darstellender Staaten sind.

Es ist wahr, diese Art von Organisation des germanischen Körpers giebt ihm eine gewisse politische Schwere und Unbehilflichkeit in seinen Bewegungen, die in verschiedenen Rücksichten nachtheilig ist; er kann sich vermöge derselben weniger in die Angelegenheiten andrer Mächte mischen, keine Eroberungen machen und sogar sich selbst gegen auswärtige Angriffe nicht so bequem vertheidigen als bei einer andern Constitution, aber dafür versichert sie ihm auch eine innerliche Ruhe und — insofern (wie zu hoffen ist) die ziemlich erschlafften Bande, wodurch die Stände des Reichs unter einander und mit ihrem Oberhaupte zusammenhangen, unter einem so weisen und thätigen Kaiser als Leopold II. immer fester zusammengezogen werden — eine äußerliche Sicherheit, die unser unaufhaltbares Fortschreiten in Allem, was unsern Wohlstand noch um manche Stufen erhöhen kann, unendlich begünstigen wird. Glücklicherweise hat uns die französische Revolution von der Seite, die uns immer die gefährlichste war, auf Jahrhunderte sicher gestellt: wir haben keinen Ludwig XIV. mehr zu fürchten; die

Westfranken können sich bei ihrer neuen Verfassung nur durch den ewigen Frieden, den sie der Welt angelobt haben, erhalten; und dieser einzige Umstand, däucht mich, sollte den 14. Julius oder vielmehr den 14. September auch für alle patriotische Deutsche zu einem allgemeinen Festtag machen. Wenn von nun an irgend eine Gefahr unsre Verfassung erschüttern und uns den unschätzbaren Segen eines ewigen Friedens zu entziehen drohen sollte, so müßte sie aus unserm eignen Mittel entspringen. Aber auch hierüber können wir und unsre Nachkommen noch so lange ruhig sein, als es große Mächte in Europa geben wird, denen daran gelegen ist, keine andere auf Kosten des deutschen Reichskörpers größer werden zu lassen.

Indessen ist doch — bei allen Vortheilen, die wir unsrer Verfassung und besonders der Zertheilung des deutschen Reichs unter so viele kleinere und größere Landesherren zu danken haben — nicht zu leugnen, daß diese letztere außer der bereits berührten Unbequemlichkeit noch ein anderes Uebel nach sich zieht, von welchem wir uns nicht verbergen können, daß seine natürliche Folge, die immer zunehmende Erschlaffung des allgemeinen Bandes, das so viele ungleichartige und in so mancherlei Rücksicht dissonirende Theile zusammenhalten soll, uns unaufhörlich, wiewol unvermerkt dem Momente der Auflösung des Ganzen nähern würde, wenn nicht entgegenarbeitende Kräfte der Wirkung dieser innern Ursache seiner Zerstörung das Gleichgewicht hielten.

Dieses Uebel (worauf Diejenigen, die am Meisten dabei zu verlieren haben, nicht aufmerksam genug zu sein scheinen) ist die große Schwäche oder vielmehr (wenn wir uns selbst nicht zu unserm eignen Schaden täuschen wollen) die gänzliche Abwesenheit jenes Gemeinsinnes und Nationalgeistes, der sich mehr oder weniger bei allen Völkern äußert, die, es sei durch eine rein monarchische oder rein republikanische oder eine aus beiden gehörig zusammengesetzte Verfassung, zu einem Ganzen organisirt sind, das aus gleichartigen und in gleicher Maße von den Gesetzen und einem gemeinschaftlichen Oberhaupt abhangenden Theilen besteht. Es ist nur zu wahr, was uns so oft von Ausländern, die uns näher kennen lernen, vorgeworfen wird: wer das deutsche Reich aufmerksam durchwandert, lernt zwar nach und nach Oestreicher, Brandenburger, Sachsen, Pfälzer, Baiern, Hessen, Württemberger u. s. w. mit etlichen hundert kleinern, durch mancherlei Unterabtheilungen

und unter mancherlei Gestalten immer schmächtiger werdende, nach dem Namen des Reichsstandes, dem sie untergeben sind, benannte Völkerschaften, aber keine Deutschen kennen und sucht im ganzen deutschen Reiche vergebens dieses Germanien, dessen König der erwählte Kaiser ist. Jeder von dieser ungeheuern Menge Staaten im Staate hat seinen eigenen kleinen Gemeingeist sowie sein eigenes, ihm selbst sehr erhebliches, aber mit den entferntern Theilen gar nicht oder nur sehr unmerklich zusammenhangendes Interesse; was Wunder also, wenn Gleichgiltigkeit und Kälte gegen allgemeines Nationalinteresse, gegen Alles, was das Ansehen und den Glanz der deutschen Nation, Alles, was den allgemeinen Wohlstand, den allgemeinen Flor befördert oder befördern könnte, den Fremden als ein Charakterzug der Deutschen auffällt und uns nach ihrer Schätzung unendlich weit unter den innern Werth herabwürdigen muß, den uns, wenn wir uns selber zu schätzen wüßten, kein anderes Volk der Erde streitig machen könnte!

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, was für Mittel die unmittelbaren Stände des Reichs, als die constitutionsmäßigen Repräsentanten der Nation, vielleicht in den Händen hätten, diesem Uebel mit vereinigten Kräften zu steuern und abzuhelfen. Aber wenn sich auch, wie ich glaube, verschiedene Nationalinstitute denken ließen, welche mit gutem Erfolg zu diesem großen Zweck in Wirksamkeit gesetzt werden könnten, so wird doch allem Anschein nach das einzige Mittel, wozu keine Vereinigung aller Häupter der Nation nöthig ist — ein Mittel, welches seiner Natur nach in einem großen und täglich sich immer weiter ausdehnenden Umfang wirkt, vor der Hand das Beste thun müssen. Daß die Kraft und Wirkung desselben blos moralisch ist, vermindert seinen Werth so wenig, daß es vielmehr eben darum, weil es auf die Köpfe und Herzen wirkt, seinen heilsamen Zweck zwar langsamer und unvermerkter, aber desto gewisser, kräftiger und dauerhafter erreichen wird.

Und dieses Mittel? — ist, mit einem Worte, der Einfluß der Schriftsteller — derjenigen nämlich, die durch Genie, Energie der Seele, Imagination, Beredsamkeit und Darstellungskunst auf die Gemüther der Menschen lebhafte Eindrücke zu machen geschickt sind. Sie — sind gewissermaßen die eigentlichen Männer der Nation, denn ihr unmittelbarer Wirkungskreis ist ganz Deutschland; sie werden überall gelesen,

ihre Schriften dringen nach und nach bis in die kleinsten Städte, und durch sie fängt es bereits selbst in solchen Gegenden an zu tagen, auf welchen vor fünfundzwanzig Jahren noch die dickste Finsterniß lag. Wenn diese erst selbst von ächtem Patriotismus begeistert, von aufgeklärter Schätzung der Vortheile unsrer Constitution geleitet und von reinem Eifer für das allgemeine Beste erwärmt sein werden, gewiß, dann wird und muß es ihnen durch anhaltende Bestrebungen endlich gelingen, die heilige Flamme der Vaterlandsliebe in jedem deutschen Herzen anzufachen und diesen Gemeinsinn zu erwecken, der allein vermögend ist, die durch so vielerlei verschiedene Namen, Dialekte, Lebensweisen, religiöse und politische Verfassungen getrennten Einwohner Germaniens in der That in einen lebendigen Staatskörper zu vereinigen und diesen gewaltigen Leib mit Gesinnungen zu beseelen, die eines großen, edeln, tapfern und aufgeklärten Volkes würdig sind.

Wenn ich nicht sehr irre, so kann zu diesem schönen Zwecke schwerlich etwas wirksamer sein als diese Art von Anbauung des unermeßlichen Feldes unsrer vaterländischen Geschichte, von welcher ich oben bereits gesprochen habe. An Materialien, die nur auf die Bearbeitung des Genies warten, fehlt es, Dank sei dem eisernen Fleiße, der von je her als eine eigene Tugend der Deutschen gepriesen wurde, keinem Volke weniger als uns; und es wäre nun wol einmal Zeit, einen so reichen Schatz durch die geschickteste Anwendung zu jenem Endzweck gemeinnützlich zu machen.

In dieser Rücksicht wäre vielleicht die dramatische Behandlungsart eine der schicklichsten Formen für solche historische Gemälde, wie ich hier im Sinne habe, und womit ich unsre Literatur — die noch erst ein einziges Werk des Genies in diesem Fache aufzuweisen hat — bereichert zu sehen wünsche. Welch eine herrliche Galerie müßte es um eine Reihe solcher Gemälde sein, wozu unsre Geschichte von Karl dem Großen an den Stoff liefert, wenn sie von Meisterhänden ausgeführt würden!

Der große Marlborough schämte sich nicht, zu gestehen, daß er alle seine Kenntniß der britischen Geschichte aus — Shakespeare's Schauspielen geschöpft habe. Eine solche historische Pöcile, zu unserm Gebrauch aus unserer Geschichte gezogen, würde — ohne die schätzbaren Arbeiten unsrer diplomatischen, kritischen und systematischen Historiker unnütz zu

machen — für alle Classen und Arten von Lesern ebenso nützlich als angenehm unterhaltend sein, vornehmlich aber zu Vertilgung so mancher alter Vorurtheile, zu Ertödtung der Ueberreste eines unseligen Parteigeistes, zu anschaulichen Begriffen über die allmähliche Entstehung unsrer Verfassung und über die Beziehungen ihrer besondern Theile auf den Charakter und die Umstände der Zeit, worin sie entstanden, und zu Aufklärung über tausend Dinge, woran Allen gelegen ist, nicht wenig beitragen; und indem sie uns für die merkwürdigsten Epochen, die größten Männer und die wichtigsten Begebenheiten der Nation die lebhafteste Theilnehmung einflößte, wie sollte sie des edeln Zwecks verfehlen können, jenen Gemeingeist, jene warme Liebe des allgemeinen Vaterlandes, jenen Antheil an Allem, was auch in entfernten und mit uns nicht unmittelbar zusammenhangenden Theilen desselben auf den Ruhm oder die Schmach, das Wohl oder Weh der Nation Beziehung hat, zu entzünden und zu nähren, der allen noch möglichen und wünschenswerthen Verbesserungen und selbst der Erhaltung unsrer glücklichen Verfassung zum Grunde liegen muß!

Da ich mich am Ende dieser Betrachtungen gerade wieder auf dem Punkte, von welchem sie ausgegangen sind, befinde, so bleibt mir diesmal nichts übrig, als die Hoffnung, die wir uns in jener Rücksicht von der historischen Muse meines vortrefflichen Freundes zu machen berechtigt sind, mit meinen wärmsten und aufrichtigsten Wünschen zu begleiten.

Weimar, den 10. October 1791.

Wieland.

Geschichte der Troglodyten.

Erschien 1790 im Neuen Teutschen Merkur, I. S. 33—47. Die am Schlusse versprochene Fortsetzung ist nicht erschienen. Die freilich unvollendete culturhistorische Dichtung hat weder Wieland selbst noch Gruber in die Werke aufgenommen; der Sache nach schließt sie sich den von uns in Theil 31 mitgetheilten „Beiträgen zur geheimen Geschichte der Menschheit" an.

Vorbericht.

Alles, was über die Troglodyten bisher geschrieben worden, schränkt sich, so viel ich weiß, auf die Nachrichten ein, die uns zwei berühmte Schriftsteller der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, Montesquieu und Lyttleton, von dem Merkwürdigsten, was sich in einem ziemlich großen Zeitraum mit ihnen zugetragen, vor mehr als funfzig Jahren*) mitgetheilt haben.

Da dieses lehrreiche Völkchen blos da zu sein scheint, um den Uebrigen zum Spiegel zu dienen, und ich zufälligerweise auf einige Quellen gekommen bin, die mich in den Stand setzen, die Geschichte desselben bis zu dem Zeitpunkte fortzuführen, wo die Troglodyten aufhören, eine Geschichte zu haben, weil sie aufhörten, ein Volk zu sein, so glaube ich etwas, das nicht ohne alles Verdienst ist, zu unternehmen, wenn ich aus den Nachrichten meiner Vorgänger und meinen eignen ein Ganzes zu machen suche, welches für die Liebhaber der moralisch-politischen Naturgeschichte des Menschen wenigstens insofern einiges Interesse haben kann, als man daraus begreifen wird, wie es zugehen könne, daß ein Volk, nachdem es von der rohesten Wildheit an alle Stufen von Cultur durchlaufen hat, sich zuletzt unvermerkt und zum großen Erstaunen der Zuschauer wieder auf dem nämlichen Punkte befinden könne, von welchem es ausgegangen ist.

---

*) Der Erste in dem 11ten bis 14ten der Lettres Persanes, der Andere in dem 12ten bis 23sten seiner Persian Letters.

Erstes Buch.

Die Troglodyten waren in ihrem Ursprung eine kleine Horde von Halbwilden, über deren Vaterland die Nachrichten nicht zusammenstimmen. Der edle Persianer Usbek setzt sie nach Arabien und macht sie zu Abkömmlingen jener alten Troglodyten, die nach dem Berichte der Geschichtschreiber dem auf allen Vieren gehenden Naturmenschen des Philosophen Hans-Jakob ziemlich ähnlich sahen. Sie waren ebenso zotticht und schmutzig wie dieser, hatten wie dieser keine andern Wohnungen als hohle Bäume und Felsenklüfte, und wenn sie nicht ganz so gutartig waren als der Rousseauische isolirte Waldmensch, so kam es entweder daher, weil der Philosoph von Genf seinem Liebling ein Wenig geschmeichelt hat, oder weil die Troglodyten schon in einer Art von Gesellschaft lebten und also die Naturtriebe, die in dem vierfüßigen Menschen noch unverfälscht wirken, bei ihnen schon in Unordnung gerathen waren und eine falsche Richtung bekommen hatten. Sie waren zwar, sagt Usbek, nicht so zotticht als die Bären, sie pfiffen nicht, anstatt zu reden, und hatten zwei Augen wie andere Menschen, aber dafür waren sie um nichts geschlachter und gutartiger als die Hyänen und Schakals, mit welchen ihre Vorfahren sich herumgebissen hatten, und Recht und Billigkeit waren Dinge, wovon sie gar keinen Begriff hatten.

Ein Zufall hatte ihnen einen König von ausländischer Herkunft gegeben, der sie in der Absicht, ihre boshafte Sinnesart zu bändigen, ziemlich strenge behandelte; aber sie erregten einen Aufstand gegen ihn, schlugen ihn todt und vertilgten die ganze königliche Familie.

Nun liefen sie aus maschinenmäßiger Gewohnheit, eine Obrigkeit zu haben, zusammen, um sich eine andre Regierungs-

form zu geben, und nach vielen und blutigen Streitigkeiten wurden sie endlich einig, gewisse obrigkeitliche Personen über sich zu setzen. Aber kaum hatten diese ihre Aemter angetreten, so erging es ihnen wie dem Könige; sie konnten den Troglodyten, denen alle Abhänglichkeit unerträglich war, nichts recht machen und wurden in Kurzem ebenfalls todtgeschlagen.

Die Troglodyten versammelten sich abermal und glaubten nun auf einmal zu sehen, was ihnen bisher gefehlt habe. „Sind wir nicht Alle gleich," sagten sie, „und ist es nicht Unsinn, sich von Seinesgleichen befehlen zu lassen? Wozu brauchen wir eine Obrigkeit? Ein Jeder sorge für sich selbst, ohne sich um Andere zu bekümmern, so wird Alles gut gehen. Es lebe die Freiheit!"

Die Nation faßte also den einmüthigen Entschluß, das lästige Joch der bürgerlichen Verfassung gänzlich abzuschütteln; und der Tag, an welchem dieser glückliche Einfall wie ein elektrischer Strahl durch alle troglodytischen Köpfe fuhr, war ein Tag des Jubels und der Wonnetrunkenheit. Ein Fremder, der mit einem etwas warmen Kopfe und einem gefühlvollen Herzen auf einmal mitten unter dieses Volk gerathen wäre und gesehen hätte, wie das allgemeine Freiheitsgefühl aus allen Augen funkelte, wie die Freude, auf einmal von allen Pflichten und von allen Abgaben frei zu sein, Alten und Jungen in Arme und Beine fuhr, wie sie jubelten und sangen und tanzten und vor lauter Gefühl ihrer Glückseligkeit beinahe von Sinnen kamen: der Fremde, der dies Alles gesehen hätte, würde in die süßeste Täuschung versetzt worden sein und nicht Worte genug haben finden können, seinem von menschenfreundlicher Theilnehmung ausgedehnten Busen Luft zu machen.

Wie wenig hätte der gutherzige Fremdling sich davon träumen lassen, was für Gedanken es waren, die diese Kinder einer unächten Freiheit so glücklich machten! — „War ich nicht ein großer Narr," sagte Jeder bei sich selbst, „daß ich mich um Leute zu Tode arbeitete, die mich nichts angehen? Künftig will ich nur für mich selbst sorgen. Wenn ich glücklich bin, mögen's die Andern auch sein oder nicht, was kümmert's mich? Ich werde mir Alles verschaffen, was ich brauche; die andern Troglodyten können es auch so machen, wenn sie wollen; wo nicht, so mögen sie es an sich selber haben, wenn es ihnen übel geht! ich werde mir kein graues Haar deswegen wachsen lassen."

Es war eben um die Saatzeit. Jeder bestellte nur gerade

so viel Feld, als er für sich und sein Haus nöthig zu haben glaubte. „Warum sollte ich mehr bauen, als ich brauche?“ sprach er; „ich will mir keine vergebliche Mühe machen.“

Wiewol das Troglodytenland damals noch nicht groß war, so war der Boden doch von sehr verschiedener Art. Ein Theil des Landes war bergicht und mager, der andere hingegen eben und wasserreich. Dieses Jahr fiel eine große Dürre ein. Die Feldfrüchte auf den Anhöhen blieben also gänzlich aus, in den niedrigen Gegenden hingegen war die Ernte sehr ergiebig. Von Hunger gezwungen, kamen die Bergbewohner zu den Thalleuten herab und baten sie, ihnen mit ihrem Ueberfluß auszuhelfen; aber sie wurden mit unerbittlicher Härte abgewiesen, und der größte Theil dieser Unglücklichen ging den Winter über zu Grunde.

Das folgende Jahr war ungemein regnicht; und während die tiefliegenden Felder alle ersoffen, war die Fruchtbarkeit auf den Höhen außerordentlich. Nun kam die Reihe, Hungers zu sterben, an die Thalbewohner; die Bergleute waren ebenso gefühllos gegen ihr Elend, als es Jene gegen das ihrige gewesen waren.

Ein Troglodyt hatte eine sehr schöne Frau. Sein Nachbar wurde in sie verliebt und entführte sie. Es erhob sich eine große Fehde unter ihnen, und es kam von Worten zu Schlägen, ohne daß die Sache dadurch entschieden wurde. Endlich wurden sie eins, es auf den Ausspruch eines Dritten ankommen zu lassen, der in den Zeiten, da die Republik noch bestand, das Amt eines Richters verwaltet hatte. Sie gingen zu ihm und wollten ihm ihren Handel vortragen; aber er weigerte sich, sie anzuhören. „Was verschlägt es mir,“ sprach er, „ob diese Frau Diesem oder Jenem gehört? Ich habe mein Feld zu bauen und werde kein Thor sein, meine Angelegenheiten liegen zu lassen, um Eure Streitigkeiten zu schlichten; seht Ihr selbst zu, wie Ihr Euch helfen könnt, und laßt mich in Ruhe!“ Und damit ließ er sie stehen und ging auf seinen Acker. Der Räuber, der seinem Gegner an Kräften überlegen war, schwur, daß er lieber sein Leben verlieren als die Frau zurückgeben wolle, und so blieb dem Andern nichts übrig, als der Gewalt zu weichen. Indem er nun, mißmuthig über die Ungerechtigkeit seines Nachbars und die Hartherzigkeit des Richters, seiner Wege ging, traf er auf ein schönes junges Weib, die mit einem Krug auf dem Kopfe vom Brunnen kam. Er brauchte eine Frau; diese gefiel ihm, aber sie gefiel

ihm noch zehnmal besser, als er hörte, daß sie die Frau des Mannes sei, den er zum Schiedsrichter hatte nehmen wollen, und der sich so gleichgiltig gegen sein Unglück bezeugt hatte. Er bemächtigte sich ihrer also, führte sie in sein Haus und behielt sie, bis er ihrer überdrüssig war.

Ein anderer Troglodyt hatte ein sehr schönes Feld, das er mit großem Fleiß baute; zwei seiner Nachbarn, denen es schon lange in die Augen gestochen hatte, verbanden sich mit einander, ihn aus seinem Gute zu vertreiben und sich mit vereinigten Kräften im Besitze desselben gegen einen Jeden zu behaupten, der es ihnen nehmen wollte.

Sie führten ihren Anschlag glücklich aus und erhielten sich einige Monate in ungestörtem Besitze. Endlich ward es Einer von ihnen überdrüssig, mit einem Andern zu theilen, was er für sich allein haben konnte; er schlug seinen Kameraden todt und blieb Herr des Gutes. Aber seine Herrlichkeit war von kurzer Dauer. Zwei andere Troglodyten überfielen ihn, und da er allein zu schwach war, sich ihrer zu erwehren, sank er unter ihren Streichen, und sie nahmen in Besitz, was er ebenso wie sie erworben hatte.

Ein beinahe nackender Troglodyt sah Wolle, die zu verkaufen war, und erkundigte sich nach ihrem Preise. Der Kaufmann dachte bei sich selbst: „Eigentlich kann ich für meine Wolle nicht mehr Geld erwarten, als so viel ich nöthig habe, um zwei Scheffel Korn zu kaufen, aber ich will viermal so viel dafür fordern, um acht Scheffel zu haben.“ Jener, der die Wolle nicht entbehren konnte, mußte sich's gefallen lassen. „Gut,“ sagte der Kaufmann, indem er das Geld einstrich, „nun kann ich Korn kaufen.“ „So?“ sprach der Käufer, „brauchst Du Korn? Ich habe welches zu verkaufen; wohlfeil ist es nicht, aber das Getreide ist auch so rar, daß es fast nicht mehr zu haben ist, und der Mangel herrscht im ganzen Lande. Kurz, gieb mir mein Geld wieder, so sollst Du einen Scheffel Korn dafür haben; um einen geringern Preis ist mir's nicht feil, und wenn Du vor meinen Augen verhungern müßtest.“

Bald darauf kam zu allen andern Uebeln, wovon die Troglodyten, seitdem sie sich in Freiheit gesetzt hatten, gedrückt waren, noch eine grausame Epidemie, die eine große Niederlage unter ihnen anrichtete. Ein geschickter Arzt langte aus Aegypten an und war so glücklich, daß Jedermann gesund wurde, der sich in seine Cur gab. Als die Seuche wieder aufgehört hatte, forderte

er von seinen wiedergenesenen Kranken seinen Arztlohn; aber er wurde überall abgewiesen. Er kehrte mit leeren Händen nach Memphis zurück, übel zufrieden, die Beschwerden einer so weiten Reise umsonst getragen zu haben. Nicht lange, so hörte er, die nämliche Seuche sei wieder unter den Troglodyten ausgebrochen und wüthe schrecklicher als jemals. Ohne zu warten, ob er etwa wiederkommen werde, kamen sie diesmal zu ihm und baten ihn flehentlich, sich ihrer anzunehmen. „Geht, Ihr Menschen ohne Gefühl für Recht und Unrecht," sagte er zu ihnen; „Ihr nährt in Eurer Seele ein tödtlicheres Gift, als das ist, wovon Ihr geheilt sein wollt; solche Unmenschen, wie Ihr seid, verdienen keinen Platz auf dem Erdboden; ich würde mich an den Göttern versündigen, wenn ich der gerechten Strafe, womit sie Euch heimsuchen, mich entgegensetzen wollte."

Man sieht leicht, daß die Troglodyten, wenn sich auch die Götter nicht in ihre Angelegenheiten gemischt hätten, blos dadurch, daß sich Jeder gegen den Andern herausnahm, was er nicht wollte, daß der Andere sich gegen ihn erlauben sollte, in kurzer Zeit zu Grunde gehen mußten. Der Hunger und die Pest beschleunigten nur ihren Untergang. Die ganze Nation, die aus mehr als zehntausend zahlreichen Familien bestanden hatte, war zuletzt bis auf zwei zusammengeschmolzen, mit welchen sich eine neue Epoche der Troglodyten anfing.

Die beiden Männer, die an der Spitze dieser zwei Familien standen, waren sehr sonderbare Menschen; denn sie hatten sich immer von allen ihren Landesleuten durch Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Arbeitsamkeit ausgezeichnet. Sie wohnten auf einem fruchtbaren Berge an der Grenze des Landes, und ihrer Tugend ungeachtet waren sie von den Troglodyten geduldet worden, weil die Bösen es meistens wohl leiden mögen, wenn Andere ihrer Meinung nach einfältig genug sind, gerecht und gut zu sein.

Das schreckliche Schicksal ihrer lasterhaften Landesleute machte einen unauslöschlichen Eindruck auf diese gutartigen Menschen. Das Band, das sie von Langem her mit einander verknüpfte, wurde dadurch noch stärker zusammengezogen, und die Empfindungen des Wohlwollens, der Güte, der Freude an ihrem gemeinschaftlichen Glücke, welche vordem nur instinctmäßig und sympathetisch in ihnen gewirkt hatten, bildeten sich nun durch Nachdenken und Ueberlegung zu deutlichen Begriffen und festen Grundsätzen. Ihre Vernunft überzeugte sie von der Richtigkeit

ihres Gefühls, indem sie einen Jeden in den Uebrigen ein vervielfältigtes Ich erkennen lehrte und es zu einer Sache, welche der Ausrechnung fähig war, machte, daß unsere eigene Glückseligkeit um so viel größer und vollkommner wird, je inniger unsre Theilnehmung an Andern ist, je mehr wir ihr Glück als einen Zuwachs unsers eigenen betrachten, und je größer die Anzahl so gesinnter Menschen ist, die in einem gemeinschaftlichen Wirkungskreise mit Liebe und Freude geschäftig sind, das Ihrige zum gemeinen Wohl beizutragen. Sie überzeugten sich, daß das einzige Gesetz der Humanität, das die Natur selbst mit unauslöschlichen Zügen in unser Herz geschrieben hat — Handle immer gegen andere Menschen, wie Du wünschest, daß sie gegen Dich handeln —, wenn es mit lebendiger Kraft in uns wirkt, alle andern Gesetze unnöthig macht; aber sie sahen auch, daß es, um diese glückliche Wirkung zu thun, als Instinct und in seiner Art ebenso organisch wirken muß, wie das Auge sieht, die Lungen Athem holen, das Herz den Kreislauf des Blutes unterhält. Kurz, sie sahen, daß Liebe und Wohlwollen der herrschende Trieb ihrer Seele und das, was ihre Pflicht war, zugleich die Quelle ihrer Glückseligkeit bleiben müßte, wenn sie sicher sein wollten, daß ihre Nachkommenschaft nie in den heillosen Zustand gerathen könnte, der das Verderben der Troglodyten gewesen war. Sie hatten also keine angelegnere Sorge, als ihre Kinder zu eben den Gesinnungen zu erziehen, wodurch sie selbst dem Schicksal ihrer Landesleute entgangen waren. Sie stellten ihnen das Beispiel dieser Unglücklichen öfters vor die Augen, gewöhnten sie unvermerkt an alle die kleinen Aufopferungen der sinnlichen Triebe, der Leidenschaften und der Selbstheit, deren mechanisch gewordene Fertigkeit die Grundlage der Tugend ist; und da die stille, aber nie unterbrochne Wirkung ihres eigenen guten Beispiels hinzukam, so erlebten sie bald die höchste Freude tugendhafter Eltern, Kinder zu haben, die ihnen glichen. Das junge Völkchen, das unter ihren Augen aufwuchs, vermehrte sich durch Ehen, deren Stifterin die Liebe war; ihre Anzahl vermehrte sich, ihre Eintracht blieb ebendieselbe; und anstatt daß die immer zunehmende Volksmenge die Tugend unter diesen neuen Troglodyten hätte schwächen sollen, wurde sie durch die größere Anzahl der Beispiele vielmehr gestärkt und befestigt. Sie betrachteten sich als eine einzige Familie, und wiewol jeder Zweig derselben sein Eigenthum an Land und Heerden hatte, that doch der Geist der Liebe, der sie

beseelte, eben die Wirkung, die eine völlige Gemeinschaft der Güter gethan hätte; Jeder hielt das Seinige für etwas, das Allen gehörte, und wußte, daß alle Uebrigen ebenso gesinnt waren.

Da Himmel und Erde den Fleiß dieser ihrer gutartigen Kinder mit Fruchtbarkeit und Gedeihen belohnten, und da ihre Begierden nicht über das, was die Natur fordert, und womit sie zufrieden ist, ausschweiften, so lebten sie in einem glücklichen Ueberfluß des Nothwendigen, und die Wörter Mangel, Dürftigkeit und Elend verloren sich ebenso unvermerkt aus ihrer Sprache, als ihnen diejenigen, welche die Laster der ehmaligen Troglodyten bezeichneten, nach und nach unverständlich wurden. Denn schon unter der dritten Generation hörten die Väter auf, ihren Kindern von der alten Geschichte ihrer Nation zu sprechen, weil es ihnen beinahe unmöglich gewesen wäre, ihnen einen Begriff von Hartherzigkeit, Ungerechtigkeit, Undankbarkeit, Neid, Rachsucht und allen den übrigen Krankheiten der verdorbenen menschlichen Natur beizubringen, die endlich den Untergang jener Unglücklichen nach sich gezogen hatten. Nichts konnte also natürlicher sein, als daß Beispiele von einer Art zu denken und zu handeln, die einem Volke, bei dem die Tugend leere Speculation oder eine Art von Götze ist, an den Niemand glaubt, wiewol man noch aus alter Gewohnheit den Hut vor ihm abzieht, romanhaft klingen, — unter diesen neuen Troglodyten alle Tage vorkamen.

Einer sagte zum Exempel: „Mein Vater muß morgen sein Feld pflügen; ich will zwei Stunden früher aufstehen, und wenn er hinauskommt, soll er seine Arbeit gethan finden."

Einen Andern hörte man sagen: „Ich muß in den Tempel gehen und den Göttern für die Genesung meines Bruders danken, den mein Vater so lieb hat."

Einem wurde angesagt, seine Heerden seien ihm von Räubern aus der Wüste weggetrieben worden. „Das ist mir leid," versetzte er; „denn es war eine ganz schneeweiße junge Kuh dabei, die ich den Göttern opfern wollte."

Ein Anderer sah, daß die Leute, die ein Feld bauten, das an seines Vaters Gut grenzte, bei ihrer täglichen Arbeit sehr von der Sonnenhitze leiden mußten. „Ich will doch gehen", sagte er, „und ein paar Bäume hinpflanzen, damit die guten Leute zuweilen unter ihrem Schatten ausruhen können."

Ein Troglodyt, der ein ansehnliches Gut besaß, bewarb sich

um die Hand eines sehr liebenswürdigen Mädchens; sie sagte ihm, daß sie ihr Herz schon einem Andern gegeben habe. „Ich liebe Dich aber nicht weniger als mein Nebenbuhler," erwiderte Jener, „und da Du nicht die Meinige sein kannst, so wirst Du mir wenigstens eine einzige Bitte zugestehen." Das Mädchen, das keinen Begriff davon hatte, daß der Troglodyt sie um etwas bitten könnte, das sie ihm nicht gewähren dürfte, gab ihm die Hand darauf. „Ich habe weder Bruder noch Schwester," sagte der abgewiesene Liebhaber, „und Zalmon, Dein Geliebter, hat sieben Geschwister, mit denen er sein Erbtheil theilen muß. Sei meine Schwester und tritt in alle Rechte ein, die Du hättest, wenn meine Eltern auch die Deinigen gewesen wären! Dies, meine Liebe, ist die Bitte, die Du mir zugesagt hast; und so mögen die guten Götter Deine Verbindung mit Zalmon segnen, als Du Dich nicht weigern wirst, Deine Zusage zu erfüllen!"

Dies war schön! Aber es war noch schöner, daß sich im ganzen Troglodytenlande Niemand fand, der sich darüber verwundert hätte; denn solche Gesinnungen und Handlungen kamen bei ihnen alle Tage vor.

Nachrichten

von

merkwürdigen Personen

des

sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Sebastian Brant und Geiler von Kaisersberg.

I.

Sebastian Brant.[1])

Das Beste, was ich beim Nachschlagen einer Menge von Geschichts-Klitterern, deren immer einer den andern abgeschrieben, von Sebastian Brant habe finden können, steht in des hochgelahrten Herrn D. Heinrichen Pantaleon's Teutscher Nation Heldenbuche, 2. Theil, S. 576. Es wird den Liebhabern der alten treuherzigen und kernhaften Schreibart des sechzehnten Jahrhunderts nicht unangenehm sein, diesen verständigen, braven Mann selbst reden zu hören.

„Sebastian Brand, Professor zu Basel, so auch Titio genennet, ist inn dem 1458. Jar zu Straßburg erboren, und wol auferzogen worden. So bald er verstand bekommen, ist er aus liebe zu studieren ghen Basel gezogen, und daselben den Freyenkünsten fleißig obgelegen. Er hat dermassen wol gestudieret, daß er alle anderen Magister in Freyenkünsten weit übertroffen. Nach diesem hatt er sich auch auff die Poeterey gelegt, und angefangen die Recht zu erkundigen. Wie er der gestalt ein gelert mann worden, darzu wolberedt, und ein hohen Verstand erlanget, hat er im für genommen etwas zu schreiben, und dahin gesehen, damit zu Basel ye die besten authores getruckt wurden. Durch

[1]) Aus Wieland's Teutschem Merkur 1776, I. S. 72—76. Voran gehen Bemerkungen über die Punkte, welche man sich bei der Auswahl der dem Teutschen Merkur beizugebenden Bildnisse merkwürdiger Personen des 16. und 17. Jahrhunderts und bei der Abfassung der Nachrichten über sie zum Gesetz gemacht. — A. d. H.

welches die statt Basel nicht ein kleine Zierd erlanget, und inn allen nationen wol bekannt worden. Under anderem hat er ein Buch geschrieben, so das Narrenschiff genennet. In diesem hat er die rechte wurtzel und vrsach aller thorheit geoffenbaret, der menschen geberden gestraffet, und viel heilsamer lehren gegeben, also daß man billich dieses für ein gelehrte Satyram halten mag. Dann zu dieser zeit hat man nichts heilsamers oder nützlichers lesen mögen. Nach diesem hat er ein Elegiam von Keyser Friderichs absterben, und von Keyser Maximiliani gefencknuß gemachet. Demnach etlicher Heiligen leben, als S. Sebastiani, Onophrii, Valentini, Bernhardi, Christiani, und dergeleichen beschrieben, darzu der statt Hierusalem Historien verzeichnet, mit viel anderen Dingen, durch welliches er zuwegen gebracht, daß er von Keyser Maximilian sehr geliebet, und offt zu ihm geruffet worden. Er was fürnemlich umb das 1498. jar nach Christi geburt inn grossem Ansehen."

Sebastian Brant stand in dem Ruf eines der größten Rechtsgelehrten seiner Zeit in Deutschland, war Kaiser Maximilian's Hofpfalzgraf und Rath und Kanzler (oder, wie man's damals in Reichsstädten nannte und zum Theil noch nennt) Stadtschreiber in seiner Vaterstadt Straßburg. Er starb in dieser Würde im Jahr 1520.[1])

Seine Schriften sind selten; sogar sein Narrenschiff oder Schiff aus Narragonien (wie es eigentlich heißt) ist es, wiewol es zu seiner Zeit in Jedermanns Händen war. Dieses satirische Gedicht (von dessen Beschaffenheit und Inhalt wir in einem der folgenden Stücke mehr zu sagen uns vorbehalten) ist es hauptsächlich, warum Brant mit größtem Recht eine Stelle unter den besten Köpfen der in so manchem Betracht merkwürdigen Zeiten Kaiser Maximilian's I. behauptet. Daß dieses Buch viel Aufsehens gemacht und mächtig auf seine Zeitgenossen gewirkt habe, läßt sich aus dessen Inhalt, aus dem Genius der damaligen Zeit, aus der Art, wie Pantaleon davon spricht, und aus den vielen Ausgaben desselben abnehmen. Aber der allerstärkste Beweis davon ist, daß Johann Geiler von Kaisersberg, Doctor Theologiä und Prediger in Straßburg (auch ein Mann, den unser vortrefflicher Kaiser Maximilian hochschätzte und öfters an sein Hoflager berief),

[1]) Brant's Todesjahr ist 1521. — A. d. H.

hundertundzehen Predigten über Brant's „Narrenschiff" gehalten. Wofür denn auch das Andenken des würdigen Mannes bei allen Verständigen grüne und blühe! — wiewol damals und in der Folge viel Naserümpfens und Aufhebens von den Magistrollis nostrollis, besonders von der Zunft der Herren Didius, Gastripheres, Somnolentius, Agelastes, Phutatorius Kysarcius*) u. s. w. darüber erhoben wurde, daß ein Geistlicher, ein Doctor Theologiä, ein Prediger in einer der ersten Reichsstädte, seiner Würde und Gravität so sehr vergessen und die Narrheiten der Menschen zum Text von 110 Predigten machen konnte!

Da Geiler und Brant beide Männer von hellem Kopf, richtigem Gefühl und edlem Charakter waren und viele Jahre lang in Straßburg neben einander lebten, so ist leicht zu vermuthen, daß sie Freunde waren und Abrede mit einander nahmen, die Narren ihrer Zeit mit vereinigten Kräften anzugreifen; da dann Geiler nach Standesgebühr und Beruf sich vornehmlich an die Narren mit Ueberschlägen und Kapuzen machte, deren in Brant's Schiffe wenig und nur im Vorbeigehen gedacht ist.

Aus des Maittaire typographischen Annalen ist zu ersehen, daß im Jahr 1499 eine französische Uebersetzung und im Jahr 1509 eine englische von Brant's „Narrenschiffe" zum Vorschein gekommen. Ein neuer, damals sehr giltiger Beweis, wie viel Sensation dies Buch zu seiner Zeit gemacht!

In lateinische Verse wurde es von einem Schüler Brant's, Namens Jakob Locher, wiewol sehr frei übersetzt**) und von dem durch seine Polygraphie bekannten Jodocus Badius, auch Ascensius genannt, gleichfalls in Versen commentiret und mit Noten herausgegeben. Die Ausgabe, die ich davon aus der hiesigen fürstl. Bibliothek vor mir habe, ist bei Nikolaus Lamperten in Straßburg im Jahr 1506 in 4° gedruckt und mit 64 in Absicht der Kunst nicht unmerkwürdigen Holzschnitten geziert.[1]) Von andern Ausgaben und von Nachahmern Sebastian Brant's kann man im I. Bande des Alten und Neuen aus allen Theilen der Geschichte, Nr. XV. Nachricht finden.

*) Unsern Lesern können doch diese feinen Herren aus Tristram Shandy' (des Buchs der Bücher) viertem Theil, Cap. 24 bis 29 nicht unbekannt sein?

**) Jakob Locher nimmt zu Hilfe, was helfen kann. Seine Uebersetzung ist eine Art von Cento, wo man oft ganze Tiraden aus dem Horaz, Juvenal und andern römischen Dichtern von Wort zu Wort eingeflickt findet.

[1]) Sie sind nach Vorlagen Brant's selbst geschnitten. Simrock's Prachtausgabe von 1872 (Berlin) giebt auch diese wieder. — A. d. H.

In dem Verzeichnisse der Schriften Seb. Brant's beim Melchior Adami (in Vitis Germanor. Jurisconsult. et Politicorum, p. 10) ist seine Uebersetzung der Distichorum Catonis in teuschen Reimen ausgelassen, die, vermuthlich weil sie zu ihrer Zeit stark in den Schulen gebraucht worden, jetzt außerordentlich rar ist. Den Beschluß soll ein von seinem Freunde und getreuen Gehilfen in Bestreitung des Narragonischen Reiches, Erasmus von Rotterdam, zu seinem Lobe verfertigtes Sinngedicht machen.

AD SEBASTIANUM BRAND
ARCHIGRAMMATEUM ARGENTINENSEM

Ornarunt alios suae Camoenae,
Ornas ipse tuas magis Camoenas.
Multos patria reddidit celebres,
Urbem tu celebrem celebriorem.
Multo constituis, Sebastiane,
Lingua, moribus, eruditione,
Libris, consilio, severitate:
Sic cum foenore plurimo rependis,
Acceptum decus, e tuo vicissim
Illustrans patriamque literasque.[1])

---

[1]) Am Schlusse wird noch des besonderen Umstandes gedacht, daß nach dem Urtheil eines großen Physiognomisten eine Aehnlichkeit in der Gesichtsbildung von Erasmus und Brant, vornehmlich in der versinkenden Stirn und im Auge bemerkt werde. — A. d. H.

II.

Ueber

Sebastian Brant's Narrenschiff

und

D. Johann Geiler's von Kaisersberg Weltspiegel.[1])

Sebastian Brant's Narrenschiff ist eine Art von Lehr- und Strafgedicht, woran das poetische Verdienst das geringste ist. Der Titel könnte vermuthen machen, daß eine Dichtung zum Grund liege; aber nichts weniger. Das ganze Buch ist eine Sammlung von Sittenlehren und Satiren über alle Arten von Lastern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, als Narrheiten betrachtet und unter 113 Capitel oder locos communes gebracht, die keinen andern Zusammenhang haben, als daß sie mit einem gemeinschaftlichen Titel zusammengebunden sind. Das Buch ist voll gesunden Verstandes, Welt- und Menschenkenntniß und hat mehr Sokratischen Geist als Lucianisches Salz in sich. Sprache und Vortrag haben wenig poetisches Leben; doch fehlt es hier und da nicht an feinen Wendungen und glücklichen Ausdrücken, die dem eleganteften Gedicht dieser Gattung Ehre machen würden. Körnicht und gedrungen wird sein Ausdruck am Meisten, wo er die Eitelkeit des Stolzes, des Eigendünkels, der Projectenmacherei, Polyhistorei und des Schwätzens rügt und über den Unbestand der Dinge dieser Erde philosophirt. Man kann sich leicht vorstellen, daß seine Sittenlehren und Satiren meistens Gemeinplätze sind; aber man muß auch bedenken, daß vor beinahe 300 Jahren, als dies Buch herauskam, sich noch nicht so viel Moralisten in

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1776, I. S. 168–174. – A. d. H.

Prosa und Versen darauf herumgetummelt hatten, und daß die alten classischen Schriftsteller der Griechen und Römer, die ihm einen großen Theil seines Stoffs geliefert haben, damals in Deutschland noch nicht so ausgeplündert, ausgezogen und ausgesogen waren, als sie es seither geworden sind. Brant's Sprache ist die schwäbische seiner Zeit, die von der damaligen obersächsischen wenig verschieden war. Sie schwebt zwischen der Sprache der Minnesänger und unserm heutigen Hochdeutschen in der Mitte und hat viele Wörter und Redensarten, die zum Theil noch jetzt in Schwaben üblich und (mit einer Menge andrer brauchbarer alter Wörter) von spätern anmaßlichen Sprachverbesserern unverständigerweise aus der Schriftstellersprache ausgemerzt worden sind. Es wäre zu wünschen, daß ein guter Theil dieser außer Curs gekommenen Wörter wieder zurückgeholt und (wenigstens) in die komische, launichte, satirische und burleske Schreibart — versteht sich, mit Auswahl und Geschmack — eingeführt würden. Das alte Heldenbuch, die vier ersten Bücher des verdeutschten Amadis aus Gallien, der Theuerdank, der Froschmäusler, die Werke Hans Sachsens und viele andere würden nebst dem Brantischen Narrenschiffe reichliche Ausbeute zu dieser Sprachbereicherung an die Hand geben. Daß wir dessen sehr bedürfen, ist wol keine Frage; wenigstens sehe ich kein besser Mittel, wie unsrer Armuth an Reimen abgeholfen und zugleich unsre ziemlich abgeschossenen poetischen Farben wieder aufgefrischt werden könnten.

Wir haben schon [oben S. 274] im Vorbeigehen gesagt, daß der Werth des Narrenschiffs nach dem Bedürfniß der Zeiten Sebastian Brant's und nicht nach dem Effect, den es auf die unsrige machen würde, abzuwägen sei. Als ein Gedichte betrachtet, ist es weit unter denjenigen von unsern Dichtern des 16. Jahrhunderts, welche classisches Ansehen verdienen und, so der Himmel will, auch noch erhalten sollen. Indessen wollen wir doch unsern Lesern, die das Original nie gesehen haben, zu Gefallen einige vorzügliche Stellen zur Probe ausheben.

Gar oft verdirbt ein Hantwerksman
Der viel Gewärb und Hantwerk kan,
Wer jagen will, und uf eyn Stund
Zwen Hasen vohen (fahen) mit eym Hund,
Dem würt (wird) ettwan kum (kaum) eyner wol,
Gar dick würt im ganz nüt zumol (nichts zumal)

Wer schießen uß vil Armbrust will
Der trifft kaum etwann wol das Ziel.

* * *

Wer uff sich selbst viel Aempter nymbt
Der mag nit tun das jedem zymbt.
Der hie muß syn und anderswo
Der ist recht weder hie noch do.
Wer tun will, das eym jeden g'falt
Der muß han Ottem (Athem) warm und kalt
Und schlucken vil das im nit smekt
Und streken sich nach der Gedekt (Decke)
Und künnen (können) pfulwen underſtrowen (streuen)
Eym jedem underm Ellenbowen
Und schmyeren yedem wol syn Styrn,
Und lügen daß er keyn erzürn.
Aber viel Aempter schmeken wol
Man wermbt sich bald bey grosem Kol (Kohlfeuer)
Und wer vil Wyn (Wein) versuchen dut
Den dunkt doch nit eyn yeder gut.
Dann schlecht geschmydt ist bald bereit.
Dem Wisen liebt Eynfaltikeyt.*)

* * *

Syner Muter Schild gar mancher fürt
Das er villicht am Vatter irrt.
Viel hant des Brief und Sygel gut
Wie daß sie sint von edelm Blut,
Sie went (wollen) die ersten syn von recht
Die edel sint in irm G'schlecht;
Wie wol ichs nit ganz straff noch acht;
Uß Tugend ist all Adel g'macht.
Wer noch gut Sitt, Ehr', Tugend kan,
Den halt ich für eyn edel Mann;
Aber wer hett keyn Tugend nitt,
Keyn Zucht, Scham, Ehr', noch gute Sitt,
Den halt ich alles Adels leer,
Ob joch (auch) eyn Fürst syn Vatter wär.
Adel alleyn by Tugend stat (steht);
Uß Tugend aller Adel gat (geht).

* * *

*) Narrenschiff, XVIII. Capitel.

Ich weiß noch einen, heist Hans Mist,
Der will all Welt deß überreden,
Er sey zu Norwegen und Schweden,
Zu Alkair g'syn und zu Granat
Und do der Pfeffer wechst und staht;
Der doch nie kam so verr hinus,
Hett syn Mutter doheim zu Hus
Ein Pfannkuch oder Wurst gebachen
Er hets geschmeckt (gerochen) und hören krachen.
Des rhümens ist uf Erd so vil,
Daß es zu Zyten nem groß wyl;
Denn jedem Narren das gebrißt*)
Daß er will syn, das er nit ist.**)

* * *

Die sogenannten Predigten des D. Johannes Geiler von Kaisersberg über das Narrenschiff sind (wie ich aus dem „Alten aus allen Theilen der Geschichte", 1. Bd. S. 244 fg. finde) um das Jahr 1498 von diesem Theologen zu Straßburg öffentlich gehalten, nach dessen Tod im Jahr 1511 von Jakob Otther gesammelt und unter dem Titel: Navicula, sive Speculum Fatuorum in lateinischer Sprache zum Druck befördert, auch im Jahr 1513 nebst der Lebensbeschreibung D. Geiler's von Beatus Rhenanus zum zweiten Mal herausgegeben worden. Ich kenne diese Homilien oder Discurse über Brant's Narrenschiff blos aus einer deutschen Ausgabe, so folgenden Titel hat: „Weltspiegel oder Narrenschiff, darinn aller Ständt Schandt und Laster, üppiges Leben, grobe narrechte Sitten, und der Weltlauff, gleich als in einem Spiegel gesehen und gestraft werden: Alles auf Sebastian Brant's Reimen gerichtet; aber mit viel andern herrlichen, christlichen, auch nützlichen Lehren, Exempeln und Vermahnungen zu einem ehrbarn christlichen Leben. Sampt gewisser Schellen Abtheilungen, dardurch eines jeden Standes Laster zu erkennen. Weiland durch den hochgelerten Johann Geyler, Doctor der H. Schrift, in lateinischer Sprache beschrieben, izt aber mit sonderm Fleiß aus dem Latein in das recht hoch Teutsch gebracht, und erstmals im Truck ausgegangen. Durch Nicolaum Höniger von Tauber Königshoffen.

*) Von gebresten; seine Krankheit, sein Uebel besteht darin 2c.
**) Narrenschiff, Cap. LXXVI.

Getruckt zu Basel, durch Sebastian Heinric Petri im Jahr MDLXXIIII."

In dieser Ausgabe machen Brant's Reime den Text und Geiler's Discurse den Commentarius, worin er sich jeden Narrengeschwarm (deren in Allem hundertundelf sind) als mit einer Menge Schellen behängt vorstellt und dann unter diesem Namen der Schellen die verschiedenen Subdivisionen, Gestalten und Effecte der Thorheit, wovon in jedem Capitel die Rede ist, beschreibt und straft. Man erkennt in diesen Discursen einen guten richtigen Sinn, gesunden Verstand und stattliche Kenntniß der Welt und ihres Laufs sowol aus Büchern als unmittelbarem Anschauen und langer Erfahrenheit. Hier und da laufen hübsche Exempelchen mit unter, die als komische Erzählungen verarbeitet zu werden verdienten. Auch als Urkunde der Sitten, Lebensart, Moden in Kleidung,*) Putz, Ergetzungen u. s. w. der Zeiten Kaisers Maximilian I. würde dies Buch von einem deutschen Hume — wenn uns anders einer aufbehalten ist — zu benutzen sein. Diejenigen, welche Geilern übel genommen haben, daß er diese Homilien gehalten, müssen nicht überlegt

---

*) Zum Beispiel mögen nur etliche wenige Stellen dienen. S. 13: „Die dritte Schell (der Seltsam Narren) ist das Haar zieren, geel (gelb), krauslicht und lang machen, auch frembdes Haar der Abgestorbnen unter ihres vermischen, und dasselbig zum Schauspiegel aufmutzen. Es ziehen die Weiber jetzund daher wie die Mannen, und hencken das Haar dahinden ab bis auf die Hüft, mit aufgesetzten Paretlin und Hütlin gleichwie die Mannen — die Weiber ziehen in ihren Schleyern daher, und haben sie aufgesprinzt neben mit zwoo Ecken oder Spitzen, gleich einem Ochsenkopf mit den Hörnern." — In der Folge rückt er ihnen auch die Mode, ihre Haare gelb zu färben und geele Schleier zu tragen, vor. „Es ist ein gemein Sprüchwort," sagt er, „daß man über frisch Fleisch kein geelen Pfeffer macht, sondern über das schmeckend und stinckend: also ist es auch mit alten runzlichten Weibern die da geele Schleyer tragen, die sehen heraus als ein geräucht Stück Fleisch aus einer geelen Brüen." — Von den damaligen Kleidermoden sagt er: „es dörfe einer nicht weit ziehen, fremde Kleider zu beschauen, er könne in jeder geringen Stadt allerley Nationen Kleidungen finden; als da seyn Ungarische, Böhemische, Sächßische, Fränckische, Italienische, Französische, Hispanische", u. s. w. Auch ereifert er sich über eine Art Kochersspergischen Mäntelin und Wappenröcklein der Frauen, „die so kurz wären, daß sie nicht allein den Hintern nicht gedecken, sondern viel minder den Nabel." — Daß das sogenannte Walzen auch damals schon üblich und nüchternen Leuten anstößig gewesen, läßt sich aus folgender Stelle (in der dritten Schellen der Tanznarren, Cap. LXI) schließen: „Auch findt man etlich, die haben dessen ein Rhum und Hoffart, wenn sie die Jungfrauwen oder Weiber hoch in die Höhe können schwencken (schwingen), und haben es bisweilen die Jungfrauwen (so anders solche Jungfrauwen zu nennen seyn) fast gern, und ist inen mit Lieb gelebt, wenn man sie also schwencket, daß man inen ich weiß nicht wo hin siehet" u. s. w.

haben, daß seine Art, in den besondersten Detail der sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Thorheiten und Mißbräuche aller Stände, Geschlechter und Professionen hineinzugehen, gerade die einzige ist, wie man Moral predigen müßte, wenn wirklicher Nutzen dadurch geschafft werden sollte. Diese Art zu predigen war im 16. Jahrhundert sehr gewöhnlich, und nicht desto besser, daß man sie im 18ten gegen mehr oder minder scientifische oder rhetorische, geblümte und verbrämte, philosophische oder sentimentalische, aber immer alamodische Declamationen über moralische und theologische Gemeinplätze oder auch wol (ut fit) gegen Reden, die wie ein Geschwätz im Schlafe tönen, vertauscht hat.

III.

D. Johann Geiler von Kaisersberg.[1])

D. Heinrich Pantaleon's Teutsch. Nation Heldenbuch, II. 578:

„Johannes Geiler ist in dem Elsaß zu Keyserſperg (im Jahr 1445) erboren*) und erzogen. Er hatt ſich aber aus Liebe der guten künſten zu mancherley Hohenſchulen gethon und fürnemlich zu Freyburg in dem Breyßgauw ein groſſe Erfarnuß in der Philoſophey und freyen künſten erlanget. Als er daſelben Magiſter promovieret, kam er im 1472. jar ghen Baſel, und ward durch ſein Fleyß und Ernſt unter die Profeſſores angenommen. An dieſem ſtath hielt er ſich dermaſſen, daß er im 1474. jar Decanus Artium erwehlet ward. Nach dieſem begab er ſich fleyſſig auff die Heilige Geſchrifft, unnd erlanget dermaſſen hohen Verſtand, daß er Doctor Theologiä worden. Weil er ſich aber ab Johannis Gerſonis (ſo umb das Coſtentzer Concilium gelebet) Verſtand unnd gute Bücher ſehr verwundert, zog er in Franckreich, und beſamblet dieſe mit groſſen Koſten und Arbeit alle zuſammen. Dieſe bracht er in Teutſchland, theilet ſie in drey groſſe Bücher, und ließ ſie in truck außghen. Wie nun dieſes Keyſerſpergers Lehr und Frommkeit allenthalben außkommen, ward er zu Straßburg für ein Prediger angenommen.**) Daſelben hat er mit groſſem Lob und

---

[1]) Aus dem Teutſchen Merkur 1776, II. S. 111–113. Nur die Anmerkungen zu dieſem Aufſatz ſind von Wieland. — A. d. H.

*) Dies iſt irrig. Er wurde zu Schaffhauſen geboren. In ſeinem dritten Jahr verlor er ſeinen Vater, und da nahm ihn ſein Großvater zu ſich nach Kaiſersberg und ſorgte für ſeine Erziehung. Weil er nun dieſen Ort als ſein wahres Vaterland anſah, ſo bekam er nach damaliger Gewohnheit den Zunamen davon und wurde Geiler von Kaiſersberg oder auch Johannes Kaiſersberger genannt.

**) Er war vorher ein Jahr lang Prediger zu Freiburg und wurde von da nach Würzburg mit einem Gehalt von 200 Ducaten berufen, das in ſelber Zeit eine ziemliche Summe war und den großen Ruf beweiſt, worin Geiler ſchon damals geſtanden. Unterwegs aber ließ er ſich von Peter Schott,

Wolredenheit die Laster bescholten, auch die Menschen zu wahrer Frommkeit und Tugenden ermanet. Under andern hat er mancherley Aberglauben, so in der Kirchen veraltet, ernstlich gestraffet, der München Spitzfindigkeit verworffen, und die Heilige Geschrifft vor andern wieder auf die Cantzel gebracht, sprechende: es müße das fundament unsers Glaubens, auß der Bibel und nicht auß andern Büchern genommen werden. Er war fürnemlich der München Feind,*) von welchen er auch sehr gehasset worden. Dieser Johannes hat frey heitter herauß gesagt: es seye die Religion verderbt, und werde einer von Gott bald erweckt werden, welcher diese erneuwern solle:**) er begeret auch von Herzen diesen Tag zu erhalten (erleben). Er war umb das 1496te jar in grossen Ansehen."***)

---

einem gelehrten Rathsherrn von Straßburg, überreden, das Amt eines Predigers im Dom zu Straßburg anzunehmen, welches er ihm durch seinen Einfluß verschaffen wollte. Denn die Mönche in Deutschland hatten sich in diesen Zeiten größtentheils durch ihre Unwissenheit und schlechte Sitten so verächtlich gemacht, daß man sich allenthalben um gelehrte und fromme Weltgeistliche umsah, um sie an jener Statt zu ordentlichen Predigern zu bestellen.

*) In seinen Predigten kommen hievon häufige Proben vor. Nur eine einzige zum Beispiel. Cave, ne facias Monachum tibi familiarem, alias utique patieris damnum in fructu castitatis conjugalis. Illi porcelli Antonii non exeunt, quin de fructu auferant aliquid (Sermones D. Joh. Geileri, Argent. 1515, p. 83). Diese freimüthige Art, die Laster und Mißbräuche seiner Zeit unter allen Ständen ohne Ansehen der Person zu strafen, herrscht in allen seinen Schriften und machte ihm freilich viel Feinde, die aber bei den Händeln, so sie ihm erweckten, wie natürlich, immer mehr verloren als gewannen.

**) Geiler brauchte darum nicht mehr Prophet zu sein als ein Anderer. Denn welcher nur weltkluge Mann sah dies damals nicht vorher?

***) Wir haben schon anderswo bemerkt [oben S. 274], daß er von Kaiser Maximilian I. sehr geschätzt, geliebt, auch öfters in wichtigen Dingen an sein Hoflager berufen und zu Rath gezogen worden. Von dem hohen Ansehen, worin er überhaupt bei Männiglichen gestanden, zeugt der Herausgeber seiner vorangeführten lateinischen Postille, da er sagt: er hätte mit so allgemeiner Bewunderung geprediget, daß seine Lehren von Männiglich wie Orakelsprüche aufgenommen worden (ut illius dogmatis, tanquam oraculo, cuncti acquiescerent). Unter seinen gedruckten Schriften ist eine „Teutsche Postille", die als eine der besten deutschen Sprachquellen anzusehen ist und mehr benutzt zu werden verdiente. In seinem Bildniß ist die Thorheit strafende Miene mit vieler Gutherzigkeit gemildert. Güte und Neigung zum Wohlthun waren Hauptzüge seines Lebens. Er wendete den größten Theil seines Einkommens auf edle Gastfreiheit und alle Arten von christlichen Liebeswerken. Seine Bibliothek war eine der zahlreichsten und erlesensten, die irgend ein Privatmann seiner Zeit aufweisen konnte. Er starb im Jahr 1510, nachdem er die Straßburger 33 Jahre durch seinen Unterricht und noch mehr durch sein Leben erbauet hatte.

Ulrich von Hutten.[1])

Vor Allem laßt uns erst hören, was uns der ehrliche D. Heinrich Pantanleon in seinem „Teutscher Nation Heldenbuche" von unserm Hutten zu sagen hat!

„Huldrich ist aus der Edlen von Hutten geschlecht im Franckenland den 2ten tag Aprellen*) im 1488. jar erboren: dieses ist ein guter und alter adel: dann ich finden, daß Erentreich von Hutten mit Conradt dem Hertzogen zu Francken zu Keysers Heinrichs Zeiten, da man zalt 935 jar, wider die Hunnen und ungläubigen zu feld gezogen, unnd sich gar wohl gehalten: es seind auch etliche aus inen härnach zu Bischofflicher würde, unnd Fürstlicher Hochheit gefürderet. Als nun Huldrich auch von diesem Geschlecht härkommen, und mit einem guten kopff begabet, ist er durch seiner elteren rath dem studieren fleyßig obgelegen, und in allen Freyenkünsten und guten sprachen sehr gut zugenommen. Wie er auch ein Hohen verstand hätt, so war er in Waaffen sehr wol geübet, unnd hätt grossen lust frembde nationen zu besichtigen. Deßhelben er auch Keyser Maximilian in Venedischen kriegen beystand gethan, und sich dermassen gehalten, das er von im zu Ritter geschlagen unnd sehr geliebet worden. Als aber hernach D. Luthers lehr durch seine Predig unnd Bücher außkommen, hat Huldrich sie auch angenommen, unnd wieder alle Wiedersecher nach seinem vermögen beschürmet: er hat auch viel ding mit freyer Zungen wieder den Bapst, auch etliche Fürsten unnd ständt geschrieben und geredt, Darumm er auch aus seinem Vatterland weychen müssen. Nach diesem hatt er mancherley Vers geschrieben,

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1776, I. S. 174—185. Später brachte der Merkur Herder's Aufsatz über Hutten mit einer Nachschrift Wieland's. Vgl. Herder's Werke, XV. S. 355 f. Deshalb unterblieb, was der Schluß in Aussicht gestellt hatte: „Von seinen Schriften und einigen andern Merkwürdigkeiten seines Lebens künftig!" — A. d. H.

*) Andre sagen, den 20. oder 21. April.

welche man hernach zusammen gelesen, und lassen in truck kommen: denn er war ein guter Poet: also hat er auch etliche Orationes wieder Huldrich den Fürsten zu Wirtenberg gestellet, unnd in etlicher Thaten halb gestraffet: auff solliches hat er auch mit Erasmo etliche gespen bekommen, unnd ist durch seine vielfaltigen bücher bey den Teutschen in grosser authoritet gewesen. Wie er dergestalt fürgefaren, ist er mit den bösen blatteren beflecket, und in Züricherlandschafft kranck gelegen, da er auch zu end Augusti des 1523. jar gestorben, und ehrlich begraben worden. Es haben in auch etliche mit sonderbaren Epitaphiis unnd grabgeschrifften bezieret."

So weit Pantaleon. Folget nun unser Commentarius über diesen Text, wozu uns Melchior Adami in seinen Vitis German. JCtorum et Politicorum hauptsächlich mit Materialien versehen hat.

Ulrich von Hutten wurde zu Stackelberg, unweit Fulda, einem seiner Familie zugehörigen Schlosse, geboren und machte seine ersten Studien zu Fuld, Köln und Frankfurt an der Oder, wo der Kurfürst Johann Cicero von Brandenburg vor Kurzem (im Jahr 1495) eine hohe Schule gestiftet hatte. Sein ganzes Leben durch verband er die Liebe der Musen mit der Leidenschaft zu ritterlichen Thaten und mit der Neigung zum vagabunden Leben oder zum ewigen Ausziehen auf Abenteuer, die in Maximilian's I. Zeiten dem Adel in ganz Europa noch mächtig im Leibe saß. Sein erster Austritt war in seinem zwanzigsten Jahr (1508) nach Italien in den berühmten venetianischen Krieg, wo der unternehmende Geist, die immer argwöhnische Eifersucht und die schwindlichte Politik der Fürsten, die damals das Steuerruder von Europa führten, der Welt ein so seltsames Schauspiel gaben. Hutten brachte den größten Theil der Zeit, während diese Händel dauerten (von 1508—1517), in Italien zu, wo er sich durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine literarischen Talente ebenso sehr als durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit in ritterlichen Uebungen hervorthat. Hier war es, wo er einsmal auf einer Fahrt von Rom nach Viterbo in den Fall kam, sich ganz allein (denn seine Gefährten waren davongelaufen) mit fünf Franzosen, mit denen er zufälligerweise Händel bekommen hatte, herumzuschlagen. Ungeachtet er nun sehr klein von Person war und Fünf gegen Einen eine ziemlich ungleiche Partie ist, wehrte er sich doch so verzweifelt, daß die Franzosen endlich ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Mit etwas mehr Glück

und vermuthlich auch mit etwas mehr Klugheit (einer Tugend, wodurch immer zehn Schurken gegen einen braven Kerl ihr Glück zu machen pflegen, weil es gemeiniglich die einzige ist, die der Schurke hat, und die einzige, die dem braven Mann fehlt) würde er vielleicht in diesem Kriege Gelegenheit gefunden haben, sich mehr zu seinem Vortheil hervorzuthun. Aber das Schicksal scheint ihm nicht so gewogen gewesen zu sein wie die Natur; und sein Aufenthalt in Italien (wo er unter andern Fatalitäten lange Zeit an einem bösen Fuß zu Padua krank und elend liegen mußte) gab ihm weniger Anlaß, seinen Heldenmuth in Kriegsthaten als in Erduldung aller Arten von Ungemach zu beweisen, denen nach der damaligen Weise, Krieg zu führen und zu leben, überhaupt ein Rittersmann, der nichts als seinen Namen und seinen Degen hatte, noch weit mehr als heutiges Tages preisgegeben war. Damals, da er zu Padua lag, kam es so weit mit ihm, daß er sich provisionaliter seine Grabschrift machte, worin folgende Stelle zugleich ein Denkmal seiner Leiden — und des immer unbefangnen und unbezwinglichen Muthes ist, womit er sie ertrug:

Vixi equidem Musis, animum coluique per artes
  Sed reor irato me studuisse Deo.
Mens erat arma sequi et Venetum sub Caesare bellum,
  Verum alio bello concidi et hoste alio.
Pauperiem, morbos, spolium, frigusque famemque
  Vita omni et *quae sunt asperiora* tuli.
Recte autem, cecidi juvenis miser et miser exul,
  Ne majora feram, ne videarque meis.

Aus Mangel genauerer Nachrichten können wir von seinen Schicksalen während seiner zehnjährigen fahrenden Ritterschaft von seinem zwanzigsten bis dreißigsten Jahre nichts Weiters sagen, als daß er während dieser Zeit einen Theil seiner lateinischen Gedichte, und unter andern seinen Vir bonus (Der brave Mann) und sein Lobgedicht auf Teutschland und Die teutsche Nation an Albrechten von Brandenburg, bei Gelegenheit der Erhebung desselben auf den heil. Stuhl zu Mainz, verfertigt hat; ein Gedicht, welches seinem patriotischen Geist und Herzen noch mehr Ehre macht als seinen poetischen Gaben und seiner Fertigkeit in der Sprache des alten Latiums.

Nach seiner Zurückkunft in Deutschland (im Jahr 1517) fand er eine freundschaftliche Aufnahme in dem gastfreien Hause

des berühmten Konrad Peutinger's in Augsburg, dieses edelgesinnten Freundes aller Talente und Verdienste, dem (wie bekannt) seine eignen die Würde eines Raths Maximilian's I. und die vorzüglichste Gunst und Achtung dieses vortrefflichsten Kaisers erworben hatten; und auf Peutinger's Empfehlung erhielt er hier die Ehre, von Kaiser Maximilian zu Belohnung seiner im venetianischen Kriege bewiesenen Mannheit und ritterlichen Tugenden zum Ritter geschlagen und zugleich mit dem poetischen Lorbeer gekrönt zu werden, zu welchem Ende Peutinger's Tochter Constantia, das schönste und artigste Mädchen ihrer Zeit in Augsburg,*) den Kranz mit eignen Händen geflochten hatte. — Von dieser Zeit ging ein Bildniß Ulrich's von Hutten, gewaffnet und mit einem Lorbeerzweig um die Scheitel, in Deutschland herum; eine Ehre, worüber er, da sie damals noch ungewöhnlich war, eine gar große Freude gehabt haben soll. — — — — —

Nach dieser Zeit begab sich Hutten an den Hof Kurfürstens Albrecht's von Mainz, wo er sich ein paar Jahre aufhielt. Eine Frucht davon ist sein Gespräch de Aula (vom Hofleben) an Heinrich Stromer, einen verdienstvollen Arzt aus Leipzig und seinen besondern Freund, der damals bei Kurfürst Albrechten in Diensten war. Wie gut oder übel es unserm ritterlichen Dichter hier ergangen, davon mag uns folgende Stelle aus einem seiner Briefe an Peutingern einen kleinen Geschmack geben.**) „Du fragst mich, wie mir das Hofleben hier bekomme? Nicht zum Besten. Und doch, was sollt' ein ehrlicher Kerl nicht ertragen können bei einem so guten Fürsten wie Erzbischof Albrecht, der so leutselig, so wohlthätig, so edelmüthig ist! der für die Wissenschaften und für die Gelehrten alle so gut gesinnt ist! Sonsten ekelt mir's von Herzen vor aller der Wirthschaft: der Aufgeblasenheit der Höflinge, den großthuerischen Versprechungen, den ellenlangen Complimenten, den hinterlistigen Reden, kurz, vor alle dem Zeug, das am Ende nichts als blauer Dunst und Wind ist" u. s. w.

*) S. Hutten's Praefatio des Tractats ad Principes Germaniae, ut bellum inferant.

**) Urkundlich Hutten's eigene Worte: Jam quaeris forte, quemadmodum me tractet vita aulica? Nondum optime. Quanquam quid non ferendum apud vere principem Albertum Archiep., sic humanum, sic beneficum ac liberalem? deinde sic erga literas et literatos omnes affectum? alioqui valde ista nauseo, fastum aulicorum, magnifica promissa, sesquipedales salutationes, insidiosa colloquia et inanes fumos.

In eben diesem Jahre 1518 begleitete Hutten seinen Herrn, den Erzbischof Albert, nach Augsburg auf den Reichstag, wo Kaiser Maximilian von Fürsten und Ständen Abschied nahm, und wo auch von Herzog Ulrich von Württemberg und von D. Martin Luther's Sache die Rede war. Der arme Hutten, dem sein Schicksal allenthalben Streiche spielte, hatte diese ganze Zeit über das Fieber. Aber weder Schicksal noch Fieber noch irgend etwas in der Welt konnte über seinen guten Muth Meister werden. In einem solchen launischen Augenblick schickte er ein scherzhaftes Billet in Versen an Anton Fuggern (bei dem damals der Cardinal Cajetan wohnte), worin er ihm sein Fieber zuschickt, weil es bessere Tage und mehr Wart und Pflege bei Fuggern finden würde als bei einem so armen Teufel wie er selbst.

Die vorerwähnte Sache des Herzog Ulrich's war ihrem Ursprung nach eine Familiensache der Edlen von Hutten gegen diesen jungen ausgelassnen Fürsten, der ums Jahr 1515 seinen Hofmarschall Johann von Hutten im Böblinger Walde hatte ermorden lassen. Ulrich von Hutten, der damals noch in Italien war, empfand diese an seinem Vetter verübte Unthat, wie er sollte; und weil er gleich keine andre Rache an Ulrichen von Württemberg nehmen konnte, spitzte er seine Feder gegen ihn und schrieb Invectiven und den Dialog, Phalarismus betitelt, und andere Dinge, Alles mit großer Bitterkeit und Freiheit. Wie aber die Sache durch Anstiftung der Hutten'schen Familie und andrer Feinde des Herzogs zu einer gemeinen Sache wurde aller der Fürsten, Grafen, Herren und Städte, die sich durch den berühmten schwäbischen Bund Herzog Ulrich's Vergewaltigungen und Uebermuth entgegensetzten, so zog unser Ulrich nun auch den Degen, den er ebenso muthig und fertig zu führen wußte als die Feder, und half ritterlich Thaten thun; wie sie denn nicht eher von Herzog Ulrichen abließen, bis sie ihn nackt und bloß von Land und Leuten verjagt hatten. Bei Gelegenheit dieser großen Fehde entstand Hutten's Freundschaft mit dem berühmten Franz von Sickingen, Götzens von Berlichingen Schwager,[1]) und dem Einzigen vielleicht in ganz Deutschland, der werth war, des herrlichen Mannes Bruder zu sein, wiewol zu einer Zeit, wo es noch Männer gab von dem Schlag, wo (nach Shakespeare's Ausdruck)

[1]) Das ist er bekanntlich nur in Goethe's Dichtung. — A. d. H.

die Natur aufstehen und sagen möchte: „Das ist ein Mann!“ Zwischen Hutten und Sickingen war eine natürliche Verwandtschaft, die durch die Gleichheit ihrer Gesinnungen in bürgerlichen und Religionssachen (denn auch der tapfere Sickingen war einer von Luther's ersten und wärmsten Freunden) noch enger und inniger wurde.

Unser Hutten stand an der Spitze dieser guten Leute von brennendem Kopf und Herzen, die in ewiger Theilnehmung an Allem, was sie, weil sie Menschen sind, als sie angehende Dinge betrachten (wenngleich nicht unmittelbar um ihr eigen Fell gespielt wird), immer bereit und fertig stehen, sich für die gute Sache des ersten besten Unbekannten, der ihnen in den Wurf kommt, mit der ganzen Welt herumzubalgen. Man kann sich also leicht vorstellen, daß er bei den großen Bewegungen, welche Luther's Lehre im Jahr 1517 verursachte, keinen müssigen Zuschauer abgegeben haben könne, und schwerlich wird Jemand einen Augenblick zweifelhaft sein, welche Partei ein Mann von Hutten's Sinnesart und Charakter ergriffen haben werde. In der That schrieb er gegen Papst Leo X. und seine Courtisanos (wie er sie nennt) und gegen Alle, die sich einer Sache, die (seinem Gefühl nach) gerechte Sache der Menschheit war, entgegensetzten, eine Menge heftiger Broschüren in Latein und Deutsch, in Prosa und Versen, munterte Luthern in einem herrlichen Briefe öffentlich auf, muthig fortzufahren,*) gab die Bulle vom Jahr 1520 mit sehr treffenden und beißenden Randglossen heraus, schrieb in deutscher Sprache eine historische Deduction über den steten Ungehorsam der römischen Päpste gegen den Kaiser, worin er, da endlich auch von den Treulosigkeiten Leo's X. an Kaiser Maximilian die Rede ist, Folgendes als die eignen Worte des Kaisers anführt: „Nun ist dieser Bapst auch zu einem Böswicht an mir worden: nu mag ich sagen, daß mir kein Bapst, so lang ich gelebt, je Treu und Glauben gehalten hat; hoffe, ob Gott will, dieser soll der letzte sein!“ — kurz, er trieb's so arg, daß Leo X. endlich dem Kurfürsten Albert von Mainz ansinnte, er sollte ihn an Händen und Füßen gebunden nach Rom schicken. Albert konnte ihm nun keinen Schutz mehr geben, und Hutten

*) Zur Probe nur diesen einzigen Zug: Ferunt excommunicatum Te. Quantus, o Luthere, quantus es, si hoc verum est! Ich schäme mich fast, daß ich's wage, nach diesem Wort noch etwas von dem Manne zu sagen, der eine Seele hatte, die so fühlte.

mußte sich verbergen und entweichen, um den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen. Anfangs wollte er zu Brabant an Kaiser Karl's Hofe Schutz suchen; aber seine Freunde schrieben ihm, er wäre verloren, wenn er's thäte. Hutten, dem es häufig begegnete, zur Unzeit brav zu sein, wollte sich nicht abschrecken lassen, bis ihn endlich einige frisch von Rom angelangte Freunde versicherten, daß der Papst unversöhnlich auf ihn erbittert sei und verschiedenen deutschen Fürsten den nämlichen Befehl wider ihn gegeben habe wie dem Erzbischof Albert. Ein öffentliches Verbot, Hutten's Schriften bei Strafe des Bannes zu lesen und auszubreiten, welches Albert auf Befehl des römischen Hofes ausgehen ließ, und andre harte Proceduren ließen ihm nun keinen Zweifel mehr, was er von seinen Feinden zu gewarten habe, zumal, da man (wie er in verschiednen seiner Schriften versichert) sich kein Bedenken machte, sogar Gift und Dolch zu gebrauchen, um seiner, auf welche Weise es wäre, los zu werden. Er zog sich also in das Schloß Ebernburg zurück und schrieb von dort aus Briefe an Kaiser Karl V., an Albert von Mainz, Friedrich den Weisen von Sachsen und endlich an alle Stände des Reichs, worin er sich über das ihm von den Römischen zugefügte Unrecht beschwert, seine Sache behauptet und Gerechtigkeit fordert. „Freigeboren bin ich," schreibt er unter Andern an Kurfürst Friedrichen von Sachsen, „und frei werd' ich bleiben; denn ich fürchte mir vor dem Tod nicht; und nimmer soll man vom Hutten hören, daß er sich von irgend einem ausländischen Fürsten, so übergroßmächtig der auch wäre, befehlen lasse, geschweige von einem — Pontifex" u. s. w.

Von dieser Zeit an überließ sich Hutten gänzlich seiner Leidenschaft gegen alle Diejenigen, die er als Feinde der literarischen, bürgerlichen und geistlichen Freiheit, Lanzknechte einer ausländischen gesetz- und vertragwidrigen Tyrannie, gedungne Verfechter der Dummheit und des Aberglaubens und ewige Gegner aller Aufklärung, gesunden Vernunft und richtigen Empfindung ansah. Er verfolgte sie mit den bittersten Stachelschriften und that ihnen sonderheitlich auch durch deutsche Lieder, die auf allen Gassen gesungen wurden, großen Abbruch.

Durch alle diese äußerst überspannte Wirksamkeit reizte Hutten nicht nur eine Welt voll Feinde gegen sich, vor deren Macht, Bosheit und Nachstellungen er endlich, da sein Leben in Deutschland nirgends mehr sicher war, in einer kleinen Insel

des Zürcher Sees, Ufnau genannt, sich verbergen mußte, sondern auch sein Körper ging unter den gehäuften Anfällen des Mangels und Elends von außen und der Gewalt einer so ungestümen Feuerseele von innen in wenig Jahren zu Trümmern und setzte dadurch einen Geist in Freiheit, von welchem Adami sehr richtig sagt: daß, wenn äußere Macht, Reichthum und glückliche Umstände seiner innern Kraft entsprochen hätten, er nothwendig die ganze Welt hätte umkehren und in eine neue Gestalt umschaffen müssen.

Ulrich von Hutten war klein von Person, wiewol von starkem Bau, abgehärtet zu Ertragung alles Ungemachs, ein Verächter aller Vortheile und Wollüste, die er mit der geringsten Beugung seiner freien Seele, der mindesten Gefälligkeit auf Unkosten seines Charakters hätte erkaufen müssen, von einem unternehmenden kühnen Geist, der allem Widerstand trotzte und durch nichts zu bändigen war, heftig in Thaten und Worten, unveränderlich standhaft bei der Partei, die er einmal genommen hatte, treu in seinen Verbindungen, aber immer bereit, sich um Wahr und Recht mit dem unentbehrlichsten Freund oder Beschützer abzuwerfen. Durch den ewigen Streit mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit auf einer Seite und den unzähligen Feinden, die ihm seine Freiheits- und Wahrheitsliebe auf der andern machte, wurde er endlich in eine Bitterkeit und innere Wuth der Seele gesetzt, die zuweilen in Anstöße von Grausamkeit ausbrachen; demungeachtet war er voller Wärme für die Rechte und das Glück seiner Brüder und seines Vaterlandes, edelmüthig, bieder, offen und treuherzig, ein tödtlicher Feind aller Falschheit, Unredlichkeit und krummen Wege, bei allen diesen Tugenden eines ächten irrenden Ritters einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit und, zum Gegengewicht gegen alles Ungemach, das ihn sein ganzes Leben durch verfolgte, mit einem guten Muth und einem Selbstgefühl begabt, die ihn in Drangsalen emporhielten, denen jeder gewöhnlichere Mensch unterlegen wäre: kurz, ein Mann, der es werth ist, daß wir den Ausruf auf ihn anwenden, womit Goethe seinem Götz von Berlichingen parentirt:

„Edler Mann! wehe dem Jahrhundert, das Dich von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft, die Dich verkennt!“

Hans Sachs.

Einige Lebensumstände desselben,
als
Zugabe zu Goethe's Erklärung eines alten Holzschnittes,
vorstellend
Hans Sachsens poetische Sendung.[1])

Die Stadt Nürnberg hatte das Glück, im letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts drei Männer hervorzubringen, denen keine andre Stadt in Deutschland ein Triumvirat von gleicher Vortrefflichkeit zu gleicher Zeit entgegenstellen konnte. Albrecht Dürer wurde daselbst im Jahr 1470 geboren, Wilibald Pirkheimer im Jahr 1471 und Hans Sachs, der Dichter, im Jahr 1494. Die Eltern des Letztern waren arme gemeine Bürgersleute; er hatte ihnen aber einen dauerhaft und glücklich organisirten Körper, einen hellen Kopf, ein an Allem theilnehmendes und doch immer fröhliches Herz und eine gute Erziehung zu danken.*) Was hätten ihm vierundsechzig Ahnen Bessers geben können? Wenn jemals ein Mensch zum Dichter geboren worden ist, so war's Hans Sachs. Die holdselige Meistersängerkunst (die zu seiner Zeit in Nürnberg und in den andern vornehmsten Reichsstädten noch in großen und verdienten Ehren war) gab die erste Gelegenheit zu Entwicklung des Dichtergeistes, den die Natur so reichlich über ihn ausgegossen hatte. Zu eben der Zeit, da er nach Endigung seines Schullaufs das Schuhmacherhandwerk erlernte, empfing er den ersten Unterricht in der Kunst des Meistergesangs von Leonhard Nunnenbeck, dessen er in einem seiner Gedichte dankbare

---

[1]) Teutscher Merkur 1776, II. S. 90—97. — A. d. H.

*) Siehe, was er selbst davon sagt in dem Gedicht: „Die Werke Gottes sind alle gut", Th. IV. 1. Bl. 252.

Erwähnung thut, ohne sich's, wie es scheint, nur bewußt zu sein, wie unendlich er seinen Meister übertraf.

Von seinem siebzehnten Jahre an durchwanderte er fünf Jahre lang auf seiner Profession alle Theile Deutschlands, mit dieser offnen, heitern, theilnehmenden Seele, die alle Gegenstände der Natur wie ein reiner Spiegel auffaßt, um sie getreulich, unverschönert und unverstellt wieder zurückzuwerfen. Auf dieser Wanderschaft sammelte er sich einen Theil des reichen Schatzes von anschaulicher Erkenntniß und wahren Abdrücken der Natur und des menschlichen Lebens, über den ein unbefangener Leser in seinen Werken erstaunen muß. Ueberall befliß er sich, neben dem Betrieb seines mechanischen Geschäftes seinen Wissenstrieb zu befriedigen und sich im Meistergesang, seiner Lieblingsleidenschaft, zu üben. „Ueberall" (ich borge hier die Worte seines wackern biederherzigen Lebensbeschreibers*)) „half er entweder die Singschule verwalten oder sang den geübtern Meistern ein neu Lied zur Beurtheilung vor." Diese glückliche Liebe der Musenkunst hielt bei ihm allen andern Leidenschaften und aller äußern Reizung zu den gewöhnlichen Leidenschaften der Jugend das Uebergewicht, und „noch im hohen Alter erinnerte er sich mit Freuden, daß er aus herzlicher Liebe zu seiner Wissenschaft sich des Spiels, des Trunks und der Buhlerei entschlagen, hingegen in der Uebung seines Nebenwerks sein einziges Vergnügen und den unschuldigsten Zeitvertreib gefunden habe".

Im Jahr 1519 ließ er sich zu Nürnberg als Bürger und Schuhmacher häuslich nieder und verheirathete sich mit Kunigunde Kreutzbergerin, die der Gegenstand des herrlichen Liebesgedichts war, das wir unten (Seite 303 ff.) unsern Lesern mittheilen, und das desto merkwürdiger ist, weil er's erst im 25. Jahre seines Ehestandes gedichtet hat. Er lebte mit dieser Frau über 40 Jahre in der Ehe, zeugte mit ihr zwei Söhne und vier Töchter, überlebte aber seine ganze Nachkommenschaft außer vier Enkeln von seiner ältesten Tochter. Er war 66 Jahr alt, als er diese Gespielin seiner Jugend und Gefährtin seines Lebens durch den Tod verlor. Er betrauert sie herzlich in dem wunderlichen Traum von seiner lieben Gemahel Kunigunda

*) M. Salomon Ranisch, Professor auf dem Gymnasio zu Altenburg, dem wir eine mit vielem Fleiß und herzlicher Anmuthung zu seinem Gegenstande verfertigte Historisch-kritische Lebensbeschreibung unsers Dichters (Altenb. bei Richtern 1765) zu danken haben.

Sachsin (III. 1. 530), legte sich aber dennoch vier Monate drauf eine andre Ehgehilfin, Barbara Harscherin, zu, mit der er den Rest seines Lebens bis ins Jahr 1576 nicht weniger glücklich, wie es scheint, zugebracht.

Seinem Handwerk lag er bis in sein hohes Alter ob, und es ist falsch, was Einige vorgeben, daß er jemals den Schulmeister gemacht habe. Er scheint ein geschickter und unter Seinesgleichen ansehnlicher Schuhmacher gewesen zu sein und immer sein gutes Auskommen gehabt zu haben. Die Spuren davon findet man häufig in seinen Werken; denn überall leuchtet eine neidenswerthe Behaglichkeit hervor, die zwar hauptsächlich eine Frucht seiner glücklichen Gemüthsart, seines immer heitern Kopfes, immer gelassnen Sinns und immer liebevollen Herzens war, aber gleichwol mit armseligen Umständen und Mangel an den Bequemlichkeiten des Lebens nicht wohl bestehen kann.

Er genoß dieser so ungewöhnlich glücklichen Art von Existenz, ohne daß die natürliche Alterschwachheit seine Leibes- und Seelenkräfte unbrauchbar gemacht hätte, bis in sein 78. Jahr. Nach dieser Zeit aber erfolgte eine immer merklichere Erschwachung und Abstumpfung der Sinne, die ihn endlich in eine Art von Kindheit zurücksetzte; wenn man ja seinen Zustand so nennen kann, wie ihn sein Schüler im Meistergesang, Paschmann, in einem Lobgedicht auf seinen geliebten Meister beschreibt:

„In dem Saal stund unecket
bedecket
ein Tisch mit seiden grüne,
An selbem saß
ein Alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Daub dermaß,
der hett ein'n großen Bart fürbas;
in ein'm schönen großen Buch las
mit Gold beschlagen schön.

„Das lag auf ein'm Pult eben
vor ihm auf dem Tisch sein
und an Bancken darneben
viel großer Bücher fein;
die alle wohl beschlagen
da lagen,
die der Alt Herr ansach.

„Wer zu dem alten Herren
kam in den schönen Saal
Und ihn grüsset von ferren,
den sach er an dismal,
Sagt nichts, sondern thut neigen
Mit Schweigen
Gegen ihm sein Haupt schwach,
dann sein Red und
Gehör begunt
Ihm abgehen, auch Sinnesgrund.
Als ich nun da in dem Saal stund
Und sein alt lieblich Gesicht rund
anschauet" u. s. w.

Guter, glücklicher alter Mann! Nimm diese Thräne der Liebe, die mir, indem ich dies abschreibe, über die Wange rollt! — der Liebe und auch der Freude, daß die Natur so gerecht gegen Dich war und Dich den Freudenbecher, den sie Dir voll eingeschenkt hatte, so rein bis auf den letzten Tropfen ausschlürfen ließ! Wer hätte je verdient, glücklich zu sein, wenn Du nicht?

Auch seine Zeitgenossen waren gerecht gegen ihn, und ob Gott will, soll es künftig auch die bessere Nachwelt sein. Denn es ist lang genug, daß Deutschland seinen Dichter und wir Andern alle unsern Meister verkannt haben! Seine alte, rohe, aber warme und kräftige Sprache, das Ungefeilte seiner Verse und Reime, seine holzschnittmäßige Dürerische Manier, und was ihm sonst aus seiner Zeit Fehlerhaftes anklebte, soll uns nicht länger verhindern, den Geist, das Herz, die in allen seinen Werken leben und weben, zu fühlen, zu erkennen und zu lieben!

Dank habe inzwischen mein ungenannter Landsmann, der mir schon vor mehrern Jahren durch seine Ehrenrettung Hans Sachsens*) zuvorgekommen ist!

Da in dem glücklichen Geist unsers lieben Meisters Alles, was er sah, hörte und las, zum Gedicht wurde; da er früh zu dichten anfing und erst im 78. Jahre seines Lebens aufhörte, am Dichten seine größte Freude hatte, sich Beifall, Ehre und Ruhm dadurch erwarb, und, was bei einem so biederherzigen Manne nothwendig ein großer Antrieb sein mußte, da er wirklich zu seiner Zeit vielen Nutzen mit seinen Werken stiftete: so ist kein

*) Die ich zwar nur aus der angeführten Lebensbeschreibung kenne.

Wunder, daß er alle andern deutschen Dichter an Menge und Mannichfaltigkeit von Compositionen sowie die meisten bis auf diesen Tag an innerm Werth derselben übertroffen hat.

Von diesen seinen Werken hat man nur zwei vollständige Ausgaben, eine in Folio, von Joachim Lochner zu Nürnberg verlegt in fünf Bänden, welche von 1570 bis 1579 nach und nach herauskamen, und wovon die drei ersten nur eine neue Auflage des schon im Jahr 1558, 1560 und 1561 von dem Augsburgischen Buchhändler Georg Wille zu Nürnberg in Heußler's Druckerei veranstalteten ersten Druckes der Hans Sachsischen Werke sind; die andere in fünf Theilen in 4°, von Johann Krüger in Augsburg verlegt und in der Reichsstadt Kempten bei Christoph Krausen gedruckt, wovon der erste Theil im Jahr 1612 und der letzte im Jahr 1616 erschien.

Von andern Auflagen ist mir nichts bekannt; aber allgemein bekannt ist, daß Hans Sachsens Werke dermalen unter die raren Bücher gehören. Diese ihre Seltenheit ist wol die eigentliche Ursache, warum er, der popularste unter allen Dichtern, die vielleicht jemals gelebt haben, nach und nach seiner Nation, deren Voreltern er einst so lieb und werth war, so gleichgiltig und unbekannt geworden. Es wäre Schande für Deutschland, wenn diesem Mangel nicht abgeholfen würde, und ich müßte mich sehr betrügen, wenn mein Vorsatz, eine neue Ausgabe der auserlesensten Stücke unsers Dichters in einem oder zwei Octavbänden zu veranstalten, nicht den meisten unsrer Leser und wahrscheinlicherweise allen Deutschen, die Gedrucktes lesen können, sehr willkommen sein sollte. Ich behalte mir vor, von diesem Vorhaben in einem der nächsten Stücke des Merkur's ausführlicher zu sprechen, und ersuche inzwischen sowol die Vorsteher der öffentlichen Bibliotheken, in welchen sich Handschriften von Hans Sachsens noch ungedruckten Gedichten befinden, als die Gelehrten, so dergleichen eigenthümlich besitzen, sich darüber mit mir in Correspondenz zu setzen und dazu behilflich zu sein, daß die in solchen Handschriften vielleicht noch verborgen liegenden vorzüglich guten Stücke dem Publico nicht vorenthalten bleiben mögen.[1])

---

[1]) Die Aufforderung blieb ohne Erfolg; Wieland ließ die Sache liegen. Bertuch gab zwei Jahre später blos eine Probe einer neuen Ausgabe in acht Octavbänden. Wir bringen im 38. Theile Wieland's empfehlende Einleitung zu Bertuch's Ankündigung dieser Ausgabe. Aber Bertuch fand nicht die gehörige Unterstützung. Drei Jahre später gab J. H. Häslein in Nürnberg einen

Erklärung eines alten Holzschnittes,

vorstellend

Hans Sachsens poetische Sendung.[1])

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser theurer Meister hie,
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Ein sauber Feierwamms er trägt,
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl steckt an den Arbeitskasten;
Er ruht nun auch am siebenten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlingssonne spürt,
Die Ruh' ihm neue Arbeit gebiert;
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben.
Er hätt ein Auge treu und klug,
Und wär' auch liebevoll genug,
Zu schauen Manches klar und rein
Und wieder Alles zu machen sein;
Hätt auch eine Zunge, die sich ergoß
Und leicht und fein in Worte floß.
Deß thäten die Musen sich erfreuen,
Wollt'n ihn zum Meister-Sänger weihen.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Brust und rundem Leib;

Auszug aus dem ersten Buche der Gedichte, Fabeln und Schwänke von Hans Sachs mit Anmerkungen, Wörterbuch und einer Abhandlung von des Dichters Leben und Schriften; aber auch dieser Versuch fand so wenig allgemeinen Beifall, daß die Fortsetzung unterblieb. Auch Herder's auf eine Ausgabe der Gespräche von Hans Sachs (Werke, XIII. S. 496 f.) gerichteter Wunsch hatte keinen Erfolg. Alle in unserm Jahrhundert gemachten Versuche waren nur beschränkter Art; noch haben wir keine Gesammtausgabe seiner Werke, nicht einmal seiner zerstreut gedruckten. Die Zahl der noch in Handschriften ungedruckt vorhandenen ist außerordentlich groß. Die neueste mit Benutzung von Handschriften von Karl Goedeke und Julius Tittmann bearbeitete Auswahl der Hans Sachs'schen Dichtungen erschien 1870 in drei Bänden. — A. d. H.

[1]) Wieland's Aufsatz (oben S. 293 bis 297) war eigentlich eine Zugabe zu Goethe's Gedicht; an ihn schlossen sich zunächst die zwei Gedichte von Hans Sachs (unten S. 303 ff.) an. — A. d. H.

Kräftig sie auf den Füßen steht,
Grad, edel vor sich hin sie geht,
Ohne mit Schlepp und Steiß zu schwänzen,
Noch mit'n Augen 'rum zu scharlenzen;
Sie trägt einen Maßstab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel ist ein gülden Band,
Hätt auf dem Haupt ein Kornährkranz
Ihr Aug' war lichten Tages Glanz:
Man nennt sie Thätig Ehrbarkeit,
Sonst auch Großmuth, Rechtfertigkeit.
Die tritt mit gutem Gruß herein.
Er drob nicht mag verwundert sein;
Denn wie sie ist, so gut und schön,
Meint er, er hätt' sie schon lang gesehn.
Die spricht: „Ich hab' Dich auserlesen
Vor Vielen in dem Weltwirr-Wesen,
Daß Du sollst haben klare Sinnen,
Nichts Ungeschicklichs magst beginnen.
Wenn Andre durch einander rennen,
Sollst Du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn Andre bärmlich sich beklagen,
Sollst schwankweis Deine Sach fürtragen;
Sollst halten über Ehr' und Recht,
In allem Ding sein schlicht und schlecht;
Frommkeit und Tugend bieder preisen,
Das Bös' mit seinem Namen heißen,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt,
Nichts verlindert und nichts verwitzelt!
Sondern die Welt soll vor Dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn;
Ihr festes Leben und Mannlichkeit,
Ihr inner Maß und Ständigkeit!
Der Natur-Genius an der Hand
Soll Dich führen durch alle Land,
Soll Dir zeigen all das Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben;
Wie kunterbunt die Wirthschaft tollert,
Der Ameishauf durch einander kollert!
Mag Dir aber bei Allem geschehn,

Als thätst's in ein'm Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
Ob's ihnen möcht' zur Witzung werden!"

Da macht sie ihm ein Fenster auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerlei Wesen,
Wie Ihr's möcht in sein'n Schriften lesen.

Wie nun der liebe Meister sich
An der Natur freut inniglich,
Da seht Ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten.
Man nennet sie Historia,
Mythologia, Fabula.
Sie ist rumpfet, strumpfet, bucklet und krumb,
Aber eben ehrwürdig darumb.
Sie schleppt mit keuchend wankenden Schritten
Ein große Tafel in Holz geschnitten;
Drauf seht Ihr mit weiten Aermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten;
Adam, Eva, Paradeis und Schlang,
Sodom und Gomorrah's Untergang;
Könnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen
Da in ein'm Ehrenspiegel schauen.
Dann allerlei Blutdurst, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schanden-Port,
Auch allerlei Lehr' und gute Weis,
Könnt sehen Sanct Peter mit der Geiß,
Ueber der Welt Regiment unzufrieden,
Von unserm Herrn zurecht beschieden.
Auch war bemalt der weite Raum
Ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
Mit weltlich Tugend- und Lastergeschicht.

Unser Meister dies All ersicht
Und freut sich dessen wundersam;
Denn es dient wohl in seinen Kram.
Von wannen er sich eignet sehr
Gut Exempel und gute Lehr,
Erzählt das Alles fix und treu,
Als wär' er selbst gesyn dabei.
Sein Geist was ganz dahin gebannt,
Er hätt' kein Aug' davon verwandt,

Hätt' er nicht hinter seinem Rucken
Hören mit Klappern und Schellen spucken.

Da thut er einen Narren spüren
Mit Bocks- und Affen-Sprüngen hofieren
Und ihm mit Schwank und Narretheiden
Ein lustig Zwischenspiel bereiten;
Schleppt hinter sich an einer Leinen
Alle Narren, großen und kleinen,
Dick und hager, gestreckt und krumb,
Allzu witzig und allzu dumb.
Mit einem großen Farrenschwanz
Regiert er sie wie e'n Affentanz;
Bespottet eines Jeden Fürm,
Treibt sie ins Bad, schneidt ihnen die Würm
Und führt gar bitter viel Beschwerden,
Daß ihr doch nie wöll'n minder werden.

Wie er sich sieht so um und um,
Kehrt ihm das fast den Kopf herum,
Wie er möcht' Worte zu Allem finden,
Wie er möcht' so viel Schwall verbinden,
Wie er möcht' immer muthig bleiben,
Das All zu singen und zu schreiben.
Da steigt auf einer Wolke Saum
Herein zu's Oberfensters Raum
Die Muse, heilig anzuschau'n
Wie'n Bild unsrer lieben Frau'n.
Die umgiebt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig wirkender Wahrheit;
Sie spricht: „Ich komm', um Dich zu weihn;
Nimm meinen Segen und Gedeihn!
Das heilig Feuer, das in Dir ruht,
Schlag' aus in hohe lichte Gluth!
Doch daß das Leben, das Dich treibt,
Immer bei holden Kräften bleibt,
Hab' ich Deinem innern Wesen
Nahrung und Balsam auserlesen,
Daß Deine Seel' sei wonnereich,
Einer Knospe im Thaue gleich."

Da zeigt sie ihm hinter seinem Haus
Heimlich zur Hinterthür hinaus
In dem eng umzaunten Garten

Ein holdes Mägdlein sitzend warten.
Am Bächlein beim Hollunderstrauch,
Mit abgesenktem Haupt und Aug'
Sitzt's unter einem Apfelbaum
Und spürt die Welt rings um sich kaum,
Hat Rosen in ihr'n Schooß gepflückt
Und bindet ein Kränzlein gar geschickt
Mit hellen Knospen und Blättern drein.
Für wen mag wohl das Kränzel sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfüll' ihr Busen steigt;
Ihr Wesen ist so ahndevoll,
Weiß nicht, was sie sich wünschen soll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.
Warum ist Deine Stirn so trüb'?
Das, was Dich dränget, süße Lieb',
Ist volle Wonn' und Seligkeit,
Die Einem in Dir ist bereit,
Der manches Schicksal wirrevoll
An Deinem Aug' sich lindern soll;
Der durch manch wunniglichen Kuß
Wiedergeboren werden muß.
Wie er den schlanken Leib umfaßt,
Von aller Müh' er findet Rast;
Wie er ins runde Aermlein sinkt,
Neue Lebenstäg' und Kräfte trinkt;
Und Dir kehrt süßes Jugendglück,
Deine Schalkheit kehrt Dir zurück.
Mit Necken und manchen Schelmerein
Wirst ihn bald nagen, bald erfreun:
So wird die Liebe nimmer alt
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Weil er so heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken schwebt
Ein Eichenkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt;
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!

Goethe.

Zwei Gedichte von Hans Sachs
als eine
Beilage zur Erklärung des Holzschnittes.

Der Liebe Zanck.

Als ich in meinem Jugendthum
Einer Jungfrawen mich annum,
Die hätt ich inniglichen hold,
In Zucht und Ehren, als ich solt,
In rechter Trew, freundlicher Art.
Von ir nit mehr zu Theil mir ward
Als offt ein freundlich Augenblick,
Manch lieblich Gespräch auch offt und dick,
Dann offt ein freundlich Umbefangk,
Das nam ich an zu hohem Danck;
Begeret weiter auch nit mehr
Wann*) mir war ir Jungfräwlich Ehr
Lieber, denn alle Frewd auff Erd;
Von gantzem Hertzen auch begert
Mein Leben mit ir zu beschließen,
Im Ehlichen Stand ir zu geniessen.
Kürtzlich eins Tages sich zutrug,
Das sie mir alle Frewd abschlug,
Nimmer ich sie umbfahen solt,
Kein Kuß sie mir mehr bieten wolt,
Wann sie besorgt vor mir ir Ehr;
Und dergleich Wort gab sie mir mehr.
Ich erschrack, sie doch gütlich fragt,
Obs ir Ernst wär? Darauff sie sagt:
Es wär ir Ernst, und wolt das sagen
Von mir, und mich darumb beklagen,
Wo ich sie wiederumb würd umbfahn.
Erst that mir unter Augen schlahn**)
Das Elend mit grosser Nachrew;
Dacht': ach weh meiner Lieb und Trew,

*) Wann wird bei unsern Alten häufig für dann oder sintemal, weil gebraucht; und so auch hier und weiter unten.

**) Schlahen für schlagen ist in Schwaben noch unter dem Volk üblich.

Das ichs so hertzlich hab gemeint!
Mein Hertz das klopfet, seufftzt und weint,
Legt' mich unmuthig in mein Bett,
Und also bey mir selber redt':
„O Venus, du Göttin der Lieb,
Sag, wo mein Lieb und Trew nun blieb,
Die ich in dei'm Dienst trug so hertzlich?
Wie ist sie worden mir so schmertzlich!
Der*) ichs so trewlich hab gemeint,
Hält mich für iren Ehren Feind,
Mein Trew ich gar verloren spür',
Der Strohsack liegt mir vor der Thür;
Ich bin geführet auff ein Eiß,
Kein Hülff und Trost ich fürbaß weiß;
Mein Hoffnung ist gar ab und todt;
Nun wünschet' ich und wolt' auch, Gott,
Das ich ir doch nie hätt' gesehen!"
Im Bett thet ich mich lang umbdrehen,
In wehmütig'n Gedancken tieff,
Bis ich samb halb und halb entschlieff.
In dem mich eygendlich bedeucht,
Wie das mein Kammer wurd durchleucht
Mit einem hellen klaren Schein;
Mit süssem Geruch trat herein
Venus die Göttin für mein Bett,
Und mich gantz senfftiglich anredt:
„Ach, junger Gesell, sey wolgemut,
Dein Sach', die wird noch alle gut;
Weist du nit, das Jungfrewlich Bild
In Lieb ist allzeit rauch und wild,
Und seine Lieb nit leicht bekennt,
Ob es gleich inhitziglich brennt?
Darzu nöt't sie ir Scham und Zucht,
Darmit sie zu erretten sucht
Ir Ehr, ir'n allerhöchsten Schatz;
Auch förcht sie hart des Klaffers Schwatz,
Die keiner Ehren auch verschonen.
Des thu ich trewlich dich vermonen,
Erheb dein trawriges Gemüt,

*) Statt: mit der.

Wenn sie hat eben dein Geblüt,
Und hat dich inniglichen lieb,
Derhalb dich weiter nit betrüb!
Sie wird dir trew und freundlich seyn,
Ir Rew darumb ist auch nit klein,
Das sie dich hat so hart betrübt;
Ir Hertz sich auch in Schmertzen übt.
Laß all'n Unmuth und Zweiffel fahren,
Dann sie wird noch in wenig Jahren
Dein Lebenlang dir zugesellt;
Ich hab dir sie selbst ausserwählt,
Zu ei'm steten Hertzlieb allein,
Darumb laß alles Trawren sein."

Mit dem die Göttin bald verschwund.
Ich erwacht', und im Hertzengrund
Ward ich erfrewt, und bald ufstahn.*)
Als ich mein Lieb ward sichtig an,
Redt' ich sie an mit trawrigen Worten.
Die sich aber an allen Orten
Entschuldigt, sie wär mir nit feind
Hätt' die Wort nit so arg gemeint,
Ich solts halten trewlich, wie billich,
In Ehrn und Zucht wolt sie gutwillig
Forthin die Lieb mich nit verlon,**)
Und auch nit mehr wieder mich thon.
Also wurd unser Lieb und Trew
Wiederumb gantz beschlossen new,
Mit einem Umbefangk und Kuß,
Der mich noch allzeit frewen muß.
Das unser Lieb grün, blü und wachs
In Zucht und Ehren, wünscht Hans Sachs.

Anno Salutis M. D. XLIIII.
Am 1. Tag Septembris.

---

*) Ich ward ufstahn, eine vor Alters übliche Redensart, statt: ich stund auf.

**) Verlassen.

Sanct Peter mit der Gaiß. Ein Schwanck.

Da noch auff Erden gieng Christus,
Vnd auch mit ihm wandert' Petrus,
Eins tags auß eim Dorff mit ihm gieng,
Bey einer Wegscheyd Petrus anfieng:
„O HErre Gott vnd Meyster mein,
Mich wundert sehr der Güte dein,
Weil du doch Gott allmechtig bist,
Läßt es doch gehn zu aller Frist
In aller Welt gleich wie es geht,
Wie Habacuck sagt der Prophet:
Frefel vnd Gewalt geht für recht,
Der Gottloß übervortheilt schlecht
Mit Schalckheit den Grechten vnd Frommen,
Auch könn' kein Recht zu End mehr kommen;
Die Lehr' gehn durcheinander. sehr,
Eben gleich wie die Fisch im Meer,
Da immer einer den andern verschlind,
Der böß den guten überwind.
Deß steht es übel an allen enden,
In obern vnd in nidern Ständen;
Deß siehst du zu vnd schweygest still,
Samb kümmer' dich die Sach nit vil,
Vnd geh dich eben glat nichts an!
Könst doch alles übel vnderstan,
Nembst recht in d'Hand die Herrschafft dein!
O solt ich ein Jar Herr Gott sein,
Vnd solt den Gwalt haben wie du,
Ich wolt anderst schawen darzu,
Führn vil ein besser Regiment,
Auff Erdereich durch alle Ständt!
Ich wolt stewern mit meiner hand
Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brand,
Ich wolt anrichten ein rüwig leben."
Der HErr sprach: „Petre, sag mir eben:
Meinst, du woltst je besser regieren,
All ding auff Erd baß ordinieren,
Die Frommen schützen, die Bösen plagen?"
Sanct Peter thet hinwider sagen:
„Ja es müst in der Welt baß stehn,
Nit also durch einander gehn,

Ich wolt vil besser Ordnung halten."
Der HErr sprach: „Nun so must verwalten,
Petre, die hohe Herrschafft mein;
Heut den tag solt du Herr Gott seyn!
Schaff und gebeut als was du wilt;
Sey hart, streng, gütig oder milt,
Gib auß den Fluch oder den Segen,
Gib schön Wetter, Wind oder Regen,
Du magst straffen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschonen,
In summa mein gantz Regiment
Sey heut den tag in deiner Händt."
Darmit reichet der HErr sein Stab
Petro, den in sein Hände gab.
Petrus war deß gar wolgemut,
Daucht' sich der Herrligkeit sehr gut.
In dem kam her ein armes Weib,
Ganz dürr, mager und bleich von Leib,
Barfuß in eim zerrissen Kleyd;
Die trieb ihr Gaiß hin auff die Wayd.
Da sie mit auff die Wegschayd kam,
Sprach sie: „Geh hin in Gottes Nam,
Gott b'hüt und b'schütz dich jmmerdar,
Das dir kein übel widerfahr'
Von Wolffen oder Vngewitter,
Wann ich kan warlich je nit mit dir,
Ich muß arbeiten das Taglohn,
Heint ich sonst nichts zu essen hon
Daheim mit meinen kleinen Kinden;
Nun geh hin wo du Wayd thust finden;
Gott der b'hüt dich mit seiner Händ!"
Mit dem die Fraw wiederumb wend
Ins Dorff, so gieng die Gaiß jhr straß.
Der HErr zu Petro sagen was:
„Petre, hast das Gebet der Armen
Gehört? Du must dich jhr erbarmen!
Weil ja den Tag bist Herr Gott du,
So stehet dir auch billich zu,
Das du die Gaiß nembst in dein hut,
Wie sie von Hertzen bitten thut;
Vnd behüt sie den gantzen Tag,

Das sie sich nicht verirr' im Hag,
Nit fall' noch mög' gestolen wern,
Noch sie zerreissen Wolff' noch Bärn,
Das auff den Abend widerumb
Die Gaiß vnbeschedigt heimkumb
Der armen Frawen in jhr Hauß.
Geh hin vnd richt die sach wol auß!"
Petrus namb nach deß HErren wort
Die Gaiß in sein Hut an dem ort,
Vnd trieb sie an die Wayd hindan.
Sich fieng Sanct Peters Vnruh an.
Die Gaiß war mutig, jung vnd frech,
Vnd bliebe gar nit in der nech (Nähe),
Loff auff der Weyde hin und wider,
Stieg ein Berg auff, den andern nider,
Vnd schloff hin vnd her durch die Stauden.
Petrus mit Aechtzen, Blas'n vnd Schnauden
Must jmmer nachtrollen der Gaiß,
Vnd schin die Sonn gar über haiß.
Der Schweiß über sein Leib abran,
Mit Vnruh verzehrt' der alte Mann
Den Tag, biß auff den Abend spat,
Machtloß, hellig, gantz müd vnd matt,
Die Gaiß widerumb heimhin bracht.
Der HErr sach Petrum an und lacht',
Sprach: „Petre, wilt mein Regiment
Noch lenger b'halt'n in deiner Händt?"
Petrus sprach: „Lieber HErre mein,
Nimb wider hin den Stabe dein,
Vnd dein G'walt; ich beger mit nichten
Forthin dein Ampt mehr außzurichten.
Ich merck' das mein Weißheit kaum töcht, (taugte)
Das ich ein Gaiß regieren möcht',
Mit grosser angst, müh und arbeit.
O HErr, vergib mir mein Thorheit.
Ich will fort der Regierung dein,
Weil ich leb' nit mehr reden ein."
Der HErr sprach: „Petre, dasselb thu,
So lebst du fort mit stiller Ruh,
Vnd vertraw mir in meine Händt
Das allmechtige Regiment!"

Johann Fichard.[1])

(Geb. 1511, gest. 1581.)

Unter den vortrefflichen Männern von allen Classen, welche die Reichsstadt Frankfurt seit mehrern Jahrhunderten hervorgebracht, ist dieser Rechtsgelehrte — — — einer der hervorstechendsten. Er war ein Schüler des damaligen großen Rechtslehrers Ulrich Zasius, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Zierde der hohen Schule zu Freiburg war und (wie Fichard von ihm zu rühmen pflegte) noch als ein 70jähriger Greis so viel Feuer des Geistes und Lebhaftigkeit im Vortrag besaß, daß kein Andrer seines Ordens in Deutschland und Italien ihm hierin den Vorzug streitig machen konnte. Fichard, der in der Schule zu Frankfurt einen guten Grund in den gelehrten Sprachen und philologischen Kenntnissen gelegt hatte, erwarb sich zu Freiburg die vorzügliche Liebe und Fürsorge des alten Zasius und machte sich derselben so gut zu Nutz, daß, nachdem er etliche Jahre dem canonischen und römischen bürgerlichen Recht (auf welche sich in diesen Zeiten die Rechtsgelehrtheit einschränkte) unter einem so geübten Anführer mit großem Fleiß obgelegen, er nebst seinem Mitschüler, Johann Sichard von Bischofsheim (in der Folge ebenfalls einem der verdienstvollen Männer seiner Zeit), im Jahr 1531 als ein Jüngling von 19 Jahren den Doctorhut aus Desselben Hand zu empfangen würdig war und durch seine Geschicklichkeit und besondere Wohlredenheit schon in solcher Jugend Aller Augen auf sich zog. Er übte sich hierauf eine Zeit lang in der Praxis an dem damals zu Speier befindlichen höchsten Reichsgerichte, besuchte sodann die berühm-

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1776, II. S. 210—212. — A. d. H.

testen Rechtsschulen in **Italien**, besonders die zu Padua und Bologna, welche damals vorzüglich blühten, erweiterte daselbst seine Kenntnisse in allen Theilen der Gelehrsamkeit und kehrte hierauf in seine Vaterstadt zurück, welche nicht säumte, sich die Geschicklichkeiten eines so vorzüglichen Mitbürgers zuzueignen, indem sie ihm die Würde eines Stadtschreibers und Syndici im Jahr 1537 anvertraute. Er verwaltete dieses in Reichsstädten so wichtige Amt 44 Jahre mit größtem Ruhm, machte sich während dieser Zeit unvergeßliche Verdienste um seine Vaterstadt durch die Geschicklichkeit, Klugheit und Thätigkeit, womit er in den damals so außerordentlich verwickelten, gefahr- und arbeitsvollen Zeitläuften die wichtigsten Geschäfte (besonders auch die durch die Reformation veranlaßten neuen Einrichtungen) zu Stande bringen half, und starb endlich mit dem Nachruhm, eine Zierde seiner Stadt und einer der ersten Männer seines Jahrhunderts in seinem Fache gewesen zu sein, im Jahr 1581 im 70. Jahre seines Alters. Unter seinen vielen juristischen Schriften wird sein Tractatus Cautelarum vorzüglich geschätzt. Er schrieb auch eine Biographie der neuern Rechtsgelehrten, von **Irnerius** an bis zu seinem Lehrer **Zasius**, und andere zur Rechtsgeschichte gehörige Werke. Zu bemerken ist's, daß er auch seine Stärke in der griechischen Sprache durch lateinische Uebersetzung einiger Schriften des **Galenus** zeigte. Denn schon damals, und **vorzüglich** damals, war das Studium der griechischen Sprache und Literatur eine wesentliche Erforderniß, um den Namen eines Gelehrten zu verdienen, und selbst unter den großen **Geschäftsmännern** des 16. Jahrhunderts wird man wenige nennen können, die der Sprache Homer's und Platon's unkundig gewesen wären. Ich hätte sehr gewünscht, etwas Umständlicheres und Specialeres von dem Leben und Charakter eines solchen Mannes mittheilen zu können, muß es aber aus Mangel der Materialien hiezu (womit ich von Frankfurt aus vielleicht hätte versehen werden können) bei dieser kurzen Nachricht bewenden lassen. Das Bildniß, das ich von ihm liefre, soll denen, die man daselbst noch von ihm hat, ziemlich ähnlich sein und scheint mir einen Mann von hellem Sinn, unbefangnem Verstand, großer Festigkeit, Feinheit, Mäßigung und Bonhomie, wiewol bei vielem Feuer anzukünden; und ich bemerke daran vorzüglich eine Art von scharfem, sicherm und feinem Blick, der die großen Rechtsgelehrten ganz eigen charakterisirt. — — —

Wilibald Pirkheimer.[1])

Wilibald (oder Bilibald) Pirkheimer stammte aus einem alten edlen patricischen Geschlecht der Republik Nürnberg ab und wurde im Jahr 1470 zu Eichstädt geboren, wo sein Vater, Johann Pirkheimer, damals als bischöflicher Rath lebte. Dieser kam in der Folge bei Herzog Albert von Baiern und zuletzt bei Erzherzog Siegmund von Oestreich in gleichmäßige Dienste, wurde häufig in Geschäften verschickt und nahm überall seinen Sohn mit sich, um ihn von der ersten Jugend an zu praktischer Kenntniß der Welt und der Geschäfte anzuführen und ihm den Geschmack an den letztern (wozu ihn Geburt und Naturgaben bestimmten) unvermerkt zur mechanischen Fertigkeit zu machen. Wilibald that sich in seiner Jugend vorzüglich in allen ersinnlichen Leibesübungen so hervor, daß er darin Wenige seinesgleichen hatte. Seiner ersten jugendlichen Neigung nach würde er sich dem Soldatenstand gewidmet haben, wozu er bei Gelegenheit einiger Fehden des Bischofs von Eichstädt mit seinen Nachbarn ungemeine Fähigkeiten zeigte. Aber der Gehorsam gegen seinen Vater nöthigte ihn, sich auf die Rechtsgelahrtheit zu legen und sich dadurch zu den bürgerlichen Staatsgeschäften tüchtig zu machen. Wilibald wurde zu diesem Ende nach Padua geschickt. Weil er aber da Gelegenheit fand, die griechische Sprache zu lernen und durch sie mit Schriftstellern bekannt zu werden, welche freilich für einen jungen Mann von Genie eine ganz andre Gesellschaft sind als die Bartolen und Balden, — so mußte er nach einem dreijährigen Aufenthalt zu Padua, der für die Entwicklung und Uebung seiner Geisteskräfte gewiß nicht besser hätte angewandt

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1776, II. S. 300—304. Die Einleitung ist weggeblieben, in welcher unter Anderm der Wunsch ausgesprochen wird, jedem in einem hohen Grade vortrefflichen deutschen Manne möchte von einem unsrer Zeitgenossen, der dazu innern Beruf fühle, im Merkur ein so edles Denkmal gesetzt werden, wie vor einigen Tagen zum Gedächtniß Hutten's eines von einem der ersten Schriftsteller unsers Jahrhunderts (Herder) eingeschickt worden. — A. d. H.

werden können, nach Pisa gehen, um unter den berühmten Rechtsgelehrten Mainus, Lancelot und Decius zweckmäßiger zu studiren. Dies that er nun zwar mit vielem Fleiß; aber sein Geist war zu groß, um sich in den engen Kreis einer einzelnen Wissenschaft hineinbeschwören zu lassen, und er erkannte zu wohl, daß ein wahrer Staatsmann den ganzen Zirkel der Menschheit umfassen muß und von Allem, was irgend eine Beziehung zum menschlichen Leben hat, nie zu gut unterrichtet sein kann. Er übte sich also auch zugleich in allen übrigen Theilen der Gelehrsamkeit; immer aber blieb die griechische Literatur sein Lieblingsstudium, und er brachte es darin so weit, daß er ebenso fertig Griechisch als Italienisch sprach.

Im Jahr 1498, nachdem er die Würde eines Doctors der Rechte erlangt, berief ihn sein Vater (der sich nach Nürnberg in die Ruhe des Privatlebens zurückgezogen hatte) wieder nach Hause. Wilibald vermählte sich, wurde in den Rath zu Nürnberg erwählt, that sich bald in den Geschäften der Stadt und in wichtigen Verschickungen hervor, und weil er schon in den kriegerischen Spielen und Vorübungen seiner ersten Jugend oberwähntermaßen besondere Fähigkeiten zum Militärstand gezeigt hatte, wurde er zum Obersten über die ansehnlichen Hilfsvölker gesetzt, welche die Stadt Nürnberg dem Kaiser Maximilian I. zu seinem Zuge gegen die Helvetier (im Jahr 1499 und 1500) zu Hilfe schickte. In diesem, von Pirkheimern selbst mit Xenophontischer Simplicität beschriebnen Kriegszuge gewann er durch seinen lebhaften Geist, seinen Muth, seine Kenntnisse und seine besondere Gutherzigkeit und Jovialität (Hauptzüge seines Charakters) die Liebe und das Vertrauen dieses herrlichen Kaisers, der nothwendig einen ihm selbst so ähnlichen jungen Mann liebgewinnen mußte.

Wilibald kam aus dieser (verunglückten) Expedition mit großen Empfehlungen vom Kaiser an die Republik Nürnberg zurück, trat wieder in sein voriges Civilleben ein, machte sich in verschiedenen Gesandtschaften an den Kaiser (der ihn zu seinem Rath erhob) Verdienste und wurde dafür belohnt — wie die Ciceronen, Aristiden, Epaminondas und Ihresgleichen immer belohnt worden sind.

Pirkheimer, der jovialisch genug war, sogar auf das Podagra (das ihn bei zunehmenden Jahren plagte) eine scherzhafte Lobschrift zu machen, ließ sich zwar durch alle die Pfetzereien und Tribulationen seiner Neider und der wackern

Leute, denen er zu viel Verstand, zu viel Geschmack an Sachen, wovon sie nichts begriffen, zu viel Ruhm, zu viel Credit bei großen Fürsten, kurz, zu viel Vorzüge hatte, nicht irre machen; doch trug es nicht wenig zu seinem Entschluß bei, nach seines Vaters Tode, da ihm auch die Verwaltung eines sehr ansehnlichen Vermögens und weitläufigen Hauswesens zufiel, seine Aemter niederzulegen, um sich selbst, seinen Freunden und den Musen, die er über Alles liebte, zu leben. Doch ließ er sich einige Jahre darauf bereden, in die vorige Laufbahn wieder einzutreten, wo er dann ferner unter Maximilian I. und Karl V. zu vielen Gesandtschaften, besonders auf Reichs- und Kreistage, gebraucht wurde, sich durch seine Talente, Geschäftsklugheit und Beredsamkeit im ganzen Reich ein großes Ansehen erwarb und viele Jahre lang der Republik wichtige Dienste leistete, die auch, allen Cabalen und Chicanen seiner Abderitischen Gegenpartei zu Trotz, von der Republik bei vielen Gelegenheiten anerkannt und belohnt wurden, bis ihn endlich einige Jahre vor seinem Tode die zunehmenden Beschwerden seines Körpers (von dem er ungeachtet seiner großen Mäßigkeit und Nüchternheit viel leiden mußte) nöthigten, abermals um seine Entlassung zu bitten und den Rest seines Lebens in der edeln Muße eines verdienstvollen Alters auszuleben, wiewol auch da sein Haus immer das Ansehen einer Curia behielt und seine weit ausgebreitete Wirksamkeit zum gemeinen Besten des Staats, der Kirche und der gelehrten Republik nur mit seinem Leben aufhörte.

Pirkheimer hinterließ eine ansehnliche Bibliothek, viel schöne Manuscripte, alte Münzen und andre Ueberbleibsel der alten Kunst, wovon er viel Kenntnisse hatte. Dieser gelehrte Schatz kam durch eine seiner Töchter in die Imhofische Familie.

Er liebte auch die Musik und vorzüglich die Malerei, und der große Albert Dürer fand in ihm seinen vertrautesten Freund und eifrigsten Beförderer seiner Unternehmungen. Doch eben dies war er für alle vortrefflichen Geister und wahren Gelehrten seiner Zeit. Er liebte, förderte, schützte und vertheidigte sie nach allen Kräften, so lang er athmete.

Dieser edle, wahrhaft große Staatsmann, Freund alles Schönen und Guten und herzliche Feind aller Barbarei, Gleißnerei und Schurkerei, unter waserlei Masken sie sich auch verbergen mögen, — starb im Jahr 1530 den 22. December, und das Schicksal war so gerecht und ließ ihn den Letzten seines Geschlechts sein.

Theophrastus Paracelsus.[1])

Paracelsus verdient aus zwei Ursachen einen Platz unter den Worthies des sechzehnten Jahrhunderts: als ein Mann von außerordentlichem Genie, und weil er in der Arzneikunst Epoche gemacht. Heutiges Tages mögen freilich fast Wenige sein, die ihn durch sich selbst kennen und mit dem Geist, der in seinen Schriften webt, in Gemeinschaft stehen. Aber doch giebt es Solche, und sie Alle lade ich ein, ihm ein Denkmal im Teutschen Merkur zu errichten, das seiner würdig sei.

Alles an diesem Manne war ungewöhnlich und paradox bis auf den Namen. Er nannte sich Philippus Aureolus Theophrastus Bombast von Hohenheim oder, statt dieses Geschlechtsnamens, Paracelsus. Sein Recht an den Namen Bombast von Hohenheim soll sich blos darauf gegründet haben, daß sein Vater ein unehelicher Sohn eines deutschen Herrn aus diesem ehmaligen edeln schwäbischen Geschlecht gewesen. Paracelsus wurde im Jahr 1493 zu Einsiedeln im Canton Schwyz geboren, wo sein Vater damals die Arzneikunst trieb. Einige Jahre darauf zog er nach Kärnthen und lebte dort bis gegen das Jahr 1525 in vielem Ansehen.

Galenus war damals den Aerzten, was Aristoteles den Mönchen — ein unbekannter Gott, aber nur desto abergläubischer verehrt. Paracelsus wurde von seinem Vater von Jugend an zur damaligen gemeinen Galenischen Heilmethode angeführt. Aber sein Geist war nicht dazu gemacht, auf der Heerstraße mit

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1776, III. S. 85—91. — A. d. H.

dem großen Haufen einherzutraben, und die Bücher, woraus er Wahrheit schöpfen sollte, schienen ihm löchrichte Cisternen, die kein Wasser geben. Er sah das große Buch der Natur aufgeschlagen vor sich; er fühlte, daß ihm das geheime Alphabet, worin es geschrieben ist, nicht unverständlich war, warf seine Bücher weg und zog aus in die weite Welt, um zu schauen und zu forschen, wallfahrtete per varios casus durch ganz Europa und vielleicht noch weiter und suchte überall Alles auf, was ihn auf die Spur der Geheimnisse der Natur und Kunst leiten konnte. Er glaubte von Jedem, der sich auf Erfahrung und That berief, etwas lernen zu können; Bergleute, Wurzelmänner, Zigeuner, Juden, Marktschreier und alte Weiber selbst waren ihm nicht zu schlecht dazu. Daß er aber sogar nach Arabien und Aegypten gekommen und dort in den Mysterien der Hermetischen Weisheit initiirt worden, wie van Helmont glaubt, scheint ohne Grund zu sein; und wiewol Paracelsus selbst sagt: „er habe alle Winkel von Asien und Afrika durchkrochen", so hat das doch schwerlich mehr auf sich, als wenn Gadriga versicherte, daß er in Walfisches Bauch Leberklöße gekocht habe; denn es begegnete ihm ziemlich oft, wenn er in seiner marktschreierischen Laune war, das Ding, das nicht ist,[1]) zu sagen.

Mit diesen Reisen brachte er, anstatt die beste Zeit des Lebens auf Schulen zu verderben, seine Jugend zu, sammelte sich eine unendliche Menge Arcanen, worunter freilich (wie in des großen Bacon's Sylva Sylvarum) unächtes Zeug genug sein mochte, und erwarb, was das Wichtigste war, in der Chymie, einer damals in Deutschland noch wenig bekannten Wissenschaft, große Kenntniß und Erfahrenheit &c. &c. Dafür wußte er aber auch sehr wenig Latein und Griechisch, las nichts, was Andre vor ihm geschrieben hatten, und erfüllte sich mit dieser unbegrenzten Verachtung der Galenischen Aerzte, wovon alle Blätter seiner Schriften überfließen.

Man kann sich vorstellen, was für Aufsehens er machen mußte, als er nach seinen zehnjährigen Ulyssischen Wanderungen in die Schweiz zurückkam und die Arzneikunst auf bisher unbetretnen Wegen, mit einer ganz neuen Kunstsprache, mit neuen oder doch den Meisten ganz unbekannten Heilmitteln und mit öffentlichster Verschmähung und Verpfuiung der Ga-

[1]) So nannten die Swiftischen Huyhnhnms eine Lüge. — (Gruber.)

lenischen Methode und Derjenigen, die außer ihr kein Heil kannten, zu treiben anfing. Glückliche Curen zum Theil verzweifelter und für unheilbar gehaltener Krankheiten setzten ihn in kurzer Zeit in großen Ruf, und sein berühmtes Laudanum that Wunder, wenn man Helmonten und andern seiner Verehrer glauben will. Eine seiner ersten Curen von dieser Art verrichtete er an dem gelehrten Baselischen Buchdrucker Johann Froben, der an einem bösen Fuß so krank lag, daß ihn die Aerzte nicht anders als durch Amputation retten zu können glaubten. Paracelsus stillte die Wuth der Schmerzen durch sein Laudanum und stellte den Patienten so weit wieder her, daß er zweimal wieder zu Pferde nach Frankfurt reisen konnte. Doch ist nicht zu verschweigen, daß Froben ein Jahr darauf an einem Schlagfluß starb, und daß viele, wo nicht die meisten Wundercuren unsers medicinischen Hercules (wie ihn Helmont nennt) nur Palliative, von keiner langen Dauer und oft von schlimmen Folgen waren. Indessen bahnte ihm doch die besagte Cur den Weg zu einem öffentlichen Lehrstuhl und zum Physikat in Basel, dem er ums Jahr 1526 und einige Zeit darüber vorstand. Die Feinde und Neider, die er sich durch seine Lehrart, Curen und Intoleranz gegen die übrigen Aerzte zuzog, die Undankbarkeit seiner Patienten, die seine Belohnung nicht nach dem Werth einer in kurzer Zeit und mit der wenigsten Unlust wiedererlangten Gesundheit, sondern nach der wenigen Mühe, so sie ihn kostete, und nach der Kleinheit der Gläschen, die er ihnen zu schlucken gab, abmaßen, ohne Zweifel auch sein Hang zum herumschweifenden Leben trieben ihn bald wieder von Basel weg. Er hielt sich erst ein paar Jahre im Elsaß auf, lebte unter dem dasigen Adel in großem Ansehen, erwarb viel Geld und gewöhnte sich an eine Lebensart, die einen gewöhnlichen Menschen gar bald zum Viehe machen würde, ihm aber in dem Geschäfte seines Geistes nicht hinderlich gewesen zu sein scheint. Von da zog er über zehn Jahre in der Schweiz, in Schwaben, Baiern, Oestreich, Mähren und Kärnthen umher und starb endlich im Jahr 1541 zu Salzburg, wo er auf dem Gottesacker des Hospitals St. Sebastian begraben liegt. Auf seinem Grabstein wird ihm nachgerühmt, daß er die dira illa vulnera, den (venerischen) Aussatz, das Podagra, die Wassersucht und andere unheilbare Krankheiten durch seine wundervolle Kunst geheilet und all sein Vermögen den Armen vermacht habe.

Was allen außerordentlichen Menschen begegnet, dumm gelobt und dumm getadelt zu werden, war auch Paracelsens Schicksal.

Seine Feinde begnügten sich nicht, ihn nur für einen unwissenden, verwegnen, heillosen Marktschreier und Salbader auszugeben; sie sagten, er sei ein Zauberer und Atheist, habe den Teufel und treibe die Krankheiten aus durch Beelzebub, den obersten der Teufel. Seine Freunde priesen ihn als den größten Arzt und Wundermann seit Adam, nannten ihn den deutschen Trismegist und versicherten, daß er den Stein der Weisen gefunden habe, welches nach ihrer Meinung nichts Geringers war, als den Hauptschlüssel zur ganzen Geister- und Körperwelt in der Tasche zu tragen.

Er selbst und seine Anhänger gingen unstreitig zu weit, da sie die Heilkunst zu sehr simplificirten, ihre chymischen Arzneien zu sehr universalisirten und den menschlichen Körper zu einer völligen chymischen Werkstatt machten, worin ewig nichts als destillirt, sublimirt, aufgelöst, niedergeschlagen und cohobirt wurde.

Auf der andern Seite erkennen Alle, die seine Werke gelesen haben und verstehen, daß er tiefe Einsichten in die metallurgische Chymie gehabt und diese vornehmlich in seinem Tractat De Sulphure bewiesen; daß er, mancher mißlungnen Versuche ungeachtet, die meisten damals als unheilbar angesehenen Krankheiten, und unter diesen besonders die im ganzen Europa so schreckliche Verwüstungen anrichtende venerische Seuche, viel geschwinder als seine Galenischen Collegen durch seine aus dem Metallreiche gezogenen viel wirksameren Mittel geheilt habe, und daß es Verdiensts genug wäre, wenn er auch kein anders um die Nachwelt hätte, als die Chymie in die Apotheken eingeführt und so viele herrliche Arzneimittel, als man in seinen Werken zerstreut findet, erfunden zu haben. Der berühmte Conring in seinem Werke De Hermetica Medicina ist Einer von Denen, die dem Paracelsus die meiste Gerechtigkeit haben widerfahren lassen. Seine Zeit konnte das nicht, da er eine Welt voll Gegner wider sich hatte, die er durch seine Unverträglichkeit, seine anomalische Lebensart und selbst durch Einmischung in die theologischen Händel seiner Zeit und die besondern Meinungen, die ein Mann wie er über die Religion nothwendig haben mußte, immer im Athem erhielt.

Noch einen Umstand müssen wir berühren. Paracelsus

war ein Weiberfeind, und sein Famulus Johann Oporin, der seinen Sitten sonst nicht das beste Zeugniß giebt, versichert heilig von ihm, daß er der Venus in seinem Leben nie geopfert habe. Erastus und van Helmont geben eine Ursache davon an, die, wenn sie Grund hätte, diese Abweichung von der Natur hinlänglich rechtfertigte, nämlich, er sei, da er als ein Knabe in Kärnthen Gänse gehütet, durch einen Zufall combabisirt worden. Conring rechnet dies unter die boshaften Verleumdungen seiner Feinde, gleich als ob es mehr Schande für ihn wäre, seine Zeugungskraft in der Kindheit verloren zu haben, als, ohne eine so triftige Ursache, ein Weiberfeind gewesen zu sein.

Da sich keine einzige von des Paracelsus Schriften findet, welche vor seinem Sterbejahre 1541 erschienen, so ist sehr wahrscheinlich, daß er bei seinem Leben nichts davon hat drucken lassen. Dies ist um so mehr zu bedauern, da seine Schüler und Anhänger, Bodenstein, Alexander von Suchten, Dornäus, Thurnhäuser, Peter Severin, Croll, Scheunemann und einige Andere, welche sich rühmen, daß Paracelsus ihr Meister gewesen, seine hinterlassenen Papiere in einer solchen Unordnung zum Drucke befördert haben, daß es unsägliche Mühe kostet, die Spreu von den Körnern zu scheiden, noch mehr, die Formeln recht zu verstehen; denn unmöglich kann Theophrast bei seinen glücklichen Curen solche ungeheure Dosen von Arzneimitteln angewandt haben, als seine Nachfolger in seinen Schriften angeben. Unter diesen ragt besonders der Peter Severin hervor, welcher Vieles aus seinem Gehirn zu den Theophrastischen Schriften hinzugefügt hat, wie davon Folgendes zum Beispiel dienen kann: „Dem Arzte ist nöthig zu wissen, daß im Menschen ist der Drachenschwanz, der Widder, die Polaraxe, die Mittagslinie, der Auf- und Untergang der Sonne“ u. s. w.

Dieser Meinung von der Unordnung und Zusätzen in Theophrast's Schriften ist auch der schon genannte Gefährte des Theophrast's, Johannes Oporinus, wenn er in einigen Briefen an die Aerzte Solenander und Johann Wierus sich mit folgenden Worten darüber herausläßt: „Ich muß mich in der That wundern, daß so viele Schriften zum Vorschein kommen, welche alle dem Theophrast zugeschrieben werden und aus dessen Verlassenschaft sein sollen; denn ich bin überzeugt, daß er den Inhalt einiger dieser Schriften nie geträumt, geschweige denn wachend dergleichen gedacht habe.

Die beste Ausgabe seiner Werke ist die Genfer vom Jahr 1658 in 3 Bänden in Folio.[1])

---

[1]) Im Septemberhefte 1776 des Teutschen Merkur (III. S. 281) veröffentlichte Wieland folgende ihm von Herrn von Murr in Nürnberg zugekommene Berichtigung zur Nachricht von Theophrastus Paracelsus:

> „Er war aus dem Flecken Gaiß gebürtig und der Sohn eines deutschen Ritters. Dies versichert ausdrücklich Haller in Biblioth. Chirurg., I. p. 183. Seine drei Bücher von der Wundarznei kamen schon 1536 zu Ulm und 1537 zu Augsburg heraus."

Nach Andern wäre er in Maria-Einsiedeln geboren. — A. d. H.

Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim.[1])

Ein Mann von ungewöhnlichem Geist und Muth verdient immer unsre Aufmerksamkeit, und wenn er Beides zu Bekämpfung des Aberglaubens und der Vorurtheile — in einer Zeit, wo die Reiche des Lichts und der Finsterniß mit großer Macht um die Oberherrschaft stritten — angewandt hat, so verdient er, im Andenken der Nachwelt zu leben, und seine Manes erwarten von ihr die Gerechtigkeit, die ihm seine Zeitgenossen versagten oder zu erweisen unfähig waren.

An Aufklärung seiner Zeit Antheil gehabt zu haben, wird vielleicht dermalen von Manchem als ein ziemlich zweideutiges Verdienst angesehen. Man hat so lang und viel an Aufklärung der unsrigen gearbeitet, daß Männer von Einsicht endlich auf den Gedanken gekommen sind, es sei der Sache zu viel gethan worden, und es möchte wol Noth sein, es wieder ein Wenig dunkel um uns her zu machen. Wir lassen's für diesmal dahingestellt sein, wie viel hieran wahr sein mag oder nicht. — Aber wenn sich auch behaupten ließe, daß eine gewisse Quantität Licht für das innre Auge des Menschen zu viel sei, und daß es schattichte Thäler und sacri orrori in unserm Mikrokosmus gebe, in welche mit der Fackel der Untersuchung einzudringen — nefas sei, so wird doch schwerlich Jemand behaupten wollen oder vielen Glauben finden, wenn er behaupten wollte, „es sei überhaupt besser, im Finstern zu wandeln als im Licht". Denn so weit sind wir wenigstens gekommen, daß wir gewahr worden sind: daß man z. B. bei Taglicht den

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1776, III. S. 184—188 u. 266—272. — A. d. H.

Vortheil hat, vor sich hin und um sich her zu schauen und also entweder seinen Weg ohne Führer zu gehen oder wenigstens sehen zu können, wohin man geführt wird; ein Umstand, der vielleicht den Führern nicht allezeit zu ihren politischen oder ökonomischen Geheimabsichten dienlich sein mag, aber dem Geführten wenigstens (es wäre denn, daß der Weg an den Galgen ginge) nicht leicht nachtheilig sein kann. Dies vorausgesetzt, möchte dann einsweilen, und bis Arimanius, der Gott der Finsterniß, seine schwarze Reichsfahne wieder mitten unter uns aufgesteckt haben wird, als eine hinlänglich begründete Maxime angenommen werden dürfen, daß Männer, die vor zweihundert und mehr Jahren zur Aufklärung der menschlichen Köpfe etwas beigetragen haben — und also nunmehr todt sind und Keinem von uns mit ihrer Fackel zur Unzeit unter die Nase leuchten oder ihm etwan sein eigen Laternchen aus der Hand schlagen können —, mit allem Fug unter die Zahl der guten Geister, die sich ums Menschengeschlecht verdient gemacht, gerechnet werden mögen. Und so widerfahre denn auch dem ehrlichen Cornelius Agrippa sein Recht!

Dieser Mann, — — — von dessen Charakter, Leben, Schicksalen und Verrichtungen wir denjenigen von unsern Lesern, die ihn nicht schon selbst ebenso gut oder noch besser kennen als wir, einige Nachrichten geben wollen, wurde in der Reichsstadt Köln im Jahr 1486 geboren. Weil das alte und edle Geschlecht Derer von Nettesheim, woraus er abstammte, sich schon seit etlichen Generationen dem erzherzoglichen Hause Oestreich gewidmet hatte, so trat auch unser Agrippa frühzeitig in Kaiser Maximilian's I. Dienste, anfangs als Secretär. Weil aber dies sein natürlicher Beruf wol nicht war, so verwechselte er bald die Feder mit dem Degen, den er ebenso gut zu führen gelernt hatte, und diente diesem Kaiser einige Jahre bei der Armee in Italien. Hier that er sich bei verschiednen Gelegenheiten so hervor, daß er zur Belohnung seiner männlichen Thaten die Würde eines Ritters (Equitis Aurati) empfing. Da er aber mitten unter dem Geräusche der Waffen nie aufgehört hatte, den Wissenschaften, zu denen ihn ein überwiegender Hang hinzog, obzuliegen, so wollte er mit jenem militarischen Ehrenzeichen auch die akademischen verbinden und nahm die Würde eines Doctors der Rechte und der Arzneikunst an. Agrippa hatte einen allumfassenden, freien, feurigen, unruhigen Geist, der keine Fesseln duldete und sich in keinen engen Bezirk eindämmen lassen konnte.

Er legte sich (was damals die allgemeine Gewohnheit vorzüglicher Köpfe war) nicht auf eine, sondern auf den ganzen Cyklus der Wissenschaften, die Hermetische und kabbalistische Philosophie mit eingeschlossen, die durch den berühmten Reuchlin wieder in großes Ansehen gesetzt worden war, verstand auch acht Sprachen, und darunter sechs so gut, daß er darin fertig und zierlich redete und schrieb. Sein Wissenstrieb und unstäter Geist trieb ihn in den Jahren 1507 und 1508 in Frankreich und Spanien herum. Im Jahr 1509 hielt er sich zu Dole in Burgund auf, wurde unter die Lehrer der Theologie bei der hohen Schule daselbst aufgenommen, las öffentlich mit großem Beifall und Zulauf über Reuchlin's wunderbares Buch De Verbo Mirifico (ein Werk, worin Reuchlin darzuthun bemüht ist, daß der Name Jesus der wahre Schlüssel zu allen Geheimnissen der ächten Kabbala oder heiligen Philosophie der Hebräer sei), kam aber darüber, wie natürlich, in große Spann- und Irrungen mit den Mönchen, die Alles, was von Reuchlin herkam, für höchst gefährliches, seelenverderbliches Gift und die hebräischen Buchstaben und Wörter für Zaubercharaktere und Beschwörungsformeln ansahen. Agrippa, vermuthlich, um sich Eingang und Unterstützung bei der berühmten Erzherzogin Margarethe von Oestreich, Gouvernantin der Niederlande, zu verschaffen, schrieb seine Abhandlung: Von der Vortrefflichkeit des weiblichen Geschlechts, konnte aber damals nicht dazu kommen, sie gedruckt zu sehen; denn die Hand der Mönche wurde so schwer über ihm, daß er zuletzt weislich die Partei der Sicherheit ergriff, an einem schönen Morgen davonging und sich nach England flüchtete, wo er (außer einer geheimen Negociation, über deren Gegenstand er sich nirgends erklärt) im Lauf des Jahres 1510 über die Briefe des heiligen Paulus arbeitete. Von da ging er, mit neuem theologischen Vorrath befrachtet, nach seiner Vaterstadt Köln zurück, hielt daselbst theologische Vorlesungen über die sogenannten Quaestiones Quodlibetales, konnte sich aber vermuthlich mit den Mönchen zu Köln nicht besser vertragen als mit denen zu Dole; denn er wurde des quodlibetalischen Theologisirens bald wieder so überdrüssig, daß er seine verrosteten Wehr und Waffen wieder hervorsuchte und sich abermals nach Italien unter die Truppen Maximilian's I. begab. Seltsam genug, aber vermuthlich eine Wirkung der Reputation, worin er stand, über Religions- und Kirchensachen heller und freier zu denken als die Magistri nostri seiner Zeit, war

es, daß er um diese Zeit von dem Cardinal de St. Croix den Ruf erhielt, der Kirchenversammlung von Pisa als Theologus beizuwohnen. Es ist bekannt, daß dieses Concilium auf Frankreichs Anstiften, wider Papst Julius' II. Willen, wiewol in Kraft eines Versprechens, das er bei seiner Erhebung auf den heiligen Stuhl zu Rom hatte von sich geben müssen, von den Cardinälen unter der vorgegebenen Absicht, den Gebrechen und Mißbräuchen der allgemeinen Kirche abzuhelfen, ausgeschrieben wurde. Weil es aber durch die Bemühungen des Papsts nicht zu Stande kam, so entging auch unserm militarischen Theologen diese Gelegenheit, neue Lorbeern auf Unkosten seiner Ruhe einzusammeln. Indessen muß er gleichwol Mittel gefunden haben, sich am römischen Hofe in guten Geruch zu setzen; denn bald, nachdem Leo X. den päpstlichen Thron bestiegen hatte, wußte sich Agrippa ein Breve von diesem Papste auszuwirken, worin ihm wegen seiner Devotion gegen den heiligen apostolischen Stuhl und wegen seines treufleißigen Eifers, die Unabhängigkeit desselben zu befördern, viel Lobes in Domino ertheilt wird; — welches wol schwerlich geschehen wäre, wenn Leo oder der Cardinal Bembo, der das Breve unterschrieben, gewußt hätten, daß Agrippa zu einem Verfechter der Rechte der Kirche gegen den römischen Hof auf dem Concilio zu Pisa bestimmt gewesen war.

Vermuthlich machte das päpstliche Breve unserm gelehrten irrenden Ritter neuen Muth, auf theologische Abenteuer auszugehen, so übel ihm solche auch bisher bekommen waren. Er lehrte nun zu Turin öffentlich Theologie und las zu Pavia über den angeblichen Hermes Trismegistus. Aber seine Existenz blieb unstät, flüchtig und ungewiß. Endlich verschafften ihm seine Freunde ums Jahr 1518 die Stelle eines Advocaten und Syndicus der Stadt Metz, wo er sich bald durch seine Wohlredenheit hervorthat und vielleicht ein stilles, geruhiges Leben hätte führen mögen, wenn ihm sein böser Dämon nicht eingegeben hätte, die Partei seines Freundes, des berühmten Le Fevre d'Etaples (Faber Stapulensis),[1]) gegen die drei Ehemänner der heiligen Anna zu nehmen.

Die Mönche, die sich verbunden hielten, dieses Triumvirat der heiligen Anna bei seiner längst verjährten Existenz in der Legende zu schützen und zu schirmen, nahmen ihm diese Ritterthat sehr übel auf. Aber was sie ihm gar nicht verzeihen

[1]) S. über Diesen S. 366 ff. dieses Theils. — A. d. H.

konnten, war die Gottlosigkeit, die er hatte, eine arme, der Hexerei sehr unschuldigerweise angeklagte Bauersfrau gegen ihre Ankläger und den Dominicanermönch Niklas Savini gerichtlich zu vertheidigen. Zu seinem Unglück gewann er den Proceß, und dies war freilich mehr, als die Mönche leiden konnten. Agrippa glaubte nicht an die drei Männer der heiligen Anna, glaubte nicht einmal Hexen — konnt' ein solcher Mann geduldet werden? Aus Furcht, daß es den Inquisitoribus haereticae pravitatis gar leicht einfallen könnte, ihn selbst zum Gegenstand des Feuerwerks zu machen, das sie den Metzern hatten geben wollen, floh er im Jahr 1520 abermals nach Köln, von da im Jahr 1521 in die Schweiz. Hier machte er anfangs zu Genf, hernach zu Freiburg den Arzt, bis er endlich im Jahr 1524 zu Lyon in der nämlichen Qualität bei der Herzogin von Angoulême, Mutter Königs Franz I., in Dienste trat. Aber auch hier ging's ihm nicht besser. Die Herzogin, mißvergnügt darüber, daß er ihrem Glauben an die Astrologie und ihrem Vorwitz, mittelst derselben künftige Dinge voraus zu wissen, nicht hatte Futter streuen wollen, ließ ihn zu Lyon sitzen; seine Pension wurde zurückgehalten, und nachdem er Jahr und Tage Freund und Mag angestellt hatte, sie bezahlt zu kriegen, erfuhr er endlich, daß er aus der Pensionsliste ausgestrichen sei. Sein Hauptverbrechen war, daß ihn die Herzogin für einen Bourbonisten hielt, weil er dem ihr tödtlich verhaßten Connétable von Bourbon ein sehr günstiges Prognostikon gestellt hatte. Diese Begegnung reizte die Galle unsers Abenteurers. Er murrte, schimpfte, drohte und declarirte öffentlich, daß er die Herzogin nicht mehr für seine Fürstin, sondern für eine grausame und treulose Jesabel erkenne. Bayle bemerkt sehr wohl, daß es der Prinzessin übel ergangen sein würde, wenn Agrippa der große Zauberer und Teufelsbanner gewesen wäre, wofür er in der Folge ausgeschrieen wurde. All dies diente nicht, seine Sache besser zu machen; vielmehr verwickelte er sich dadurch in Schwierigkeiten, die ihm das Leben sehr verbitterten.

Im Jahr 1529 schien ihm endlich das Schicksal günstiger werden zu wollen. Er erhielt zu gleicher Zeit einen Ruf von König Heinrich VIII. in England, von dem kaiserlichen Kanzler Gatinara, von einem italienischen Marchese und von der Gouvernantin der Niederlande, Margarethe von Oestreich. Er begab sich in den Schutz der Letztern mit dem Charakter eines

kaiserlichen Historiographen und einer Pension, die — ihm nie bezahlt wurde. Seine Feinde fanden Mittel, ihm bei dieser Erzherzogin und nach ihrem Tode am kaiserlichen Hofe ebenso schlimme Dienste zu thun als bisher; und was ihm seine Feinde nicht Leides thaten, that er sich selbst. Denn sein Werk De Vanitate scientiarum, das er im Jahr 1530 publicirte, und worin er die falsche Gelehrsamkeit seiner Zeit mit unerträglicher Freimüthigkeit demaskirte, erbitterte von Neuem alle Arten von gelehrten Zünften und Innungen, am Meisten aber die Mönche und Magistros nostros. Man redete und schrieb, ja, man predigte sogar von den Kanzeln gegen ihn; und übel möcht' es ihm bekommen sein, wenn nicht der Cardinal Legat Campegius und der Cardinal de la Marc, Bischof von Lüttich, sich seiner noch angenommen hätten. Agrippa's Umstände waren um diese Zeit kläglich genug; denn zu Allem, was er von den Hofleuten und Mönchen ausstand, kamen noch die Verfolgungen seiner Glaubiger. Allem dem Elend zu entgehen, verbarg er sich einige Zeit unter den Flügeln des Kurfürsten von Köln, Hermann von Wied, der die Zueignung der ersten Ausgabe seines berüchtigten Werks De Philosophia occulta sehr gütig aufgenommen hatte. Aber Agrippa war nicht dazu gemacht, lange ruhig zu bleiben. Eine neue Ausgabe des besagten Werks, mit zwei Büchern vermehrt, die er bei der ersten Ausgabe aus billiger Furcht zurückgehalten, machte, daß neue Ungewitter über ihn ausbrachen. Die Mönche bewegten Himmel und Hölle, den Druck zu verhindern; Agrippa hingegen schrieb eine Apologie an den Magistrat zu Köln, worin er auf die Unwissenheit und Bosheit seiner weiß- und schwarzen Gegner mit weniger Schonung als jemals losging, hingegen seine eignen Bemühungen in der geheimen und tiefern Philosophie mit den Beispielen einer Menge großer und berühmter Männer unter Alten und Neuern rechtfertigte. Mit unendlicher Mühe erhielt er endlich die Statisfaction, daß sein Werk die erzbischöfliche Censur passirte und so im Jahr 1533 mit kaiserlichem Privilegio zu Köln ans Licht kam. Die Mönche hatten ihm über diese Sache so viel böses Blut gemacht, daß er, um ihnen auch wieder weh zu thun, wo sie am Empfindlichsten waren, eine neue, mit den bittersten Spöttereien vermehrte Ausgabe seiner Apologie für die Monogamie der heiligen Anna besorgte. Nun erhielt er zwar dadurch seinen Zweck; aber der Unterschied war, daß die Mönche bei Allem, was er ihnen zu Leide that, immer

röther und fetter wurden und sich Essen, Trinken und Schlaf so gut schmecken ließen, als ob kein Agrippa in der Welt wäre, er hingegen bei dem, was sie ihm thaten, um Schlaf und Eßlust kam und, wenn ihn diese auch noch ankam, nichts zu essen hatte, ein unstätes, kummervolles, herumirrendes Leben führen mußte und nirgends sicher war. Im Jahr 1535 (nachdem er sich bis dahin zu Bonn aufgehalten) wollte er sein Glück wieder in Lyon versuchen. Er wurde aber wegen ungebührlicher Dinge, die er über die Mutter des Königs Franz I. geschrieben, unterwegs eingekerkert; und da er seine Freiheit mit Mühe wieder erhalten, begab er sich nach Grenoble, wo er im nämlichen Jahre seinen Gönnern die erste Freude dadurch machte, daß er — starb.

Agrippa scheint, wie Erasmus, anfangs den Unternehmungen des theologischen Hercules dieser Zeiten mehr günstig als abgeneigt gewesen zu sein. Aber in seinem Buche De Vanitate Scientiarum schonet er Luther's ebenso wenig als der römischen Klerisei; und es ist unleugbar, daß er sich von der Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche nie getrennt.

Die Meinung, daß Agrippa ein Zauberer gewesen und mit den bösen Geistern in Bündniß gestanden, hat so tiefe Wurzeln gefaßt, daß es vielleicht jetzt noch Leute (ohne Kapuze) giebt, denen diese Sache wenigstens problematisch ist. Außer seiner Neigung, unschuldige Hexen in seinen Schutz zu nehmen (die freilich verdächtig ist), und seinem Buche De occulta Philosophia, worin gleichwol, sowie in seinen vertraulichen Briefen an seine Freunde, mehr Religion und Glaube ans Christenthum herrscht, als man von einem Bundesgenossen der Hölle präsumiren sollte, — scheint ein schwarzer Hund, der sein Begleiter in allen seinen Abenteuern und vielleicht der treueste Freund war, den der ehrliche Mann jemals gehabt, den stärksten Beweis seines Verständnisses mit dem Teufel auszumachen. Johann Wier, Agrippa's getreuer Sancho, versichert zwar, daß dieser schwarze Hund — ein Hund gewesen wie andre, Monsieur geheißen und von seinem Herrn selbst mit einer ähnlichen Hündin, Mademoiselle genannt, vermählt worden sei; aber der große Paulus Jovius will gewisse Nachricht haben, daß dieser Hund ein Teufel gewesen sei. Auch der theure Pater Martin del Rio weiß einige hübsche Histörchen in diesem Gusto von unserm Helden zu erzählen, z. E. daß er auf seinen Reisen in den Wirthshäusern

zwar immer mit schönem blankem Gelde ausbezahlt habe, nach einem Paar Tagen aber habe sich solches allemal in Muschelschalen oder Buchecken verwandelt. — Es ist kläglich zu lesen, was für armseliges Zeug eine Menge sogenannter Gelehrten über diese angebliche Magie des Agrippa geschwatzt haben. Die Financiers Königs Franz I. und Kaisers Karl V. wußten am Besten (sagt Bayle), wie Unrecht man dem guten Manne that. Wenigstens müßte der Teufel, dem er sich ergeben, der ärmste unter allen Teufeln gewesen sein.

Agrippa war unstreitig ein herrliches Genie; aber man konnte nicht weniger Gewalt über seine Gemüthsbewegungen haben als er. In der ersten Hitze seiner Empfindlichkeit sagte und schrieb er Alles, was ihm Zorn und Rachgier eingab, schonte keiner Seele und vergaß gänzlich, daß er eben die Personen, die er dadurch beleidigte, alle Augenblicke wieder nöthig hatte. Niemals hat ein Gelehrter mehr Gelegenheit gehabt, die Welt kennen zu lernen, und sich seine Erfahrungen schlechter zu Nutze gemacht als Agrippa.

Indessen kann man doch sagen, daß er sich die schwersten Drangsale und Leiden seines Lebens durch seinen Eifer für die Ehre der heiligen Anna zugezogen. Hätte er doch, anstatt zu beweisen, daß sie nur einen Mann und eine Tochter gehabt (welches ihr freilich rühmlicher war), es bei ihren hergebrachten drei Männern und drei Töchtern bewenden lassen können! — Alles Unglück seines Lebens vom Jahr 1520 an bis an seinen Tod war gewissermaßen die Folge dieser einzigen unglücklichen Donquixoterie. — Und nun denke man einen Augenblick, wovon das Schicksal eines Mannes in dieser Zeitlichkeit abhängt!

Agrippa, der die Vorzüge des weiblichen Geschlechts vor dem männlichen in einem eignen Tractat mit großer Beredsamkeit behauptet hat, lebte in diesem Punkt seiner Theorie so gemäß, daß er sich, seinem Schicksal zu Trotz, dreimal verheirathete. Seine erste Frau, von der er in einem seiner Briefe alles Gute sagt, was man von dem besten Weibe sagen kann, verlor er schon im Jahre 1521. Die zweite, die ihn in einem andern Briefe zweifelhaft macht, ob sie nicht noch gar besser sei als die erste, legte er sich im Jahr 1522 zu Genf bei. Ihre Fruchtbarkeit war in Betrachtung seiner immer armseligen und ungewissen Umstände eine gute Eigenschaft zu viel. Sie starb im Jahr 1529 zu Antwerpen, nachdem sie ihm fünf Söhne

und eine Tochter geboren hatte. Seine dritte Frau war aus Mecheln und reichte nicht an die zwei; denn er ließ sich im Jahr 1535 zu Bonn wieder von ihr scheiden.

Wegen vieler anderer besonderer Umstände, sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften betreffend, müssen wir unsre Leser an Bayle (der ihm einen großen Artikel gewidmet) und an den Niceron oder, wenn sie lieber aus der Quelle schöpfen, an die Briefe des Agrippa selbst verweisen. Beim Niceron (Tom. XI. seiner Nachrichten 2c.) kann man auch ein ausführliches Verzeichniß seiner Schriften finden. Die vornehmsten derselben sind mehrmals einzeln und alle zu Lyon apud Beringos fratres in 8° zusammen gedruckt worden.

Ueber den Charakter
des
Erasmus von Rotterdam.[1])

Ein Gesetz des Solon erklärte denjenigen Atheniensischen Bürger für unehrlich und der Landesverweisung schuldig, der beim Ausbruche innerlicher Unruhen im Staate keine Partei ergriff. Da der Geist dieses Gesetzes vermuthlich kein anderer war, als alle Bürger (auch diejenigen, die sonst in solchen Fällen bei der Neutralität am Besten wegzukommen glauben) in die Nothwendigkeit zu setzen, an Wiederherstellungen der öffentlichen Ordnung und Ruhe mit Nachdruck arbeiten zu helfen, so scheint die Billigkeit desselben außer aller Einwendung zu sein. Aber wenn man dieses Gesetz auch auf den Fall solcher öffentlichen Unruhen und Spaltungen anwendet, die durch verschiedene Meinung in Glaubenssachen und religiösen Lehrpunkten veranlaßt worden; und wenn man unter dem Vorwande, „daß ein jeder Redlicher in Sachen von solcher Wichtigkeit eine Partei ergreifen müsse", Keinem, der den Frieden liebt und überzeugt ist, daß bei solchen Gelegenheiten in und außer Ilion's Mauern gleich viel gesündigt wird,*) die Neutralität zugestehen will, so zweifle ich sehr, ob dies Verfahren vor dem Richterstuhle der Vernunft gerechtfertigt werden könne.

Einer der verdienstvollsten Männer des sechzehnten Jahrhunderts, Erasmus von Rotterdam, befand sich in diesem

---

[1]) Erschien zuerst im Teutschen Merkur 1776, IV. S. 262—272, und später in etwas veränderter, hier wiedergegebener Gestalt in Wieland's Kleineren prosaischen Schriften, I. Bd. 1785. Den Anfang des Aufsatzes hat Wieland in der späteren Fassung neu hinzugefügt. — Schon in dem Zusatz zu Herder's „Hutten" (Merkur 1766, III. S. 36) hatte Wieland erklärt, daß er es nicht billige, wie hier „aus Eifer für Hutten das Andenken des sanftern, schwächern, aber wahrlich in seiner Art und in seinem Wirkungskreise nicht minder guten, edeln, verdienstvollen und von den Besten seiner Zeit geliebten Erasmus angeschmitzt" werde. — A. d. H.

*) Iliacos intra muros peccatur et extra. Horat.

Falle und befindet sich gewissermaßen noch immer darin, da die beiden Parteien, die sich durch sein Betragen in den Reformationshändeln beinahe gleich beleidigt glauben, noch immer fortdauern und, so lange sie dauern, nothwendig auch von eben dem Geiste, der sie damals beseelte, getrieben werden, wie gut er auch zu Zeiten seine wahre Gestalt zu verbergen wissen mag.

Ich kann dem Verlangen nicht widerstehen, etwas dazu beizutragen, daß diesem vortrefflichen Manne mehr Gerechtigkeit erwiesen werde, als gemeiniglich geschieht, und als geschehen kann, so lange er von beiden Parteien in einem zu strengen Lichte gesehen und mit einem, meiner Ueberzeugung nach unrichtigen Maße gemessen wird.

Ohne Zweifel ist es Parteilichkeit für sich selbst, wenn beide finden, daß er zu viel für die Gegenpartei und zu wenig für die ihrige gethan habe; denn blos weil er gerecht gegen beide sein wollte, rechnet ihm keine das, was er wirklich für sie that, zum Verdienste an. Die Römisch-Katholischen (ich rede von dem größten Theile) machen ihm alle die ruhmwürdigen Bemühungen seiner jüngern Jahre, — seine Freimüthigkeit in Aufdeckung der Mißbräuche und Gebrechen des damaligen Kirchenzustandes, seine mit dem größten Erfolge gewagten Angriffe auf die Barbarei der theologischen und philosophischen Schulen und auf den Aberglauben, worin die Mönche schändlichen Gewinns halben das christliche Volk gefangen hielten; seine lachenden, aber nur desto wirksamern Satiren auf die Unwissenheit, den Weltsinn, die cynischen Sitten und den Haß gegen das Licht der Wissenschaften, womit die meisten Ordensgeistlichen zum Aergerniß aller ehrlichen Leute angesteckt waren*) — ich sage, Alles dies, wofür ihm als einem um sein Zeitalter und um die Menschheit verdienten Manne eine ewige Ehrensäule unter den Edelsten und Besten gebührte, wird ihm — weil die Sache der Protestanten nothwendig dabei gewinnen mußte — von den römischgesinnten Katholiken noch immer mehr zum Vorwurf als zum Verdienste angerechnet. Die Protestanten auf der andern Seite bringen Alles in Anschlag, was er, wie sie glauben, für die gute Sache hätte thun können und nicht gethan hat, und halten sich dadurch berechtigt, ihm wenig Dank für alles Gute zu wissen, was er

*) Und noch jetzt angesteckt sind und es wahrlich, so lange ein Pardel seine Flecken nicht wandelt, immer bleiben werden.

am Ende doch nicht um ihrentwillen that, wiewol sie die größten Vortheile davon zogen, ja, was er um der ihm mißfälligen Folgen willen gethan zu haben sich zuweilen reuen ließ. Beide Parteien vereinigen sich, ihm sogar seine Tugenden — seine Unparteilichkeit, seine Klugheit, seine Begierde, den Frieden zu erhalten und den schrecklichen Uebeln eines öffentlichen Bruchs vorzubeugen, seine Billigkeit und Mäßigung, auch nachdem die Sachen endlich zu einer gewaltsamen Krisis gekommen waren, seine unverletzt fortdauernde und unterhaltne Freundschaft mit den Gelehrtesten und Weisesten beider Hauptparteien u. s. w. — zu Verbrechen zu machen. Und was soll ich von Denen sagen, welche, ohne der Parteilichkeit des großen Haufens fähig zu sein, den Erasmus gleichwol tiefer, als billig ist, herabsetzen, weil sie den Contrast, den sein Charakter und Betragen mit demjenigen eines Ulrich von Hutten, eines Luther's, eines Zwingli macht, lebhafter als Andre fühlen und darüber zu vergessen scheinen, daß Geister von so verschiedner Art einander gar nicht gegenübergestellt werden sollten, indem es wirklich nicht billig ist, einen Mann, dessen Vorzüge, Verdienste und eigentlicher Wirkungskreis von jener Heldengeister ihrem so verschieden war, so nahe zu ihnen zu stellen, daß er durch ihren Glanz nothwendig verdunkelt werden muß, da er doch unter den Geistern seiner Classe und in seinem Wirkungskreise Glanz, Licht und Wärme genug hatte, um einen Platz unter den herrlichsten Köpfen und (wenn ich nicht sehr irre) auch unter den besten Menschen seiner Zeit und jeder andern Zeit zu verdienen.

Man müßte zwar parteiischer für Erasmus als für die Wahrheit sein, wenn man leugnen wollte, daß er einen Theil der Vorwürfe, die ihm von Luthern und seinen übrigen Freunden gemacht worden (die Bitterkeit, womit sie gemacht wurden, abgerechnet), ziemlich verdient habe; daß er für seinen Ruhm und (was ihm noch näher anlag) für seine Sicherheit und Ruhe, kurz, für sein liebes otium cum dignitate (Muße mit Ansehen) vielleicht zu viel besorgt gewesen und also in den stürmischen Zeiten der Lutherischen Tragödie (wie er die Reformation, ein Wenig zu Lucianisch, zu nennen pflegte) mehr temporisirt habe, als ein Mann zu thun fähig ist, dem Wahrheit und Recht, diese große Sache der Menschheit, die zugleich hienieden ganz allein die Sache Gottes ist, über Alles gilt. Von dieser Seite betrachtet, muß er freilich klein gegen einen Hutten scheinen, der

sein Alles für sie hingab. Aber, um gerecht zu sein, müssen wir auch bedenken, daß weder Ueberzeugung noch Heldenthum Dinge sind, die nur blos von dem Willen eines Mannes abhangen.

Erasmus begünstigte und beförderte die gute Sache, so weit seine Ueberzeugung reichte, so lange er sie für rein, für Sache der Menschheit und Sache Gottes hielt, und zog seine Hand erst dann zurück, wie er zu sehen glaubte, das Menschliche gewinne zu sehr die Oberhand über das Göttliche; wie er sah, daß persönliche Leidenschaften, Politik und Cameralabsichten der Großen u. s. w. sich zu stark ins Spiel mischten, und daß es durch die ungestüme Hitze, womit man zu Werke ging, und die seiner natürlich sanften Gemüthsart so wesentlich zuwider war, zu einem Bruche — dessen Verhütung ihm immer so sehr am Herzen lag — kommen müsse.

Ist es aber denn so ausgemacht, daß ein rechtschaffner Mann in einem solchen turbulenten Zustande der christlichen Republik nothwendig Partei nehmen müsse? Ist es nicht genug, wenn er immer auf die Seite sich neigt, wo er die meiste Billigkeit, Mäßigung und Lauterkeit sieht? Ist es nicht Weisheit, sich in einer freien Wirksamkeit zu erhalten, so lange man hoffen kann (und wer kann gleich sagen, wie lange dies zu hoffen ist?), daß Ruhe und Ordnung unter gemeinnützlichen Bedingungen noch ohne Bürgerkrieg und Auflösung aller Bande des gemeinen Wesens wieder hergestellt werden könnten? Und ist es nicht aufs Wenigste erlaubte Klugheit und Selbsterhaltung, zumal bei einem bloßen Reisenden, der keinen verpflichtenden Beruf weder zum Steuerruder noch zur Pumpe hat, sich zurückzuziehen, wenn es so weit gekommen ist, daß wir zwar wol mit zu Grunde gehen können, aber das Schiff zu erhalten keine Hoffnung mehr haben?

Jedoch, wenn sich auch Erasmus von dem Vorwurf einer zu großen Sorge für sein liebes Ich in diesen Zeiten der heftigsten Stürme, deren Ausgang damals noch kein menschliches Auge voraussehen konnte, nicht ganz rechtfertigen ließe, so verdient ein Mann von solchen Verdiensten — wenigstens mit Nachsicht beurtheilt zu werden. Er war nicht zum Helden geboren, nicht zum Helden erzogen, brachte seine Jünglingsjahre nicht wie Hutten und Sickingen in ritterlichen Uebungen und unterm Geräusche der Waffen im Feldlager eines Maximilian zu, hatte nicht das kochende Blut und den feurigen

Geist eines Hutten, war nicht, wie Dieser, durch Bosheit der Menschen und unablässige Streiche des widrigsten Schicksals aufgereizt, erbittert und zum Verzweiflungsspiel, Alles gegen Alles zu setzen, gebracht worden. Es ist nicht Alles Tugend, was an Hutten groß scheint, nicht Alles unedel und verachtenswerth, was an Erasmus klein ist oder uns in Vergleichung mit den Heroen seiner Zeit klein vorkommen muß.

Das goldne Tu si hic esses, aliter sentias!*) legt uns als Pflicht auf, uns so viel nur immer möglich an den Platz und in den ganzen Zusammenhang der Person hineinzudenken und hineinzufühlen, über die wir urtheilen wollen. Und da bei aller Bemühung, die wir uns hiezu geben können, doch immer noch sehr viel daran fehlen muß, daß wir Alles so klar sehen, so lebendig und gegenwärtig fühlen wie diese Person: was ist billiger, als daß wir unserm Zwischenurtheil so viel an Gelindigkeit zulegen, als uns an Information zum Ausspruch eines vollkommen gerechten Endurtheils abgeht? Beides sind freilich unbestimmbare Größen; aber eben darum ist billige Nachsicht gegen die menschliche Gebrechlichkeit die erste Tugend eines gerechten Sittenrichters.

Erasmus war, nach Beschreibung seines Freundes Beatus Rhenanus, von einer zarten und schwächlichen Leibesbeschaffenheit, so sehr, daß die kleinsten Veränderungen der Witterung und Diät empfindlich auf ihn wirkten. Wie viel von dem, was an seinen Talenten das Glänzendste und an seiner Gemüthsart das Schwächste war, hängt nur an diesem einzigen Umstand seiner physischen Anlage!

Seine Kindheit scheint unglücklich und gedrückt gewesen zu sein; schon von seinem fünften Jahre an wurde er zur Schule geschickt und mit dem damaligen Liripipio gequält. Wie er aber nachmals in der Schule zu Deventer von einigen ältern Mitschülern einen Vorgeschmack der bessern Literatur bekommen hatte, faßte er eine unglaubliche Liebe zum Studiren; und diese wurde und blieb die herrschende Neigung seines ganzen Lebens. Horaz und Terenz wurden, sobald er sie kennen lernte, seine Lieblings-Autoren; er durfte sie nur an Feiertagen verstohlnerweise lesen, aber desto lieber wurden sie ihm. Und da diese Beiden (bald kam auch Lucian dazu, das Triumvirat voll zu

*) „Wärest Du an meinem Platze, Dir würde ganz anders zu Muthe sein.“

machen) seinem Geiste die erste Bildung gaben, da das Vergnügen, so er aus ihnen schöpfte, damals sein einziges war (er las sie so fleißig, daß er sie endlich ganz auswendig wußte, sagt Beatus) — was Wunder, daß bei einem Subjecte von so zarten Sinnen die Formen, so sie ihm eindrückten, unauslöschlich blieben? daß die Horazische aurea mediocritas, die mit der Sokratischen σωφροσύνη eins ist (die Liebe zu allem Gemäßigten, Ruhigen und sanften Schönen in der Natur und im Leben), die so nahe damit verwandte Menandrische Grazie und Urbanität und die Lucianische Feindschaft gegen alle falsche Prätension, alles Ueberspannte, gegen Platonisches Gaukelwerk und stoische Augenbrauen*) charakteristische Grundzüge seines Geistes, seiner Sitten, seiner Sinnes- und Lebensart und somit auch seiner Schriften wurden? Wie natürlich also, daß Erasmus, so organisirt, so gebildet, mit dieser Lebhaftigkeit und Feinheit des Gefühls und Witzes, mit dieser jovialischen Gemüthsart, die ihn auch in seinem Umgange zum liebenswürdigsten Gesellschafter machte, mehr Lust hatte — Komödie als Tragödie zu spielen?

Zwar sind Xenophon, Sir Philipp Sidney und vielleicht einige Andre unter Alten und Neuern Beispiele, daß die Grazien des Geistes sowie ein hoher Grad körperlicher Schönheit, sich mit den Vollkommenheiten, die den Helden bilden, gar wohl in einem Subject zusammentreffen können. Aber wie höchst selten ist's, daß Natur und Glück zu Hervorbringung eines vollkommnen Menschen in einen solchen Bund treten? — Und dennoch zeigt sich sogar bei diesen ächten Schön-Guten (*ΚΑΛΟΙ ΚΑΙ ΑΓΑΘΟΙ*) dieser auch dem Erasmus eigene charakteristische Hang zu persönlicher Freiheit, Ruhe und einem unter die Musen und die Freuden des geselligen Lebens getheilten Leben! Man braucht nur Leben und Tod Xenophon's mit Leben und Tode Phocion's zu vergleichen, um den ganz einleuchtenden Unterschied zu fühlen.

Erasmus wurde von seinen tyrannischen Vormündern wider seine entschiedene Neigung dem clericalischen Stande gewidmet und (was ihm am Unerträglichsten war) dem Zwang einer Ordensregel unterworfen. Von dem letztern hatte er

*) Praestigias Platonicas et Stoicum supercilium. V. Erasmi Epist., L. XXIX. 5.

zwar den Muth und das Glück, sich wieder loszumachen; da er aber doch ein Clericus bleiben mußte, was konnte billiger sein, als daß er seine unbegrenzte Liebe zum Studiren und zur Freiheit des Geistes und Lebens mit den wesentlichsten Pflichten seines Standes zu vereinigen suchte? Schon auf seiner ersten Reise nach England, die er nach Vollendung seiner akademischen Jahre zu Löwen und Paris vornahm, erwarb er sich die Liebe und Hochachtung der Gelehrtesten und Aufgeklärtesten — und dies hieß damals meist so viel als der vornehmsten Männer in Kirche und Staate. Seine seltnen Gaben, seine Wissenschaft und Wohlredenheit, sein Witz und seine angenehmen Sitten dienten ihm überall für die beste Empfehlung. Er ging nach Italien und vermehrte, wo er hinkam, zu Bologna, Venedig, Padua und Rom, die Zahl seiner Freunde; es war ein Wunder für die Wälschen, einen jungen Belgier zu sehen, der die Wissenschaft zu ihnen brachte, die Andre bei ihnen holten. Seine literarischen Verbindungen mit dem berühmten Aldus und dessen gelehrten Freunden — die erste Ausgabe seiner mit Belesenheit, Kritik und Philosophie vollgestopften Adagia, sein Plautus, Terenz u. s. w. machten ihm schon einen weitverbreiteten Ruhm; und schon damals hatte man am römischen Hofe eine so große Meinung von ihm, daß man ihn durch Antragung der Stelle eines Pönitentiarius zu Rom festzuhalten suchte. In der Folge erwarben ihm seine Anmerkungen zum Neuen Testament, seine Paraphrasen und andre Werke in diesem Fache (wozu ihn die ehmals zu Turin angenommene Doctorwürde der Theologie berechtigte) den Ruf eines ebenso eminenten Theologen, als ihm seine grammatischen und kritischen Arbeiten eine der obersten Stellen unter den Philologen seiner Zeit und seine Adagia, Colloquia und Encomium Moriä*) unter den Sokratischen Weisen verschafft hatten. Sein Ansehen stieg nun von Jahr zu Jahr; die größten Fürsten ehrten ihn, schützten ihn und eiferten in die Wette, ihn bei sich zu fixiren. Seine Widersacher selbst, die Mönche und einige Doctores obscurissimi vom Schlag eines Eck, Stunica,**) Bedda u. dergl. dienten seinem Glanze nur zur Folie. Es lag blos an ihm, sich durch ansehnliche Ehrenstellen einen Weg zu machen, der ihn endlich zu den höchsten Würden in der Kirche geführt

*) Commentar über die Sprichwörter der Griechen und Römer, — Gespräche zum Gebrauche der studirenden Jugend, — Lob der Thorheit.

**) Epist., L. XXX. 82.

haben könnte. Aber er zog seine Freiheit allen andern Vortheilen vor und erwählte sich endlich, theils um in diesem Elemente seines Geistes desto ungestörter leben zu können, theils wegen seiner Verbindungen mit Froben und Amerbach, die protestantische Stadt Basel zu seinem gewöhnlichsten Aufenthalt, wo er auch im Jahre 1536 in seinem siebzigsten Jahre verstarb.

Ist nicht dieser einzige auf sein Leben hingeworfene Blick schon hinlänglich, uns begreifen zu machen, von welchem Gewichte für ihn die persönlichen Beweggründe waren, sich nicht in die Unruhen der Reformation hineinziehen zu lassen?*) Es war nicht Feigheit der Seele; oder hatte etwa kein Muth dazu gehört, die Mönche und Pedanten, deren Zorn wie das Brüllen eines jungen Löwen war, ja selbst die heilige Schultheologie, die Decretalen und die sämmtlichen Gebrechen der Kirchendisciplin so anzugreifen, wie er gethan hat? — Es war nicht Begierde oder Hoffnung, sich beim römischen Hofe einzuschmeicheln und Pfründen oder Dignitäten zu erschnappen; denn wenn er das gewollt hätte, warum hätte er die Einladung des Papsts Hadrian VI., seines Landsmanns und alten Freundes, und die glänzenden Aussichten, die sich ihm damals in Rom öffneten, so geradezu von sich abgewiesen?

Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß Erasmus, wenn sein Schicksal gewesen wäre, zwanzig Jahre später in die Welt zu kommen, gar leicht ein ebenso warmer Anhänger von Luthern hätte werden können als immer sein Freund Melanchthon. Allein man denke sich ihn als einen Mann gegen sechzig Jahre, wie er um die Zeit des zweiten Acts der Tragoedia Lutherana war, auf einer Seite mit einer von Alter und Krankheiten geschwächten Gesundheit, auf der andern in allen den Vortheilen des entschiedensten Ruhms, Ansehens und Einflusses in

*) Eine Stelle aus seinem im Jahre 1519 an D. Luther geschriebenen Briefe ist zu merkwürdig, um hier nicht angeführt zu werden. Ego me, quod licet, integrum servo (sagt Erasmus), quo magis prosim litteris reflorescentibus. (Dies war seine Sparta; Luther hatte eine ganz andre: „Was hab' ich mit Dir zu schaffen?" konnte Einer zum Andern sagen). Et mihi videtur plus profici civili modestia quam impetu. Sic Christus orbem in suam ditionem perduxit. Sic Paulus Judaicam legem abrogavit, omnia trahens ad allegoriam. Magis expedit clamare in eos, qui Pontificum autoritate abutuntur, quam in ipsos Pontifices; idem de Regibus faciundum censeo. — Quorundam virulentas contentiones magis conducit contemnere quam refellere. Ubique cavendum est, ne quid arroganter aut factiose loquamur faciamusve; sic arbitror gratum esse Spiritui Christi. — Hatte Erasmus nicht Recht? – Und doch, wo wären wir, wenn Luther auch so gedacht hätte?

die Gelehrtenrepublik, im Besitze der Freundschaft so vieler großen und vortrefflichen Männer, denen er von der Weisheit seines Betragens gewissermaßen Rechenschaft geben mußte, und (was für ihn so wichtig war) im Besitz einer Ruhe, die er mit Aufopferung Alles dessen, was ihm die Fürsten der Kirche und weltliche Prinzen so oft angeboten, erkauft hatte; und nun frage man sich, ob er das Alles hätte drangeben sollen, um irgend eine Altenmannesrolle in besagter Tragödie zu spielen? Wahrlich, er konnte keinen solchen Gedanken haben, wenn er auch weniger scheinbare Vorurtheile gegen die Güte der Sache gehabt hätte!

Ich wiederhole es, ich wünsche mit diesem, wiewol mangelhaften apologetischen Fragmente (denn wie viel wäre noch für Erasmus zu sagen gewesen, wenn ich gewisse unangenehme Saiten hätte berühren wollen! Wer Lust hat, lese seine Briefe an Wilibald Pirkheimer) nichts zu erhalten, als ein billiges Urtheil über einen in seiner Art und in seinem Wirkungskreise vortrefflichen Mann — der so viel zur Aufklärung und Besserung seiner Zeit beigetragen; dessen Werke großentheils noch immer ihren fortdauernden Werth haben; dessen satirische und launevolle Schriften dem Aberglauben, der Heuchelei, der Möncherei und dem ganzen Reiche der Göttin Dummheit mehr Abbruch gethan haben als die meisten ernsthaftern Streiter durch alle ihre langweiligen Deductionen zusammengenommen; dessen Fehler endlich durch eine Menge Verdienste, Tugenden und Liebenswürdigkeiten weit überwogen wurden und, Alles gehörig berechnet, so unerheblich waren, daß sich ein warmer Bewunderer kaum enthalten könnte, sie (wie der Dichter Alcäus die Flecken an seinem Liebling) für ebenso viele Schönheiten anzusehen.*)

*) Naevus in articulo pueri delectat Alcaeum, at est corporis macula naevus; illi tamen lumen videbatur. Cicero, De N. D. I. 28.

Fra Paolo Sarpi.[1])

Der Cardinal du Perron, Bischof zu Evreux, nachmals Erzbischof von Sens und Grand-Aumônier von Frankreich unter König Heinrich IV., war unstreitig ein Mann von Talenten und großer Gelehrsamkeit, ein geschickter Geschäftsmann und Négociateur, der Alles sagen und schreiben konnte, was er wollte, kurz Alles, was man sein muß, um aus einem Menschen von Nichts (wie die Franzosen sich ausdrücken) ein großer Mann in der Welt zu werden. Und wie urtheilte dieser große Staats- und Weltmann, Theologe, Philosoph, Poet (denn du Perron war das Alles) von Fra Paolo Sarpi, der zwar nur Servitenmönch in Venedig und Theologus der Serenissima Republica, aber mit und unter dieser äußerlichen specie einer der trefflichsten Menschen war, die jemals auf Erden gewandelt haben?

„Ich sah ihn auf meiner zweiten Reise nach Venedig," sagt der Cardinal; „Mr. de Messe zeigte mir ihn; ich bemerkte nichts Eminentes an diesem Manne. Er hat eine gute Urtheilskraft, guten Menschenverstand, aber seine Gelehrsamkeit ist nicht weit her. Ich sah einen ganz gemeinen Menschen an ihm, ein klein Bißchen mehr als Mönch."*)

So konnten also Seine Eminenz nichts Eminentes an diesem Fra Paolo sehen; — ein Bißchen mehr als einen alltäglichen Mönchen, und das war Alles! — Und doch kannten

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, I. 167—170. — A. d. H.

*) Je le vis à mon second Voyage de Venise, et Mr. de Messe me le fit voir. Je ne remarquai rien d'éminent en cet homme. Il a un bon jugement et bon sens, mais de grand sçavoir, point; je ne vis rien que de commun, et un peu plus que de Moine. Perroniana, édit. de 1601, p. 218.

Se. Eminenz unstreitig die Welt und verstunden sich vortrefflich auf den couranten Werth der Menschen in Handel und Wandel. Vermuthlich gehört, um den innern Gehalt eines Menschen auszufinden, ein gewisser innerer Geistessinn, den ein Mann wie der Cardinal du Perron weder hat noch haben kann. Und gleichwol finde ich in diesem, beim ersten Anblick lächerlichen Urtheil eine Art von Zeugniß der Wahrheit, das dieser Weltmensch, so wie dort von Christus der Hohepriester Kaiphas, ohne es selbst zu wissen, von dem Mann Gottes ablegt. Er sah an Fra Paolo nichts von Allem dem, was er an einem Mann, den er nach seinem Maßstab für groß halten sollte, suchte: er spricht also geringschätzig von ihm. „Ich konnte nichts an ihm sehen als einen gemeinen Menschen, einen Mann von gutem ehrlichen Menschenverstand" — spricht er und glaubt damit sehr wenig gesagt zu haben, merkt nicht, daß er was sehr Großes gesagt hat. Die vollkommensten Menschen haben selten etwas in ihrem Aeußerlichen, das sie sehr über Andre hervorragen machen sollte. Die innere Einfalt und Lauterkeit ihrer Natur bildet sich auch in ihrem Gesicht und ganzen äußerlichen Wesen; sie sind blos da, ohne etwas anzukünden, zu fordern oder zu erwarten. Ohne eine besondere Veranlassung, die ihr Inneres in äußerliche Wirksamkeit setzt, sieht der feinste Kennerblick des Weltmanns nichts an ihnen als gewöhnliche Menschen, und guter hausgesponnener Menschensinn ist Alles, was er ihnen zutraut. Gerade das war's, Herr Cardinal, was den ehrlichen Servitenmönch Sarpi zu einem so viel weisern, wärmern, edlern, kurz, zu einem so viel bessern Menschen machte, als Ew. Eminenz waren. Aber freilich hätte du Perron nicht du Perron sein müssen, um so von der Sache zu denken. — Uebrigens gäbe ich was drum, zu wissen, was Fra Paolo zu irgend einem seiner guten Freunde davon gesagt haben mag, wie ihm beim Anblick des Cardinals zu Muthe gewesen.

Thomas Morus.[1])

Der Mann, dessen Bildniß der Teutsche Merkur diesmal — — — liefert, ist sowol seiner Lebensgeschichte als seinem Charakter nach so bekannt, daß es ganz überflüssig scheint, noch etwas davon zu sagen. Wer weiß nicht, daß Sir Thomas More einer der vortrefflichsten, geschicktesten, rechtschaffensten Männer seiner und jeder andern Zeit gewesen; — daß er, ohne andre Schwingfedern als seine persönlichen Verdienste, von der niedern Stufe eines Privatadvocaten nach und nach (und sehr wider seine Neigung, die mit dem Hofleben fast sehr unverträglich war) bis zur Würde eines Großkanzlers von England unter dem König Heinrich VIII. gestiegen; daß er auf diesem Platz, wo ein Jahrhundert später ein andrer großer Mann (wiewol von ganz andern Seiten groß), der Lord Bacon von Verulam, seinem Charakter unauslöschliche Flecken zugezogen, die veralteten und kaum noch glaublichen Tugenden der Aristiden und Phocione wieder lebendig dargestellt; daß er in einer so großen Würde, an einem sehr verderbten Hofe, unter einem ausschweifenden, launischen, eigenmächtigen und tyrannischen Fürsten die größte Einfalt der Sitten und die höchste Lauterkeit, Wahrheit, Stärke und Freiheit der Seele immer beibehalten; daß er endlich sein Amt, aus geheimen Ursachen, die, was sich auch sonst dagegen einwenden läßt, ihren Grund in seiner Gewissenhaftigkeit, Frömmigkeit und reinen Hausvaterliebe zu den Seinigen hatten, in einer Zeit, wo es beinahe unmöglich war, einer höchst fatalen Collision von Pflichten auf andre Weise auszuweichen, freiwillig niedergelegt, und daß er drei Jahre drauf (im Jahr 1535) seine unbiegsame Treue gegen innere Ueberzeugung von Wahrheit und Recht mit seinem Blute versiegelt hat? — Indessen, da ich noch einigen Raum

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, I. S. 289—293. — A. d. H.

habe, glaube ich solchen nicht besser ausfüllen zu können als mit einem Paar Anekdoten (aus den von D. Ferdinand Warner vor mehrern Jahren herausgegebnen Memoirs of the Life of Sir Thomas More), die das Individuelle in seinem Charakter — in welchem die strenge Tugend eines Stoikers mit dem zärtlichsten Menschen- und Hausvatergefühl und die aufrichtige Frömmigkeit des Christen mit der glücklichsten Jovialität und Gutlaunigkeit vereinigt waren — besser zu fühlen geben als Alles, was ich in einer studirten Charakterschilderung davon sagen könnte.

Den Tag, nachdem er das Siegel übergeben hatte (wovon seine eigene Familie kein Wort wußte), ging er, wie gewöhnlich, da es ein Feiertag war, in die Chelseakirche mit seiner Frau und Töchtern, und als die Messe vorüber war — da sonsten einer von den Kammerdienern seiner Gemahlin zu sagen pflegte, der Kanzler wäre aus der Kirche —, ging er selbst an die Kirchstuhlthür und sagte mit einer tiefen Verbeugung: „Madame, Mylord ist fort."*) Da sie seine Scherzhaftigkeit kannte und dies für einen Spaß hielt, achtete sie nicht weiter darauf, bis er sie unterm Heimgehen ernsthaft versicherte, was er gesagt habe, sei im Wortverstande wahr, indem er den Tag zuvor sein Amt als Lord-Kanzler dem Könige zurückgegeben. Wie sie nun sahe, daß es sein Ernst sei, und als eine ziemlich weltlich gesinnte Frau den äußersten Verdruß darüber empfand, antwortete sie nach ihrer gewohnten Art: „Tilly Welly, was wollt Ihr nun anfangen, Herr More? Wollt Ihr Euch nun hinsetzen und Gänschen in der Asche machen?**) Was? ist Befehlen nicht besser als Gehorchen?" More, um die üble Laune, worinnen er seine Frau sah, zu zerstreuen, fing an, an ihrem Putze was auszusetzen; und da sie ihre Töchter darüber schalt, daß sie es nicht bemerkt hätten, und diese versicherten, es fehle nichts, erwiderte er mit großer Lustigkeit: „Seht Ihr nicht, daß Eurer Mutter Nase ein Wenig schief steht?" — „Man muß gestehen," sagt der englische Autor, aus dem dies genommen ist, „daß dies ein geringfügiger Um-

*) Mylord is gone. Der Scherz liegt in dem Doppelsinn der Redensart, welche Beides sagt: Mylord ist gegangen (nämlich aus der Kirche), und der Mylord hat (bei mir) ein Ende, ich bin kein Mylord mehr. Denn da er nur ein Ritter war, so hieß er nur Mylord, so lang er wirklicher Lord-Kanzler war.

**) Will you sit and make goslings in the ashes? — Ich gestehe, daß ich diese triviale Redensart nicht verstehe; vermuthlich wird irgend ein Kinderspiel dadurch bezeichnet.

stand in dem Leben eines so großen Mannes ist. Aber der Leser muß bemerken, daß die Charakter der Menschen am Besten aus Kleinigkeiten erlernt werden. Es wird hier angeführt, zu zeigen, daß seine scherzhafte Laune ihm natürlich und ungezwungen war, und daß Macht, Ehre und große Einkünfte wenig Reiz für den Mann haben mußten, der sie mit einem so leichten und fröhlichen Herzen weggeben konnte." — Die erste Sache, die er nach der Uebergabe seines Amtes vornahm, war, allen seinen Leuten Bedienstungen unter dem Adel und den Bischöfen zu verschaffen, damit sie auf keine Weise durch ihn leiden möchten. Nachdem dieses zu seiner Zufriedenheit geschehen war, rief er alle seine Kinder und ihre Ehegatten zusammen (denn sie wohnten alle in einem Hause) und sagte ihnen, er könnte jetzt nicht mehr, wie er zeither gewohnt gewesen und gerne ferner thun wollte, allen ihren Aufwand allein bestreiten; was sie also thun wollten, damit sie ferner bei einander bleiben könnten, wie er sehr wünschte? Da sie alle stille schwiegen, sagte er ihnen: „ob er gleich von der niedrigsten bis zu der höchsten Civilstufe wäre erhoben worden, so hätte er doch jetzt wenig über hundert Pfund jährliche Einkünfte, so daß, wenn sie bei einander bleiben sollten, sie sich künftig gefallen lassen müßten, ihren Antheil beizutragen". — Ungeachtet der König ihn in den wichtigsten Diensten für sich selbst und das Königreich während dem besten Theil seines Lebens gebraucht, hatte er sich doch die Gelegenheiten, sich zu bereichern, so wenig zu Nutz gemacht, daß alles liegende Gut, das er jemals gekauft (und er kaufte es, eh er Lord-Kanzler wurde), nicht über den Werth von zwanzig Mark betrug. Und als nach der Uebergabe dieses Amtes alle seine Schulden bezahlt waren, so behielt er an Gold und Silber (seine Kette ausgenommen) nicht den Werth von hundert Pfund übrig. — Und dies Alles (was wohl zu merken) bei der simpelsten und beinahe bäurischen Lebensart, die er auch in seinem höchsten Glücke beibehielt.

Die Scene zwischen ihm und seiner Tochter nach seiner Verurtheilung zum Tode zeigt ihn von einer andern nicht weniger interessanten Seite. Als er auf eine feierliche Art von dem Gerichtshofe Abschied genommen, wurde er nach dem Tower zurückgeführt und das Beil vor ihm hergetragen, wie in solchem Falle gewöhnlich ist. Da er an die Pforte des Tower kam, so wartete da seine Lieblingstochter, Mistreß Roper, weil sie glaubte, dies würde die letzte Gelegenheit sein, die sie jemals

haben würde, ihn zu sehen. Sobald sie ihn erblickte, brach sie durch das Gedränge und die Wache, die ihn umgab; und nachdem sie auf ihren Knieen seinen Segen erhalten, umarmte sie ihn inbrünstig vor ihnen Allen, und unter einem Strom von Thränen und tausend Küssen der Zärtlichkeit und Zuneigung, da ihr Herz vor Schmerz brechen wollte, waren die einzigen Worte, die sie hervorbringen konnte: „Mein Vater! o mein Vater!“ — Wenn irgend etwas seine Standhaftigkeit erschüttern konnte, so mußte es dieses sein. Aber er faßte sie nur in seine Arme und sagte ihr: „was er auch immer, obgleich unschuldig, leiden würde, geschähe doch nicht ohne den Willen Gottes, dessen heiligem Verhängniß sie sich unterwerfen müßte; sie kennte alle Triefedern seines Herzens gut genug, und sie müßte ihren Verlust geduldig ertragen“. Sie schied nun von ihm. Aber kaum hatte sie sich auf die Seite gewandt, als sie im Drang des Schmerzens und der Liebe ihrer selbst nicht mehr mächtig blieb. Sie brach wieder plötzlich durch die Menge, lief zum zweiten Male hitzig auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, hing an ihm mit ihren Umarmungen und weinte als Eine, die vor Jammer hätte vergehen mögen. „Dies war fast mehr, als ein Mann zu ertragen vermochte“, sagt der ehrliche Doctor Warner. Morus sprach kein Wort; aber die Thränen flossen ihm in großer Menge von seinen ehrwürdigen Wangen herab, bis sie endlich den letzten Kuß nahm und sich von ihm wegriß. Dies war in seiner ganzen Todesscene der einzige Augenblick, wo sein Muth ihn zu verlassen schien — und was wäre der Stoiker, der nicht in einem solchen Augenblick — ganz Mensch, ganz Vater wäre?

Von seiner Utopia, dem berühmtesten und merkwürdigsten seiner Werke, und worin der Charakter seines Geistes und Herzens sich am Lebendigsten abgedrückt hat, gedenke ich in einem der nächsten Stücke mich mit meinen Lesern zu unterhalten.[1]) So bekannt sie dem Namen nach ist, und so oft und in so mancherlei Sprachen sie übersetzt worden, so sind doch Wenige, die das Original gelesen, und noch Wenigere, die es als einen Abdruck seines Urhebers gelesen haben.

---

[1]) Dieses Vorhaben ist unausgeführt geblieben. — A. d. H.

Anna Maria von Schurmann.[1])

Da ich einmal auf den Gedanken gekommen war, den Teutschen Merkur unterweilen auch mit Bildnissen vortrefflicher Frauen und Jungfrauen der beiden letzten Jahrhunderte zu zieren, so verdiente die Dame, deren Bild dem gegenwärtigen Stücke vorgesetzt ist, ganz gewiß einen der ersten Plätze. Nicht eben als eine gelehrte Dame — denn wenn sie nichts als das gewesen wäre, so möchte sie an den unermeßlichen Lobsprüchen, womit sie in ihrem Leben von den Saumaise, Naudé, Heinsius, Huygens, Gruter, Cats, Balzac und tausend Andern durch ganz Europa in Prosa und Versen bis zur Abgötterei beräuchert worden, ihren Lohn dahin haben —, sondern weil sie nach dem ganzen Umfang ihrer Naturgaben, Talente, Kenntnisse und, was mehr als dies Alles ist, durch die hohe Einfalt, Lauterkeit und Tugend ihrer Seele und den ganzen Gang ihres innerlichen Lebens wirklich eine der vollkommensten und außerordentlichsten Personen war, die ihr Geschlecht in irgend einer Zeit aufzuweisen gehabt hat.

Als ich mich hinsetzte, denjenigen von meinen Lesern und Leserinnen, die etwan noch gar nichts oder so viel als nichts von ihr wissen möchten, einige Nachricht von diesem Phönix der Jungfrauen mitzutheilen, kannte ich selbst sie blos aus ihren von Friedrich Spanheim im Jahr 1648 zuerst und von T. C. D. Löberin im Jahr 1749 zuletzt herausgegebnen Opusculis (welche meistens aus lateinischen und französischen Briefen bestehen, die pour la rareté du fait mit etlichen hebräischen und griechischen verbrämt sind) und aus den Nachrichten, die ich in Bullard's

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, II. S. 84–88. — A. d. H.

Académie des Sciences et des Arts und einigen andern literarischen Compilationen fand. Ich klaubte daraus, was ich für das Dienlichste hielt, heraus, meinen vorbesagten Lesern von diesem achten Wunder der Welt, dieser zweiten Minerva und zehnten Muse (wie die Viri Eruditissimi et Clarissimi ihrer Zeit sie nannten, eh sie das unverzeihliche Verbrechen beging, eine — Separatistin zu werden) einigen Begriff zu geben. Ich erzählte ihnen was von ihren seltnen und frühzeitigen Naturgaben, von ihrem Geschicke für die schönen Künste, und wie sie so schön habe zeichnen und Miniatur malen und aus Papier schneiden und in Wachs bossiren und in Kupfer ätzen können, und wie sie Latein, Griechisch, Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch, Arabisch und Aethiopisch gelernt und in der ganzen philologischen Polyhistorei, worin man damals das Non plus ultra der Gelahrtheit setzte, erstaunliche Profectus gemacht; und wie ihr die Herren Curatoren der Universität zu Leyden in jedem Auditorio eine eigne geheime Loge bauen lassen, damit sie allen öffentlichen Lectionen, Disputationen, Doctor-Promotionen u. s. w. ungesehen beiwohnen könnte; und wie sie gerne Spinnen gegessen habe; und wie sie nach und nach so berühmt worden, daß die hochwürdigen und hochberühmten Herren, die Rivete und die Spanheime und die Salmasien und sogar der ehrliche Karmelitermönch Ludwig Jakob a Sancto Carolo in seiner Bibliothek berühmter Schriftstellerinnen und der wohlberedte Minoritenmönch Bruder Hilarion de Coste in der Vorrede zu seinen Eloges des Dames illustres, nicht genug von ihren Wundergaben singen und sagen können, und zwanzig solcher schönen Sächelchen mehr. —

Ich war beinahe damit fertig, als es mir glückte, das einzige Buch, woraus man wirklich kennen lernen kann, was Anna Maria von Schurmann war, nämlich ihre in lateinischer Sprache geschriebene *ΕΥΚΛΗΡΙΑ* oder Erwählung des besten Theils; Tractat, worin ein kurzer Abriß ihres Lebens enthalten ist — „Eins ist noth; Maria hat das beste Theil erwählt" —, zu Handen zu bekommen (ein Buch, das sich sehr rar gemacht), und als ich hineinguckte und nur etliche Blätter davon gelesen hatte, siehe, da fand sich, daß ich nun nichts zu thun hätte, als Alles, was ich geschrieben, und wo möglich auch Alles, was die sämmtlichen vorbesagten Viri plurimum Reverendi, Amplissimi, Doctissimi etc. von ihr geschrieben, als dummes, schändliches Zeug, Caricatur und Verunstaltung eines

der herrlichsten Werke Gottes ins Feuer zu werfen und statt dessen aus diesem besagten Buch, worin eine wahrhaft englische Reinigkeit, Unschuld, Wahrheit, Einfalt, Liebe und Demuth aus allen Zeilen athmet, und worin sie ohne alle Prätension, in der unzweideutigsten Sprache des Gefühls und der Innigkeit die Geschichte ihrer Kindheit und Jugend und ihrer literarischen Nachtwandlungen und ihrer zufälligen Verhältnisse mit den Viris Clarissimis, die gerade das, was allein an ihr schätzbar war, nicht zu schätzen wußten, und ihrer Bekanntschaft und Vereinigung mit den (nach ihrer Ueberzeugung wenigstens) apostolischen Menschen Johann de Labadie, Yvon und du Lignon u. s. w. erzählt — einen bloßen reinen Auszug zu machen, an dem gewiß alle guten Menschen Freude haben müssen, und auch solche, die das erwählte Theil dieser Maria für Schwärmerei halten mögen, wenigstens von der herrlichen Natur dieses liebenswürdigen Geschöpfs einen ganz andern Begriff bekommen würden, als aus ihren Opusculis, die größtentheils gerade die schlechtesten Excretionen ihres Gehirns oder bloßes Spielwerk eines gelehrten Gedächtnisses sind, oder aus den Lobreden und Lobgedichten solcher Leute, die so wenig Sinn für das Wahre hatten, daß sie gerade von dem Augenblick an Böses über den Engel blasphemirten, da sie alle die Krusten, womit eine falsch berühmte Gelehrsamkeit sie überzogen hatte, von sich warf und sich in ihrer eignen natürlichen Gestalt darstellte. Diesen Auszug — — — verspare ich auf das nächste Stück und melde jetzt nur noch nothdürftiglich, daß „des Fräulein von Schurmann Vater, Friedrich von Schurmann, ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften und ihre Mutter aus dem edeln Geschlecht von Herst im Jülichischen gewesen; daß ihr Großvater Antwerpen, wo seine Voreltern über hundert Jahre in den ansehnlichsten Würden gestanden, der reformirten Religion wegen verlassen müssen und sich nach Deutschland gezogen habe; daß unsre Maria zu Köln im Jahr 1607 geboren worden, den größten Theil ihres Lebens zu Utrecht, ihre letzten Jahre aber in der Gemeinschaft der kleinen Labadistischen Ecclesiola zu Middelburg, Herford und Altona, und zwar (wie billig alle außerordentliche Personen ihres Geschlechts thun sollten) in dem Stand einer freiwilligen und unbemakelten Jungfrauschaft gelebt habe und endlich im Jahr 1678 in eine bessere Welt gegangen sei".

Auszüge aus dem

Buche der Anna Maria von Schurmann,

Eukleria
oder Erwählung des besten Theils

betitelt.[1])

Dies ziemlich seltne Buch — — — war seiner Veranlassung nach eine Apologie des Fräuleins von Schurmann gegen die strengen Urtheile ihrer vormaligen gelehrten Verehrer und Bewundrer, deren Orthodoxie es sehr übel fand, daß eine Dame, von welcher großen Gaben, Kunstfertigkeit, Gelehrsamkeit und übrigen Tugenden die Herren viel Aufhebens gemacht hatten, gerade in den Jahren, wo man ihr am Meisten Weisheit hätte zutrauen sollen, der ganzen reformirten Christenheit ein so gräuliches Aergerniß gab und eine Labadistin — oder, wie man's in der Folge nannte (denn die Namen ändern sich wie andre Moden), eine Pietistin, Methodistin, Herrnhuterin u. s. w. —, kurz, eine Person wurde, die, mit dem gegenwärtigen Zustande der christlichen Republik nicht zufrieden, sich in eine, nach dem Muster der ersten apostolischen Kirche zu Jerusalem gebildete kleine Gemeinde begab und bis an ihren Tod das Hauptgeschäft ihres Lebens daraus machte, eine Christin zu sein, in der obsoleten Bedeutung, die dies Wort vor 1700 Jahren zu den Zeiten eines gewissen Petrus, Paulus, Johannes u. s. w. hatte, von denen sie glaubte, daß sie den Sinn und Geist ihres Herrn und Meisters gehabt und ihn überhaupt besser verstanden, herzlicher geliebt und mehr um seinetwillen gethan und gelitten hätten als die ganze Synode zu Dortrecht und alle Provincialsynoden in Geldern, Holland und Westfriesland, Seeland, Utrecht

---

[1]) Teutscher Merkur 1777, II. S. 165—181. — A. d. H.

u. s. w. zusammengenommen. Inwiefern sie hierin Recht oder Unrecht gehabt, ist eine Untersuchung, die sich nicht für den Merkur schickt. Ich werde mich daher in diesen Auszügen mit Vorbeigehung alles Dogmatischen in der Schurmannischen Apologie blos auf dasjenige einschränken, was uns von dem Eigenen und Unterscheidenden dieser außerordentlichen Person einigen Begriff geben kann. Jedoch kann ich nicht umhin, all das Gute, was ich neulich schon von dem Geiste dieses Buchs gesagt, zu wiederholen und zu bekennen, daß ich nicht begreife, mit welchem Herzen, ja nur mit welcher Stirne der Baccalaureus Johann Gabriel Drechsler mit zwanzig Andern seinesgleichen den einfältigen reinen Sinn dieser von Liebe alles Guten überfließenden Seele durchaus immer mißverstehen und seelenverderbliches Gift da finden konnte, wo jeder aufrichtige Mensch (zu welcher äußerlichen Gemeinschaft er auch immer gehören mag) nichts als die Gesinnungen und frommen Wünsche einer unschuldigen Seele finden wird, die all das Gute, wovon Andre nur schwatzen, disputiren, philosophiren, poetisiren, rhetorisiren u. s. w., wirklich in ihrem eignen Herzen lebendig hegt, in ihrem Leben thätig erweist und in andern Menschen auch lebendig machen zu können wünscht. Als der Abbé von Saint Pierre seine gutherzigen Projecte für „Ehre Gott in den Höhen, Friede auf Erden und Heil und Wohlfahrt allen Menschen!" zur Welt gebar, sagte der Premierminister Fleury: „Es sind Träume eines guten ehrlichen Mannes" — und ließ den guten Mann ruhig fortträumen. Wenn nun die Schurmann auch wirklich damit umgegangen wäre, alle Katholiken, Augsburgische Confessionsverwandte, Calvinisten, Mennonisten, Quäker, Socinianer u. s. w. zu Alt-Christen umzuschaffen, zu Christen von der Art, wovon geschrieben steht: „daß sie des heiligen Geistes voll waren und Gott lobeten mit Freuden und einfältigem Herzen, und waren ein Herz und eine Seele, und Niemand sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen Alles gemein, und war Keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn man gab Jeglichem, was ihm noth war"*) — wenn, sag' ich, die Schurmann auch mit so einem Entwurf umgegangen wäre, so hätte immerhin ein Mandeville beweisen mögen, daß dessen Ausführung, so wie die Sachen stehen, weder möglich noch verträglich wäre; daß

*) Geschichte der Apostel, Cap. 2 und 4.

die Lyoner Fabriken und die Pariser Putzmacherinnen dabei zu Grunde gehen müßten; daß die großen Herren keine Kriege mehr führen könnten; daß die Schifffahrt und der Handel in beiden Indien sehr drunter leiden dürften 2c. 2c. 2c. — Aber Mandeville selbst hätte doch bekennen müssen, daß es Träume einer Christin seien, daß die damaligen Baccalauren (die jetzigen sind hoffentlich billiger) Unrecht gehabt, Ketzereien und Skandale daraus zu machen, und daß eine Jungfrau von sechzig Jahren unmöglich unschuldigere Träume haben könne.

Da die ehmaligen Freunde der Schurmann so übel damit zufrieden waren, daß sie in ihren alten Tagen die lebendige Quelle der — Schul- und Büchergelehrsamkeit verlassen und (was die Herren ohne Schamröthe kaum denken konnten) eine Schwärmerin, eine Labadistin geworden war, so ist der Schurmann Hauptgedanke in ihrer Apologie, zu zeigen: wie es zugegangen, daß sie in ihrer Jugend unvermerkt und beinahe ohne ihr Zuthun dahin gekommen, in der Gelehrtenrepublik Aufsehen zu machen; wie aber ein angebornes Sehnen nach dem, was der Seele wahren Genuß und Befriedigung in ihrem innersten Grunde giebt, sie bei den Eitelkeiten der damaligen Modegelehrsamkeit, womit sie einen Theil ihres Lebens hingebracht, niemals habe ruhig sein lassen, sondern sie von Allem, was bloßer Schein und Schattenwerk und Wortkram und Dunst der Eigenliebe ist, immer abgerufen und von Stufe zu Stufe endlich zu Erwählung dessen, was nach ihrer Ueberzeugung der beste Theil war, gezogen habe. Dieses zu entwickeln und, indem sie von ihrer Sinnesänderung Rechenschaft giebt, zu zeigen, „daß solche kein Werk einer fiebrischen Schwärmerei, sondern in der ersten Anlage ihres Charakters und in dem vorgehenden Zustand ihrer Seele gegründet gewesen und durch vorherige Gesinnungen und Erfahrungen vorbereitet worden", — und daß eine so gesinnte, so vorbereitete (auch selbst durch einen Zusammenfluß unwillkürlicher äußerer Umstände vorbereitete) Seele sich nothwendig dahin habe lenken müssen, wo sie die Realität von all dem gefunden, wovon sie vorher außer sich nur die Prätension oder leeres Hörensagen und in sich selbst nur eine schwache Dämmerung gesehen, bei welcher sie jedoch dem wachsenden Licht immer unverwandt entgegengegangen, — und endlich zu zeigen, wie sie diese Realität bei Labadie und seinen Gehilfen und im Schooß ihrer kleinen (in ihrem Sinn) ächt apostolischen Gemeine

wirklich gefunden: dies, mit den dahin einschlagenden historischen Umständen, macht den Inhalt der neun Capitel aus, in welche der erste Theil ihrer **Eukleria***) abgetheilt ist.

Die interessantesten Züge für meinen gegenwärtigen Zweck sind im 2. Capitel der „Eukleria" enthalten, welches zur Aufschrift hat: „Kurze und besondere Darstellung meines vergangnen Lebens von meinen zarten Kinderjahren an, da ich mich in der Gottseligkeit zu üben und die Anfangsgründe der Sprachen, Künste und Wissenschaften zu excoliren angefangen".

Gottesfurcht und Eifer für die Religion scheint ein gemeines Erbgut ihrer Familie vom Großvater her gewesen zu sein. Sie sagt in dieser Rücksicht viel Gutes von ihren Eltern und von deren besondern Sorgfalt, sie nach den Grundsätzen des Christenthums zu erziehen und vor Allem, was die Unschuld und Reinheit der Seele trüben kann, zu bewahren. Ihre besondre Disposition zur Frömmigkeit äußerte sich schon in ihrem zartesten Alter. „Ich erinnere mich noch unter Andern," sagt sie, „daß ich als ein Kind von vier Jahren — da ich mit meiner Kindermagd gegangen war, Wiesenblumen zu pflücken, und wir uns dann am Rand eines kleinen Baches hinsetzten und die Magd mich die Antwort auf die erste Frage des Heidelberger Katechismus hersagen ließ — bei den Worten: **daß ich nicht mein, sondern meines getreuesten Heilandes Jesu Christi eigen sei!** eine so herzliche Freude und ein so süßes inniges Gefühl von Liebe zu Christo in meinem Herzen empfunden, daß alle folgenden Jahre meines Lebens das lebendige Andenken dieses Augenblicks nicht haben auslöschen können." Sie setzt diesem noch als ein Beispiel hinzu: in ihrem elften Jahre sei ihr beim Lesen eines **Märtyrerbuchs**, das ihr zufällig in die Hände gekommen, ein dermaßen brennendes Verlangen nach dem Märterthum angekommen, daß sie das allerangenehmste Leben um einen solchen glorreichen Tod mit Freuden hätte vertauschen mögen. Und es sei ihr hernach ihr ganzes Leben durch nichts Unerträglichers und des christlichen Namens Unwürdigers vorgekommen als die Ge-

*) Zu Altona bei Cornel. van der Meulen gedruckt und aus 207 S. in kl. 8. bestehend. Den zweiten Theil, der 12 Jahre nach dem ersten, kurz vor ihrem Tode, zu Amsterdam bei Jakob van der Velde auch in kl. 8. herausgekommen, habe ich bis jetzt nicht auftreiben können und kann also von dessen Inhalt nichts weiter sagen, als daß er die Fortsetzung der Geschichte der Labadischen Gemeine und ihres eignen Antheils an derselben und vermuthlich fernere Apologien gegen ihre Widersacher enthält.

sinnung des Erasmus, da er in seinen Schriften an den D. Eck zu erkennen gegeben: die Ehre, für die Wahrheit Märtyrer zu werden, übersteige die Sphäre seines Ehrgeizes, und es werde ihm nie zu Sinne kommen, weder selbst nach ihr zu trachten, noch sie Andern zu mißgönnen.

„Immer, mein ganzes Leben durch", setzt sie hinzu, „hatte ich ein herzliches Verlangen, so weit meine Begriffe reichten, aufrichtig und ungeheuchelt fromm zu leben. Aber was ich nicht unbemerkt lassen kann, ist, daß es damals Niemanden eingefallen, meine Frömmigkeit, so ungewöhnlich sie bei den meisten jungen Personen meines Standes ist, als das Vornehmste, was an mir zu loben wäre, anzusehen" u. s. w.

Unsre Maria genoß des Vortheils, auf dem Lande und unter der Aufsicht eines (wie sie sagt) vortrefflichen Pädagogen erzogen zu werden. Mit drei Jahren konnte sie schon sehr fertig Deutsch lesen, ohne daß sie sich erinnerte, daß es ihr im Mindesten sauer geworden. Fast ebenso früh zeigte sich an ihr ein ganz sonderbares Geschick zu allerlei künstlichen Handarbeiten, so daß sie als ein Mädchen von kaum sechs Jahren ohne einigen Unterricht noch Beispiel allerlei Figuren so zierlich aus den Papierchen, die ihr in die Hände fielen, auszuschneiden wußte, daß keine von ihren erwachsenen Freundinnen es ihr nachzuthun vermochte; und vier Jahre drauf ergriff sie die Kunst, Tapisseriearbeit zu sticken (artem Phrygiam), in drei Stunden, nachdem sie sich vorher nur etwan sieben Wochen geübt hatte, Blumen mit Reißblei zu zeichnen.

Die gute Dame, indem sie sich in ihrem 66sten Jahre dieser ihrer ersten Jugendzeit fernher erinnert, bemerkt dabei: „wenn sie so gesessen und Blumen oder Insecten mit Wasserfarben gemalt habe (das dann doch noch immer die unschuldigste Art von Malerei sei), hätte sie zwar nicht selten, während daß ihre Hand mit dieser irdischen Uebung beschäftigt gewesen, sich in ihrem Geiste mit himmlischen Gedanken unterhalten; aber sie müßte doch gestehen, daß sie manchmal so erpicht auf ihre Arbeit gewesen und ihren ganzen Kopf und ihr Herz selbst so voll davon gehabt, daß sie Gott darüber, wo nicht völlig aus dem Gesichte verloren, doch wenigstens nicht so leicht und anhaltend weder in sich selbst noch in dem Spiegel seiner Geschöpfe habe anschauen können als sonst". Sie spricht von allen ihren Kunstfertigkeiten nur, wie man von den Spielen seiner Kindheit spricht, setzt aber scherzend hinzu: „weil sie jetzt doch einmal

daran sei, sich mit ihren Spielwerken in den Augen der Welt geltend zu machen, und um nichts von ihren ehmaligen Glückseligkeiten zu verschweigen, wolle sie noch einiger Beispiele ihrer so hoch und weltgepriesnen Kunst Erwähnung thun". Und darauf spricht sie von drei Bildnissen, die sie ohne Jemands Hilfe noch Anweisung mit einem bloßen Taschenmesser aus Buxbaumholz geschnitten, wovon eines ihre Mutter, eines sie selbst und das dritte ihren Bruder (von dem sie in dem ganzen Buch häufig mit wärmster Liebe und Hochachtung spricht) vorgestellt, und welches letztere von dem berühmten Maler Honthorst, dem es ihr Bruder gewiesen, in ganzem Ernst über 1000 fl. geschätzt worden. „Sodann", fährt sie fort, „muß ich eines andern Bildnisses von mir selbst erwähnen, so ich vermittelst eines Spiegels aus Wachs verfertigt, und worauf ich nicht 30 Jahre, wie Albertus Magnus auf seine redende Bildsäule, aber doch wenigstens 30 Tage verwendet, weil ich in dieser Kunst Vieles selbst erfinden mußte, da ich's von Niemand lernen konnte." — Weil ich mir nicht getraue, der Beschreibung, die sie von diesem ihrem Meisterstück macht, in der Geschwindigkeit durch eine Uebersetzung genug zu thun, so möge mir erlaubt sein, ihre eignen Worte herzusetzen:*) Oculi meos non solum in minori forma imitabantur, sed ob vividum pupillae nitorem ac rotunditatem, cum celeriter capsa vertebatur, ipsi soli se vertere videbantur. Crines cerei non nisi suis extremitatibus subtilissimis capiti inhaerebant; ita ut illud corollis libere, ut videbatur, volaturis exornarent. Et quod omnium erat difficillimum, palpebras

*) Der Inhalt ist dieser: „Die Augen dieses Wachsbildes hätten nicht nur den ihrigen im Kleinen sehr geglichen, sondern wegen des lebhaften Glanzes und der Rundung des Augapfels hätt' es, wenn man die Kapsel schnell gedreht, geschienen, als ob sich auch die Augen von selbst drehten. Die wächsernen Haare wären so fein gearbeitet gewesen, daß sie nur mit ihren subtilsten Spitzen im Kopfe gesteckt, und also wie natürliches Haar ausgesehen und dem Ansehen nach frei wallende Locken formiret hätten. Ebenso unendlich fein hätte sie auch die Augenwimpern mit hartnäckigem Fleiß herausgebracht, und die Perlen um den Hals hätten durch einen von ihr erfundenen besondern Kunstvortheil so vollkommen wie natürliche ausgesehen, daß ihr Niemand glauben wollen, sie seien von Wachs, bis sie auf Verlangen einer Gräfin von Nassau eine davon mit einer kleinen Nadel durchstochen." — Einigen wird vielleicht der Bildhauer aus dem Horaz einfallen, qui et ungues exprimet et molles imitabitur aere capillos, infelix operis summa. Ob unsre Künstlerin in diesem Stücke glücklicher gewesen, davon sagt sie nichts; ich zweifle aber um so weniger daran, als diese höchste Feinheit und fleißige Behandlung des Details, die in großen Bildern dem Ganzen nachtheilig ist, in Miniaturwerken, wie dieses war, gerade das ist, was dem Ganzen Leben und Wahrheit giebt.

pilorum tenuissimorum quasi erecto vallo cum pertinaci labore muniveram; atque (ut hoc unum tantum de vano ejus ornatu addam) gemmulae, quae collum cingebant, ita artificiose (novo scilicet meo invento) naturam mentiebantur, ut mihi contrarium verum asserenti, vix adhiberetur fides; nec alia ratione artem a natura discernendam exhibui (cum id a me peteret ingeniosa Nassoviae Comitissa) quam unam earum acicula transfigendo.

Es ist (in meinen Augen wenigstens) liebenswürdige Menschlichkeit, daß unsre Maria, da sie gelegenheitlich von diesem ihrem Lieblingswerk aus den Zeiten, wo sie noch Martha war, mit vielem Kaltsinn zu sprechen angefangen, daß sie (sage ich) unvermerkt warm darüber wird und sich nicht ohne Schmerz der unglücklichen Zerstörung desselben erinnern kann. — „Aber", fährt sie fort, „was hatte ich dessen für Frucht? als diese, daß ich mit Verlust meiner kostbaren Zeit mir unwissenderweise selbst die Reue gekauft, die hernach auf die Zerstörung desselben folgte, da eine meiner Tanten (nicht lange nachdem es fertig war), indem sie es recht genau besichtigen wollte, es aus ihrer unbehutsamen Hand fallen ließ und dadurch zernichtete." Sie gesteht, als sie folgende Verse unter das Bild gesetzt:

Non mihi propositum est humanam illudere sortem,
Aut vultus solido sculpere in aere meos;
En nostram effigiem, quam cera expressimus! atque
Materiae fragili mox peritura damus,

habe sie sich dieses Bild ihres Lebens (so wie wir Alle mit dem Leben selbst zu thun pflegten) zwar als zerbrechlich vorgestellt, aber doch nicht gedacht, daß es so bald würde wirklich zerbrochen werden; und sie wäre daher durch seine Zerbrechung, tanquam graviusculo atque improviso aliquo casu, in einigen Mißmuth gesetzt worden; da es ihr hingegen bei späterer Erinnerung desselben lächerlich vorkomme, daß sie (sind ihre Worte) an etwas, das doch nur ein Schatten von ihr gewesen, die selbst nur *σκιᾶς ὄναρ* (wie der Dichter*) von dem Menschen sage), nur der Traum eines Schattens oder ein Schatten in einem Traume sei, ihr Herz habe hängen und sich über dessen Verlust habe betrüben können. — Wie groß oder klein aber auch ihre erste Empfindung davon mag gewesen sein, so viel ist gewiß, daß die Tante nichts dadurch von ihrer Liebe verlor. Denn sie ist ohne

*) Euripides. — [Die Stelle ist aus Pindar's Pyth., VIII. 99. — A. d. H.]

allen Zweifel eine von den zweien Mutterschwestern, von denen sie im 6. Capitel mit so vieler Liebe spricht und Gott dafür preiset, „daß er ihr Gelegenheit gegeben, diesen guten Damen (deren die eine 89 und die andre 91 Jahre alt worden, beide aber über 20 Jahre vor ihrem Tode den Gebrauch der Augen verloren) in ihrem hilfebenöthigten Alter nützlich zu sein, und daß er sie mit diesen ihren Mutterschwestern und dem einzigen Bruder, der ihr von ihren Geschwistern übrig geblieben, durch ein so enges und süßes Band der Liebe zusammengebunden, daß die zwanzig Jahre, die sie mit einander eine Familie ausgemacht, ihr in der That nur wenig Tage gedäucht hätten."

Sie bricht das Wenige, was sie bisher von ihrer Geschicklichkeit zu den bildenden Künsten gesagt, auf einmal mit einer Idee ab, die ich, so schwärmerisch sie vielleicht Manchen vorkommen mag, mich nicht entbrechen kann, hieher zu setzen, weil sie einen der stärksten Züge des Charakters dieser englischen Seele enthält. „Ich übergehe", sagt sie, „andre Dinge dieser Art, weil ich die Neigung zu dergleichen und das Andenken davon zu verlieren angefangen, so wie sich das göttliche Bild des Lebens Jesu meiner Seele darstellte; und da ich von diesem Augenblick an kein andres als dies der Nachahmung würdig schätzte und es gleichwol nicht immer hell und lebendig genug in meinem Gemüth erhalten konnte, so ging ich damit um, eine, so viel mir möglich wäre, vollkommne Abbildung desselben zu meinem und Andrer Nutzen schriftlich zu verfassen. — Aber, die Wahrheit zu gestehen, ich habe mir bei diesem Werke nie selber genug thun können, theils weil meine Augen oft durch den Glanz dieses göttlichen Gegenstandes geblendet wurden, theils weil es mir immer vorkam, ich male die Sonne nur mit einer Kohle ab. Ich fand also, das Leben der Christen sei das beste Bild des Lebens Christi, aber wie selten in diesen unsern Zeiten zu finden! Da ich nun in der Folge dessen lebhafteste Züge an unsern Hirten (Labadie und seinen Gehilfen nämlich) wahrnahm, glaubte ich, mit diesen lebendigen Bildern alle Werke todter Kunst vertauschen zu müssen." Sie schließt diese Betrachtung endlich mit folgenden Gedanken: „Wahrlich, wir würden alle Kunstgemälde wenig schätzen, wenn wir in allen Geschöpfen, denen ihr Urheber etwas von seinem Bilde eingedrückt hat, nach dem bekannten Vers:

„Und jedes Gräschen strahlt den gegenwärt'gen Gott",*)

ihn selbst mit Geistesaugen sähen und mit wahrem Gottessinn

*) Praesentemque Deum quaelibet herba docet.

als gegenwärtig schmeckten und fühlten." Alles, was sie, diesen Gedanken auszuführen, hinzusetzt, ist sehr schön — so wie an dem Gedanken selbst etwas sehr Wahres ist. Und gewiß, kein Maler noch andrer Bildner wird jemals ein herrliches und immer lebendes Werk hervorbringen, der das Göttliche in der Natur zu fühlen keinen Sinn hat. Dieses hohe Gefühl allein hat in den Phidias und Praxiteles der Griechen Ideen göttlicher Schönheit gezeugt und ihre Hand gestärkt, wenigstens die Schatten davon in Marmor und Elfenbein nachzubilden; dieses Gefühl allein hat in neuern Zeiten einen Buonarotti, einen Raphael, Correggio und (um noch einen in seiner Art gewiß nicht geringern Liebling und Schooßjünger der Natur zu nennen) einen Claudius von Lothringen hervorgebracht. Ein hoher Grad dieses tiefen Sinns für das Göttliche in der Natur wirkte bei dem Letztern dieses mühsame Arbeiten, diese Unzufriedenheit mit seinem Pinsel, welche machte, daß er acht Tage immer verbesserte und wieder auslöschte, und die nur ein Mensch wie de Piles fähig sein konnte, für pesanteur d'esprit zu halten. Aber der höchste Grad dieses Gefühls bringt keine Künstler noch Kunstwerke mehr hervor, sondern verschlingt die Seele und giebt ihr Verachtung und Ekel gegen allen künstlichen Versuch, es in Worten oder irgend einem andern kalten und leblosen Stoffe nachzubilden. Dies war der Fall, worin sich die Schurmann in den letzten Jahren ihres Lebens befand; und es kann in diesem Erdenleben nur mit wenigen außerordentlichen Menschen so weit kommen. Es ist Anticipation eines zukünftigen Standes, die vielleicht wenig guten Menschen aus Augenblicken eigner Erfahrung unbekannt ist, die aber, so lange die Menschen nicht wie die Engel Gottes sind noch sein können, in dem Leben eines jeden Andern als eines Einsiedlers oder Abgesonderten immer einen wunderbaren hiatus macht. Wär' es aber möglich, daß alle Menschen diesen hohen Grad von Gottesgefühl haben und immer in sich erhalten könnten, so möchten alsdann Künste und Wissenschaften und die lieben Belles-Lettres und aller der ernsthafte und kurzweilige Tand, womit wir uns jetzt aus Mangel oder Unfähigkeit bessern Genusses oder Geschäftes abgeben, immer dahinfahren; der Verlust würde nicht groß sein.[1])

[1]) Wieland versprach noch eine Fortsetzung, die jedoch unterblieb. — A. d. H.

Ludwig Vives.[1])

Auch dieser für sein Zeitalter große und wichtige Mann ist nun vergessen! wie es denn nach dem natürlichen Laufe der menschlichen Dinge nicht anders sein kann und Denen, die jetzt groß und wichtig sind oder zu sein sich dünken lassen, in etlichen Generationen längstens nicht anders ergehen wird. Denn die Zeugungen der Menschenkinder sind wie der Blätter auf den Bäumen, sagt Vater Homer (und sagte vor ihm[2]) der Seher Musäus), die eine fällt ab, und die andre kommt — und die nicht mehr da sind, werden vergessen und bald nicht mehr vermißt; denn ihr Platz ist (besser oder schlechter) ausgefüllt, und die Folgen dessen, was sie gethan haben, werden nicht mehr gesehen, weil die ehmals wirkende Ursache nicht mehr gesehen wird. —

Und wozu wär's auch nöthig, da sie doch immer nur durch Veranlassung wirkte und ohne Mitwirkung andrer Ursachen niemals wirksam geworden wäre? — Indessen da man nun einmal in diesem Zeitalter des Schwatzens, Grübelns, Declamirens, Radotirens, Schwärmens, in die Luft Fechtens u. s. w. von unzähligen Dingen schwatzt, ohne daß es weiter zu was hilft, als daß — davon geschwatzt worden, — so lasse man uns immerhin etliche Blätter Papier — denen es gleichviel ist, womit sie bemalt werden — dazu anwenden, das Andenken trefflicher Männer zu erneuern, wenngleich außer den Literatoren Niemand mehr was von ihnen weiß noch zu

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, II. S. 265–271. — A. d. H.
[2]) Wie man damals noch wähnte. — A. d. H.

wissen verlangt, ihre Thaten nicht mehr interessiren, nicht mehr groß scheinen, so groß sie zu ihrer Zeit waren, und ihr Beispiel selbst nichts mehr wirkt — da die Einen von uns, unter der Last ihrer Zeit erdrückt, nicht zu ihnen hinaufsehen können und die Andern, sich selbst genugsam, keiner Beispiele zu bedürfen glauben — auch solcher Beispiele wirklich nicht bedürfen, die auf unsre Umstände gerade so passen, wie die Helden Homer's oder die Ritter vor König Artusens Hofe sich schickten, unsern jungen Kriegsleuten — wovon der Geringste Manns genug wäre, einen Branor oder Lancelot von der Mähre herabzuschießen — zu Mustern vorgestellt zu werden. Ich sehe so gut als Jemand, daß ein paar Blätter, worin etwas von dem Charakter oder den Verdiensten eines Mannes gesagt wird, der vor 200 Jahren unter einer gewissen Classe seiner Zeitgenossen Sensation machte, nicht viel mehr zu bedeuten haben, als wenn wir sein Bild, im Geschmack derjenigen, womit dieser Merkur prangt, gearbeitet, in einer schönen Laterna magica vor den Augen unsrer geneigten Leser vorbeiführten. — Aber — wer guckt nicht im Vorbeigehen, oder wenn er just nichts Anders zu thun weiß, einen Augenblick in einen Guckkasten? — und wenn am Ende auch nichts dadurch gefruchtet würde, als daß unter 10,000 jungen Leuten vielleicht Einer oder Zwei veranlaßt würden, sich mit den vergessnen, im Bibliothekenstaub modernden Werken solcher Männer bekannt zu machen und klüger dadurch zu werden, als er sonst bei seinem Brodhandwerk oder gar bei dem müssiggängerischen Treiben dessen, was man jetzt schöne Wissenschaften nennt, geworden wäre — immer Nutzens genug! — wenn wir doch ja von Nutzen schwatzen wollen; wir, die immer und ewig radotiren werden, wenn wir dies als eine Sache von herrlichem Nutzen anpreisen, jenes als unnütz und frivol verachten, blos weil wir Kinder sind und von Göttersachen (wie Euripides sagt) nichts verstehen und nichts wissen, oder alle Augenblicke vergessen, — daß Simson mit einem Eselskinnbacken tausend Philister schlug und Xerxes mit einer Million — Philister sich von einer Handvoll Griechen, die keine Simsonen waren, nach Susa zurückjagen ließ — oder, unverdeckt zu reden, daß in dieser sublunarischen Welt und vermuthlich auch in einem großen Stück der supralunarischen (en dépit aller Anti-Popiaden) alles Kleine groß und alles Große klein, alles Böse gut und alles Gute böse ist, und daß es so bleiben muß und wird — bis es gar keine Schatten mehr giebt

— sondern Alles Licht ist; eine Epoche, die, wie ich gewiß versichert bin, kein einziger Maler noch Malereiliebhaber in der Welt jemals wünschen wird oder sich wird vorstellen können, daß es so was Herrliches darum sei, als Diejenigen glauben, die — das Vorrecht haben, ohne Blinzeln in die Sonne zu sehen.

Nach dieser Ausschweifung wieder zu unserm ehrlichen Vives, — der im Grunde so unschuldig daran ist als ein Kind.

Dieser Vives war Einer von dem einst berühmten literarischen Triumvirat seiner Zeit; Budäus und Erasmus (hieß es) wären seine Mitregenten. Er selbst (sowie die beiden Andern) war wol zu klug, sich solcher Würde anzumaßen, wenigstens zu klug, sich's anmerken zu lassen. — Aber solche Männer haben immer (wie dort Julius Cäsar) ihre Schmeichler und Caudatarien, serva pecora, die ihnen vor den Augen des gaffenden Volks das Diadem anbieten und rufen: „Lang lebe der König!" —

Ich könnte, wenn ich den Baillet abschreiben wollte, eine feine olla potrida von Urtheilen über die Verdienste des Vives und seiner Schriften zusammenschütten, Urtheilen, wo zum Theil der Eine schwarz nennt, was dem Andern sehr weiß vorkommt, und wo doch immer Beide ein Wenig Recht haben, so ausgemacht es auch ist, daß ein Ding nicht schwarz sein kann, wo und wenn es weiß ist. Aber wozu der Unrath? Darin stimmen Alle, deren Urtheil einiges Gewicht hat, überein, ihm gebühre einer der obersten Plätze unter den tapfern Männern, die zur Verjagung der mönchischen Barbarei, Wiederherstellung des bessern Geschmacks in der Art zu studiren und zu schreiben und Verbreitung des Lichts einer gesundern Philosophie, besonders über den ganzen Umfang der Schulwissenschaften und des Erziehungswerks, die so lange mit Finsterniß umhüllet gelegen, am Meisten beigetragen haben. Sein Werk De Causis corruptarum Artium, der Tractat De Initiis, Sectis et Laudibus Philosophiae, die Introductio ad Sapientiam, hauptsächlich aber das Buch De tradendis Disciplinis (welches Morhof mit Recht ein goldnes Büchlein nennt) verdienen noch immer das Lob, so ihnen der vortreffliche Conrad Gesner (in seiner Bibliothek unter der Rubrik Johann Ludwig Vives) ertheilt, „daß Gelehrte selbst daraus weiser werden könnten". Man kann sich also leicht vorstellen, was sie in einer Zeit wirken

mußten, wo die Sprache des gesunden Verstandes so neu und das Licht (dessen wir jetzt so gewohnt sind, daß wir — nichts mehr dabei sehen) wiederkehrender Tag zu Denen, die in Finsterniß und Schatten des Todes saßen, und gleichsam himmlische Erscheinung und Glorie war. Die Schriften des Vives (und das Nämliche gilt auch von denen der übrigen Reformatoren der Philosophie und Literatur im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts) sind nicht bloßer Nachhall der Griechen und Römer, die man damals wieder zu studiren anfing. Es sind nicht zusammengestoppelte Gedanken der Alten und Cruditäten einer gefräßigen Polyhistorie, sondern Producte eines durch die Alten genährten, geübten und gestärkten, eines durch ihren vertrauten Umgang erweckten, weiser gewordenen, aber selbst arbeitenden und sich selbst ausbildenden Geistes; eines Geistes, der sich über die dumpfe Region der Vorurtheile erhoben hat, eine freie Luft athmet, um sich herschaut, sich aller seiner Kräfte bewußt ist und mit Macht in seine eigne Zeit einwirkt. Und wenn sie auch nichts enthielten, was Studirende heutiges Tages nicht aus unsern Zeitgenossen ebenso gut oder zum Theil besser lernen könnten, so wären sie dennoch aus eben dem Grunde zu empfehlen, warum es nothwendig höchst nützlich sein müßte, mit Männern von solcher Geistesstärke, Weisheit, Wahrheitliebe, Freiheit und Richtigkeit des Geschmacks umzugehen — oder noch eigentlicher, warum man von einem geschickten Manne, in welchem Fach es sei, der das, was er ist, durch sich selbst wurde und sich durch unendliche Schwierigkeiten durcharbeiten mußte, allemal mehr lernen kann als von Einem, der in der dritten oder vierten Generation auf ihn folgt und auf dem schon gebahnten Wege mit weniger Mühe und Kraft weiter als Jener gekommen ist. Ich kann mich daher nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit den Wunsch zu äußern, daß einige Gelehrte und Buchhändler zusammenstehen und uns eine Auswahl der besten Schriften (wozu auch die Briefe gehören) der besten Köpfe aus der zweiten Hälfte des funfzehnten und ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in einer Folge von Bänden, in einer bequemen und netten Ausgabe, allenfalls auf Subscription, zu liefern sich entschließen möchten — da die Werke dieser Männer sich meistens so vergriffen haben und großentheils auch so unbequem für uns homunciones des achtzehnten Jahrhunderts gedruckt sind, daß es beinahe von keinem Nutzen sein kann, sie den Studirenden zu empfehlen, da die wenigsten Gelegenheit finden, derselben

habhaft zu werden. Ich kann mir nicht vorstellen, daß nicht alle gutdenkende Gelehrte in und außer Deutschland ein solches Unternehmen auf alle mögliche Weise zu fördern und aufzumuntern willig sein sollten.

Jetzt noch ein paar Worte von der Lebensgeschichte unsers Vives. Er wurde zu Valencia in Spanien geboren, setzte seine daselbst angefangnen Studien zu Paris fort, ging sodann nach Löwen, lehrte da mit großem Beifall (in einem Alter von 25—26 Jahren) Philosophie und Humaniora, erwarb sich die Freundschaft des Erasmus (der in einem Briefe an den Leibarzt und Instructor des Erzherzogs Ferdinand, Bruders von Karl V., den 13. Hornung 1519 geschrieben, außerordentlich günstig von ihm spricht), wurde da Lehrer und Hofmeister (wie man's jetzt nennt) von dem jungen Wilhelm de Croi, nachmaligem Erzbischof von Toledo, und schrieb unter Anderm seinen Commentar über des heiligen Augustin's Stadt Gottes,*) ein Buch, das ihm mit der theologischen Facultät zu Löwen Händel machte, ihn hingegen bei Heinrich VIII. in England, dem er's zugeeignet hatte, so gut empfahl, daß er nach England berufen und zum Lehrer der Prinzessin Maria bestellt wurde. Da er aber einige Jahre hernach durch seine öffentliche Mißbilligung der berüchtigten Ehescheidung dieses Königs von seiner ersten Gemahlin, Katharina von Arragon, sich die Ungnade seiner königlichen Excellenz (wie man damals noch sagte) zugezogen, verließ er England, zog nach Brugg, brachte da sein übriges Leben ohne Amt mit Studiren und Verfertigung verschiedener Bücher zu und starb im Jahr 1537, oder nach Andern im Jahr 1541, im 48sten seines Alters. Seine Schriften hat der berühmte Buchhändler Froben in Basel in Folio zusammengedruckt; doch ist das Werk über Augustin's Civitatem Dei nicht dabei. — Eine Anekdote, dieses letztere betreffend, verdient hier Platz. Vives selbst erzählt sie in einem Briefe an den Erasmus. Als Froben mit diesem Buche auf die Messe nach Frankfurt kam, machte es so gar keine Sensation, daß er nicht ein einziges Exemplar davon absetzen konnte. Verleger und Autor fanden sich

*) Ich kann von diesem Werke, da ich's nie gesehen, nicht als Augenzeuge sprechen. Es wird unter seine besten gerechnet und hat schon darum das günstigste Vorurtheil für sich, weil die Theologi von Löwen die darin herrschende Geistesfreiheit höchlich mißbilligt haben, und weil es sich in dem Indice derer von der heiligen Synode zu T. — verbotnen Bücher befindet — wo fast alle guten Bücher dieser Zeit verboten sind.

beide gewaltig weit von ihrer Rechnung. Vides, schreibt ihm Erasmus zurück, etiam in Musarum rebus regnare fortunam. In unsern Tagen wäre manch ähnliches Beispiel aufzuweisen. Ein Buch kann auch relative zu gut sein, um seinem Verfasser viel Leser zu verschaffen, und es ist sehr möglich, daß ein Verleger mit den Werken eines sehr großen Geistes Bankrutt mache. — Aber man muß doch gestehen, daß es ärgerlich ist!

Juliana Morell.[1])

Unter allen gelehrten Damen, deren das siebzehnte Jahrhundert eine ziemliche Anzahl aufweisen kann, scheint mir keine mehr Anspruch zu haben, das Gegenbild der Anna Maria Schurmann zu sein, als die Nonne — — —, die vermuthlich für die meisten Leser des Teutschen Merkur eine ganz neue Bekanntschaft ist.

Ich muß aber gleich voraus offenherzig gestehen, daß ich Schwester Julianen blos von Hörensagen und (damit meine Beichte vollständig sei) blos aus dem Eloge, das von ihr in meinem Cheval de Bataille, der Bullardischen Académie des Sciences et des Arts befindlich ist, kenne. Ihre Schriften mögen dermalen in Deutschland unter die sehr seltnen gehören; ich wenigstens habe nie etwas davon zu sehen bekommen. Gleichwol wären mir jetzt, da ich mich in dem Falle befinde, meinen Lesern etwas von ihr zu sagen, ein paar Blätter aus ihren Exercices spirituels sur l'Eternité lieber als alle die pompösen Dinge, welche Herr Jakob Ignatius Bullard, der Sohn, in seinem Eloge von ihr sagt. Denn ich bin fest überzeugt, daß eine Person nicht leicht ein paar Blätter schreiben kann, ohne daß man die substantielle Form ihrer Seele wenigstens ebenso gut darin sollte wahrnehmen können als — in dem besten Schattenriß. Da ich aber, wie gesagt, dieses Vortheils ermangle, so ist das Wenige, was ich durch meinen vorbenannten Gewährsmann von ihr erfahren habe, Alles, was ich mittheilen kann.

Juliana Morell wurde im Jahr 1592 zu Barcelona geboren. Ihr Vater, der ein Mann von Condition und — ein

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, III. S. 90–94. — A. d. H.

halber Gelehrter war, hatte sich, wie der Vater der Schurmannin, in den Kopf gesetzt, daß es eine große Herrlichkeit sei, der Vater einer gelehrten Tochter zu sein. Er hatte also, sobald er Proben eines lebhaften Geistes an dem Mädchen wahrgenommen, nichts gespart, um sie dazu zu machen. Seine Mühe und Kosten schlugen bei Julchen so gut an, daß sie bereits in ihrem dreizehnten Jahre ein Wunder von Gelehrsamkeit war. Denn sie verstund Hebräisch, Griechisch und Latein, auch die ganze Philosophie obendrein in solcher Perfection (sagt Bullard), „daß sie in diesem zarten Alter Muth und Stärke genug in sich fühlte, die gelehrtesten Männer zu einem öffentlichen Kampf über die schwersten Probleme der Philosophie herauszufordern“. Sie setzte also im Jahre 1606 zu Lyon (wo sich damals ihr Vater aufhielt) einen öffentlichen Tag, und zwar den 16. Februar, als den Tag ihrer Namenspatronin, der heiligen Juliane, zu einem Actus disputatorius an; und der Herr Papa — der, wie man deutlich sieht, an diesem ganzen schändlichen Fastnachtsspiel die meiste Schuld hatte, — sparte nichts, die Farce vollständig zu machen. Das gute, kaum dreizehnjährige Mädchen bestieg mit Trompetenschall in einem Kapuziner-Habit die Katheder und disputirte in Gegenwart einer großen Menge ehrwürdiger Prälaten, Philosophen und andern gelehrten und ungelehrten Volkes — mit Hilfe der damals noch im Schwange gehenden scholastischen Terminologie — über Dinge, wovon sie nichts verstund, mit bartreichen Männern mit und ohne Kapuze, die noch weniger davon verstunden, disputirte sie alle zu Boden und erhielt von Meister Antoni Formel, der heiligen Gottesgelahrtheit Doctor, auf der Stelle das Zeugniß, daß seit den Tagen Noä kein Mädchen wie Juliana Morell von einem Weibe geboren worden sei. Die Sache machte damals groß Aufsehens im ganzen gelehrten Europa, und es regnete von allen Seiten Congratulationen in Prosa und Ligata. Was mich in der Meinung bestärkt, daß die gute Juliana die unschuldigste Person bei diesem gelehrten Possenspiel gewesen, ist der Umstand, daß sie — nicht weil die Welt nicht würdig war, sie zu besitzen (wie Ignatius Bullard meint), sondern vermuthlich in Kraft einer Sinnesart, die der liebenswürdigen Schurmannin ihrer ähnlich war, bald darauf zu Avignon in ein reformirtes Kloster der heiligen Praxeda, Dominicaner-Ordens, ging und ihr übriges Leben mit Gedanken und Beschäftigungen zubrachte, die sich für

diesen von ihr erwählten Stand schickten. Hier publicirte sie ihre obgemeldeten Geistlichen Uebungen und eine französische Uebersetzung und Auslegung der Vita spiritualis des heiligen Vincenz Ferrier, eines funfzig Jahre zuvor canonisirten Predigers ihres Ordens, von welchem unter andern Wunderwerken erzählt wird, daß er 35,000 Juden, 8000 Muhamedaner und 100,000 böse Christen, in Summa hundert- und dreiundvierzigtausend arme Seelen durch seine Predigten bekehrt habe, und (was das Wunder noch glänzender macht) ohne in seinem Leben eine andere als die catalonische Landsprache gesprochen zu haben.

Dies, lieben Leser, ist ungefähr Alles, was ich Euch von Schwester Julianen sagen kann. Demjenigen, der mir mit guter Gelegenheit eines von ihren angezeigten Büchlein mittheilen wollte, würde ich's großen Dank wissen, weil ich gewiß zu werden wünschte, ob und inwiefern meine Vermuthung über ihre Seelenähnlichkeit mit der Schurmannin gegründet sein möchte. — Von ihrem Bilde,[1]) das ich gebe, wollen wir lieber nichts sagen. Die Götter selbst verlangen nichts mehr, als daß man ihnen nach Vermögen gebe, sagt Hesiodus. Die Physiognomie des guten Nönnchens mag wol schon in dem Originalgemälde, das Bullard von ihr besaß, Manches verloren gehabt haben. Nun kam die Reihe an die Kupferstecher, namentlich an Herrn Asmus von Boulonnois und ungefähr 100 Jahre drauf an Herrn C. Eichel. Ordentlicherweise gewinnt man nicht viel beim Durchgang durch solche media. Und so kommt es dann, daß unsers Herrn Gottes Werke unter Menschenhänden verpfuscht werden — es sei nun, daß wir sie verderben, weil wir's nicht besser verstehn, oder daß wir sie einbildischerweise verschönern wollen. Dies ist ein so gemeines Loos, daß es eitel Mühe wäre, Jeremiaden darüber anzustimmen.

Pater Baldewein Cabillau, Jesuit, ein lateinischer Versifex des vorigen Jahrhunderts, um auch seines Orts etwas zur Verpfuschung der armen Juliana Morell beizutragen, hat ein Epigramm oder Sinngedicht, wie sie's nennen (als ob in Epigrammen allein oder mehr Sinn sein müßte als in andern Versen), auf sie gemacht, worin er sagt: „sie spreche

1) Dem angeführten Hefte des Teutschen Merkur war das Bildniß der Juliana Morell beigegeben. — A. d. H.

Latein wie Cicero, Griechisch wie Demosthenes, und wenn sie vollends gar Hebräisch rede, so fließ' es ihr vom Munde wie Balsam mit Safran." — „Was zum Daus sind die Weiber für Geschöpfe" — fährt Pater Baldewein fort. „Wer sollte denken, daß es möglich wäre? Drei gedoppelte Männer verschließt eine Jungfrau in ihrer einzigen Brust!" — Das nenn' ich doch ein Sinngedicht und ein Lob!

Noch will ich beiläufig zu bemerken ohnermangeln, daß lange vor unsrer Juliana bereits drei Schwestern Morell auf einmal unter den gelehrten Damen des sechzehnten Jahrhunderts figurirt haben, deren Vater Jean Morell Sieur de Grigny war, ein Zeitgenoß und Freund des Erasmus, wiewol er Diesen um mehr als funfzig Jahre überlebt hat. Da diese Mädchen griechische und lateinische Verse machten, überdies ihrer drei und Schwestern waren, auch gar ominöse poetische Namen führten (denn die älteste hieß Camilla, die zweite Lucretia und die dritte Diana), so kann man sich vorstellen, was die Sinngedichtmacher ihrer Zeit für gutes Spiel gehabt haben. — Der Name Morell scheint mir so glücklich zu sein, daß ich kaum zweifle, es werden sich bei genauerm Nachforschen noch mehr gelehrte, witzige und kunstreiche Damen dieses Namens vorfinden, und irgend ein Literateur werde uns bald mit einer förmlichen Disputation von gelehrten Morellinnen beschenken können — wenn's nicht etwan gar schon geschehen ist.

Jakob Le Fèvre von Etaples.[1])
(Faber Stapulensis.)

Wir haben das Bild dieses jetzt selten mehr genannten Mannes gegeben, weil auch er einen der obersten Plätze unter den ehmaligen Bekämpfern der mönchischen und scholastischen Barbarei in Frankreich behauptet und insoferne also mit dem Reuchlin, Erasmus, Agrippa, Vives u. s. w. in eine Classe gehört. Er war ein heller Kopf, der sich viel Mühe gab, den bessern Sinn und Geschmack im Studiren auszubreiten und die Jugend zu den Quellen wahrer Gelehrsamkeit anzuführen, aber eben dadurch, und weil er bei Gelegenheit weder der Dummheit in Kutten noch der Unwissenheit unter Doctorhüten schonte, dem Pöbel der damaligen Philosophaster und Theologaster sich schlecht empfahl. In desto größerm Ansehen stand er bei Allem, was in und außer Frankreich gesunder dachte und dem aufgehenden Tag mit Sehnsucht entgegensah, vornehmlich bei König Franz I. selbst — dem der Beiname le Père des Lettres mehr Ehre macht als Ludwig XIV. der Beiname des Großen — und bei dessen Schwester, der berühmten Königin Margaretha von Navarra. Seine hauptsächlichsten Verdienste waren, daß er den Aristoteles und die heilige Schrift besser verstund und auslegte, als es zu seiner Zeit auf der Universität zu Paris Mode war. Seine lateinische Uebersetzung der Briefe der Apostel mit kritischen Anmerkungen machte viel Aufsehens; doch wurde er hierin bald vom Erasmus verdunkelt, der ein noch hellerer Kopf war und ungleich schöner schrieb.

Wir haben schon bei einer ehmaligen Gelegenheit*) des großen Lärmens erwähnt, der sich Anfangs des 14. Jahrhunderts

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, III. S. 175–178. — A. d. H.
*) In den Nachrichten von Cornelius Agrippa. Vgl. oben S. 323f.

in Frankreich wegen der drei Ehemänner der heiligen Anna erhob. Agrippa war in diesem Streite nur der Secundant unsers Le Fèvre, seines Freundes; denn dieser war es eigentlich, der die Entdeckung gemacht hatte, daß die heilige Anna nur einen Mann gehabt. Damals brauchte es nichts, als daß ein gelehrter Mann sich irgend eine solche kleine historico-kritische Freiheit herausnahm, um sich alle schwarzen und braunen Kapuzen der Christenheit übern Hals zu ziehen. Allein Le Fèvre ließ es nicht dabei bewenden. Nicht zufrieden, die drei Männer der heiligen Anna auf einen reducirt zu haben, unternahm er nun auch im Gegentheil, aus der einzigen Maria Magdalena drei ganz verschiedne Personen zu machen. Die gemeine herrschende Meinung war bisher gewesen, Maria, die Schwester der Martha und des Lazarus, die Maria, aus welcher Christus sieben Teufel ausgetrieben, und die ungenannte Sünderin im 7. Capitel des Evangelisten Lukas, seien nur eine Person gewesen, nämlich die heilige Maria Magdalena, die (sonderlich als schöne Büßerin) seit der Wiederherstellung der Künste immer ein Lieblingssüjet der christlichen Maler gewesen ist. Le Fèvre unterfing sich, diese Meinung zu bekämpfen, ungeachtet sie die Autorität des römischen Breviers auf ihrer Seite hatte. Seine Gründe sind ein paar hundert Jahre später so gewichtig befunden worden, daß viele gelehrte Geistliche unter den Katholischen kein Bedenken getragen, sie öffentlich als wahr zu behaupten. Aber damals wurde Le Fèvern ein großes Verbrechen daraus gemacht und die Sache für wichtig genug gehalten, daß einer der ersten Theologen derselben Zeit, der berühmte Doctor Fischer, Bischof von Rochester, sich in eigner Person an die Spitze der Mönche und Doctoren stellte und ein mächtiges Buch für die Einheit der drei Marien schrieb, worin er mit dem kleinen Le Fèvre wie mit einem Renegaten zu Werke ging. In der That, wenn man die Vorurtheile seiner Zeit bedenkt, war das Unterfangen des kleinen Le Fèvre höchst verwegen. Aber was die Sache vollends verderbte, war, daß er sein Büchlein gerade um die Zeit publicirte, da Luther im Herzen Deutschlands sich gegen den Ablaßhandel, einen der einträglichsten Zweige des damaligen römischen Commercii, auflehnte. Solche Neuerungen waren pessimi exempli, und man konnte sie, wie die Umstände lagen, unmöglich mit der untheilnehmenden Gelassenheit ansehen, womit man in unsern Tagen kritische Fragen von ungleich höherm

Belang anzusehen pflegt. Le Fèvre war damals schon ein Mann von achtzig Jahren, aber dieses hohen Alters und seiner sehr kleinen Statur ungeachtet noch ein rüstiger Mann und — ohne sich gleichwol öffentlich von der katholischen Kirche zu trennen — der damals, unter dem Schutz der nachmaligen Königin von Navarra, in Frankreich sehr überhand nehmenden Partei der Reformatoren nicht wenig förderlich. Im Jahre 1523 vermehrte er die großen Klagen, welche die Sorbonne bereits über ihn zu führen hatte, durch eine französische Uebersetzung der vier Evangelien, die von den Laien begierigst aufgenommen und häufig gedruckt wurde. Nun wüthete nicht nur der große Klopffechter Natalis Beda oder Bedda, ein Picarder und ein Doctor der Sorbonne, der sich oft dem König Franz I. selbst furchtbar machte, in centnerschweren Streitschriften wider ihn, sondern die hochgedachte Facultät selbst schritt endlich zu seiner öffentlichen Degradation (denn Le Fèvre hatte die Ehre, ein Doctor der Sorbonne zu sein), und da auf derselben Anstiften auch das Parlament seinen weltlichen Arm gegen den guten alten Mann erhob, möcht' es ihm übel ergangen sein, wenn König Franz nicht selbst (aus der Gefangenschaft, worin ihn Karl V. damals hielt) an das Parlament geschrieben und diese Sache seiner eigenen Erkenntniß vorbehalten hätte. Bei Alledem war für einen Mann von beinahe neunzig Jahren, der sein Leben noch liebte und (wie Erasmus) nicht nach der Märtyrerkrone strebte, das Rathsamste, sich zurückzuziehen und die gute Sache von jüngern und muthigern Kämpfern ausfechten zu lassen. Dies war es auch, was Le Fèvre that. Er verließ Paris, zog nach Meaux zu dem gelehrten Bischof Wilhelm Brissonet, der die Reformirten eine Zeit lang sehr begünstigte; da ihn die Franciscaner auch von da vertrieben, nach Blois und zuletzt nach Guyenne, wo er zu Nerac unter dem unmittelbaren Schutz der Königin Margaretha, seiner großen Gönnerin, und im vertrauten Umgang mit den frommen und gelehrten Männern von der Hugenottischen Partei, welche diese Fürstin um sich hatte, den Rest seines Lebens in Frieden zubrachte und im Jahr 1537, beinahe hundert Jahre alt, beschloß, nachdem er in einem mündlichen Testament seinen Freund Gérard Roussel zum Erben seiner Bücher und die Armen zu Erben aller seiner übrigen Verlassenschaft eingesetzt hatte.

Nikolas Claudius Fabri, Herr von Peiresk.[1]

Nikolas Claudius Fabri, Herr von Peiresk (oder Peyresc, wie es auch geschrieben wird), Parlamentsrath zu Aix in der Provence (geboren den 1. December des Jahrs 1580, gestorben den 24. Juni 1637), war durch die Vereinigung einer unbegrenzten Begierde nach Erkenntniß mit einem außerordentlichen Grad von allen Tugenden des Herzens, die den edeln und guten Menschen machen, eine von den denkwürdigsten Personen, die der Menschheit im vorigen Jahrhundert Ehre gemacht haben. Peter Gassendi, selbst einer der verdienstvollsten, besten Männer seiner Zeit und sein vertrautester Freund, hat das Leben dieses seltnen Mannes ausführlich und mit Liebe, aber doch so beschrieben, daß die Wärme des Freundes der Rechtsinnigkeit des Philosophen keinen Eintrag thut. Wir gedenken in einem der noch übrigen Monate dieses Jahres einen Auszug des Interessantesten aus diesem schätzbaren Buche zu liefern und hoffen dadurch allen unsern Lesern, denen es Freude macht, mit vortrefflichen Menschen näher bekannt zu werden, einen angenehmen Dienst zu thun.[2] Für jetzt mag es also genug sein, wenn wir denen unter ihnen, für welche unser Peiresk eine ganz neue Bekanntschaft ist, mit den Worten des Bayle sagen: daß wenig einzelne Privatpersonen jemals der Gelehrtenrepublik so viele und wichtige Dienste geleistet haben als er. „Er war, so zu sagen, ihr General-Procurator; er munterte fähige Köpfe auf und unterstützte sie in ihren Unternehmungen auf alle mögliche Weise, theilte ihnen Ideen und Materialien mit, verwendete einen großen Theil seiner Einkünfte, die seltensten und nützlichsten Denkmäler des Alterthums zu kaufen oder co-

[1] Aus dem Teutschen Merkur 1777, IV. S. 91–93. — A. d. H.
[2] Ist nicht geschehen. — A. d. H.

piren zu lassen, und unterhielt zu all diesen Zwecken einen ungeheuern Briefwechsel mit Männern von Genie, Wissenschaft und Talenten im ganzen Europa. Alterthümer, Sprachen, Geschichte, Kritik, philosophische Experimente, Seltenheiten der Natur und Kunst — seine Wissensbegierde umspannte alle diese Kreise, und sein Haus konnte mit Recht eine Akademie der Wissenschaften und Künste genennt werden." Bei Allem diesem lebte und wirkte Peiresk mit einer Uneigennützigkeit und Freigebigkeit, die eines Fürsten würdig war — und was einen Zug in seinem Charakter macht, der ihm vielleicht ganz eigen ist — dieser Mann, der so viel für die Wissenschaften gethan, der mit einer unendlichen Menge von Gelehrten und Schriftstellern (worunter manche gar mächtige Prätensionen führten) in Verbindung stund, den meisten von ihnen mancherlei Verbindlichkeiten aufgelegt hatte und über All dies selbst ein Schriftsteller von Wichtigkeit war — dieser Mann ging aus der Welt, ohne unter ihnen allen sich jemals einen Feind gemacht zu haben. „Alle Tugenden der heroischen Zeiten", sagt der Schönsprecher Balzac, der auch hier gern zu viel gesagt hätte, wenn's möglich gewesen wäre, „waren in dieser schönen Seele vereiniget. Die allgemeine Verderbniß der unsrigen vermochte nichts über seine gute Constitution, und nichts Böses, das ihn berührte, konnt' an ihm haften. Seiner großmüthigen Wohlthätigkeit konnten weder das Meer noch die Alpen Grenzen setzen — und er empfing Danksagungen aus den äußersten Enden von Syrien und sogar von der Spitze des Libanus. In mäßigen Glücksumständen hatte er die Sinnesart eines großen Herrn, und er war ein Mäcen, ohne einen August zum Freunde zu haben." — Sollte dies nicht mehr als genug sein, unsre Leser nach der genauern Bekanntschaft mit einem solchen Charakter lüstern zu machen?[1])

---

[1]) Dem vorigen Hefte des Teutschen Merkur (dem Septemberhefte) war sein Bild vorgesetzt gewesen. — A. d. H.

Hieronymus Fracastor.[1])

Hieronymus Fracastor, ein edler Veroneser (geboren im Jahr 1483, gestorben auf seinem Landgut unweit Padua im Jahr 1553), ist unter den Aerzten, die zugleich Dichter waren, von Seiten des poetischen Talents unstreitig der Erste — und der Einzige, der ihm diesen Lorbeer vielleicht streitig machen könnte, würde schwerlich günstig von der Beurtheilungskraft Desjenigen denken, der die Alpen[2]) über die Syphilis setzen wollte. Fracastor widmete sich den beiden Künsten, die ehmals unter Apollo's Schutze stunden, aus Neigung. Er war ein Mann von contemplativer Gemüthsart, ohne Ehrzeiz, ohne Projecte, mit Wenigem vergnügt, ein Feind des Geräusches und der Zerstreuungen der großen Welt, aber ein muntrer, angenehmer Gesellschafter im vertraulichen Zirkel seiner Freunde. Da er die Unabhänglichkeit liebte, für keine Familie zu sorgen hatte und sein Erbgut für die Mäßigkeit seiner Bedürfnisse und Wünsche hinreichend fand, so übte er die Arzneikunst unentgeltlich aus, um dies edle Vergnügen, Gutes zu thun, so rein als möglich zu genießen. Aber während der Kirchenversammlung zu Trident, wo er sich (nach Sleidan's Bericht) als bestellter Arzt der heiligen Väter aufhielt, empfing er aus der päpstlichen Kammer einen monatlichen Gehalt von 60 Goldgülden. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit Erforschung der Beschaffenheit und Heilungsart der verzweifelten, wenigstens den meisten Aerzten seiner Zeit unheilbaren Krankheiten, der ansteckenden Fieber und des Neapolitanischen Uebels, welches

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, IV. S. 93—96, unmittelbar hinter der vorigen Nachricht. Fracastor's Bild stand vor diesem Hefte, dem Octoberhefte. — A. d. H.

[2]) Haller's. — A. d. H.

im 16. Jahrhundert so grausame Verwüstungen, besonders im südlichen und westlichen Europa anrichtete und so bösartig war, daß es sich, wie die Kinderpocken, sogar durch die bloße Ausdünstung einer damit angesteckten Person, Berührung ihrer Kleider u. dergl. mittheilte. Sein aus langwierigem Studium und großer Erfahrenheit entstandnes Werk Ueber die ansteckenden Krankheiten und ihre Heilart*) und die Erfindung des unter dem Namen Electuarium Diascordii bekannten Arzneimittels haben ihm eine Stelle unter den Aerzten, die zur Vervollkommnung der wichtigsten aller Künste beigetragen — sowie sein berühmtes Gedicht Syphilis oder Poema de Morbo Gallico, Libri III, den ersten Platz unter den neuern lateinischen Dichtern erworben. So urtheilen wenigstens die größten Kenner, ein Vossius, ein Rapin, ein Gravina und Andere davon, und selbst Julius Cäsar Scaliger**) kann sich nicht entbrechen, es ein göttliches Gedicht zu nennen. Mein Gefühl wenigstens stimmt völlig mit dem Urtheil des Gravina***) überein, der es Virgil's vollkommenstem Werke, den Georgicis, an die Seite setzt, und mit Rapin, der es in seinen Réflexions sur la Poétique allen andern Gedichten der neuern lateinischen Dichter Italiens vorzieht. Ich begreife nicht, in welcher Laune der Verfasser der Nouvelles de la République des Lettres gewesen sein mag, als er meinte: man hätte Mühe, dem Fracastor zu verzeihen, daß er über eine so garstige Krankheit, und die er blos als Arzt hätte tractiren sollen, ein so schönes Gedicht gemacht habe.†) Ich sehe nichts, was da zu verzeihen sein soll, wenn man bedenkt: daß dies Süjet damals für ganz Europa und besonders für Italien unendlich wichtig war — daß der Dichter selbst solches mit desto größerer Wärme bearbeitete, da er in weiser und glücklicher Heilungsart dieser Krankheit vielleicht der Erste seiner Zeit war und den Beinamen des Glücklichen deswegen erhalten hatte — daß überdem nichts Schwerers war, als ein so ekel- und grauenhaftes Süjet mit so viel poetischem Talent, Geschmack und Delicatesse, wie er gethan hat, zu behandeln und es dadurch zu einer Quelle der feinsten Ergetzung des Geistes zu machen — daß eben diese Schwierigkeit und die Neuheit der Materie, die eine solche Menge noch un-

*) De Contagione et contagiosis morbis eorumque Curatione Libri III.
**) Poëtica, L. VI. p. 754.
***) Della Ragione poetica, c. 36.
†) Mois de Février 1687.

berührter Gedanken, Bilder und Schilderungen darbot, einen besondern Reiz für ein wahres Dichtergenie haben mußte — und endlich, daß es wahres Verdienst um die Menschheit war, in einer Zeit, wo die Erhaltung unzähliger Familien und ganzer Nationen bei diesem verhaßten und scheußlichen Gegenstande interessirt war, die nöthigsten und gemeinnützlichsten Kenntnisse über denselben durch die darüber ausgegossenen Grazien der Poesie und unter einem so angenehmen Vehiculum einer desto größern Anzahl von Personen beizubringen. Auch gereicht es gewiß dem Fracastor zum höchsten Lobe, daß er dieses mit den schlüpfrigsten Gegenständen so nah verwandte Süjet mit einer so jungfräulichen Sittsamkeit zu behandeln gewußt, daß die keuscheste der Musen es der Diana selbst mitten im Chor ihrer Jungfrauen hätte vorlesen dürfen.

Uebrigens verdient noch als ein sonderbarer Zufall in Fracastor's Leben bemerkt zu werden, daß seine Mutter, da sie ihn als ein noch kleines Kind auf den Armen trug, vom Blitz getroffen und auf der Stelle getödtet worden,*) ohne daß er selbst den mindesten Schaden dabei genommen; ein Fall, der gewiß unter die seltensten gehört und vielleicht ohne Beispiel ist.

*) Pope-Blount zieht den Ghilini in Theatro Virorum Eruditorum zum Gewährsmann dieser Anekdote an.

Justus Lipsius.[1]

Ein Mann, der unter den Philologen und Philosophen des sechzehnten Jahrhunderts einen der ersten Plätze behauptet hat und im Tempel des gelehrten Nachruhms noch immer einnimmt, weil jetzt Niemanden mehr daran gelegen ist, sein und vieler Andern seinesgleichen Recht und Titel nach der Schärfe zu untersuchen.

Das Bildniß, das wir von ihm diesem Stücke[2]) vorgesetzt haben, hat das Verdienst einer ziemlich genauen Gleichheit mit demjenigen in Bullard's Akademie, das für ein Original gelten kann, und nach welchem wir's haben copiren lassen. Wir empfehlen es den Physiognomikern sowol als den Pathognomikern — als für welche beide Arten von Gnomikern oder Gnostikern wir unsers Orts, unter gehörigem Vorbehalt und certa ratione modoque, allen gebührenden Respect tragen —, um zu sehen und zu forschen, ob und inwiefern aus diesem Kopfe, dieser Stirne, diesen Augen, dieser Nase, diesem Munde, diesem Umriß des Gesichts, diesen Zügen, Runzeln u. s. w. sich a posteriori verificiren und bestätigen lasse, daß dieser nämliche Justus Lipsius*)

1) einer von den Glücklichen gewesen, die man ihres Gedächtnisses wegen unter die Prodigia zählt,**) so daß er z. B.

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, IV. S. 188—192. — A. d. H.

[2]) Dem Novemberheft des Teutschen Merkur. — A. d. H.

*) Geboren unweit Brüssel im Jahr 1547, gestorben zu Löwen im Jahr 1606.

**) Aus genauerer Vergleichung seiner Physiognomie, seines Lebens und seiner Schriften möchte sich wol ergeben, daß dieses Wundergedächtniß die Hauptquelle seiner Verdienste und seines in der gelehrten Welt erlangten Ruhms gewesen.

sich einst in Gegenwart des durch seine Pinakothek bekannten Rossi oder Erythräus bei einem großen Herrn gerühmt, er habe den ganzen Tacitus so völlig inne, daß er ihn auswendig hersagen könnte und bereit sei, einen Mann mit bloßem Schwerte neben sich stellen zu lassen, der ihm den Kopf spalten dürfte, wenn ihm nur ein einziges Wort fehle;

2) daß er ein leicht zu erschütternder, furchtsamer, Geschäfte fliehender, die Ruhe und den gelehrten Müssiggang liebender Mann gewesen und mit allen diesen Qualitäten sich in den Kopf gesetzt, die stoische Philosophie wiederherzustellen;

3) daß er aber doch mit aller seiner Prätension an die hohe stoische Weisheit und mit allen seinen Bemühungen, die Moralphilosophie dieser Secte wiederherzustellen, nicht einen einzigen Jünger gebildet, der irgend eine denkwürdige That gethan, oder nur so viel vom ächten Stoiker in sich gehabt hätte, als ehmals der römische Senator Favonius vom Cato in sich hatte, dessen ewiger Affe er war;

4) daß er in seinen jüngern Jahren in der Religion über alles Beispiel unbeständig,*) im Alter hingegen, in einem Grade, der seiner Urgroßmutter Ehre gemacht hätte, devot gewesen und seine arme Vernunft gänzlich unter den Gehorsam seiner damals schon großmächtigen Gönner, der Jesuiten, gegeben, bei denen er ehmals erzogen worden, und für die er immer die größte Verehrung profitirte, auch es endlich so weit gebracht, daß er

5) zwei schöne Bücher, eines von den Gnaden und Wundern unserer lieben Frau zu Hall und das andre von den Wundern und Gnaden unsrer lieben Frau zu Sichem geschrieben, worin ein Wunderglaube und ein Ton von Devotion herrscht, der den glaubseligsten aller Karmeliter und Kapuziner beschämen könnte;**)

---

*) Er war römisch-katholisch geboren und erzogen. In seinem 25. Jahre machte er zu Jena, wo er einige Zeit Professor war, den überzeugten Lutheraner, ging darauf nach Köln und von da in sein Vaterland zurück und war wieder römisch-katholisch; flüchtete hierauf der Kriegsunruhen wegen nach Leyden, nahm eine Professorstelle mit ansehnlicher Besoldung an und machte den Calvinisten, bis er (um den bösen Händeln, die er sich durch öffentliche Vertheidigung der Zwangsmittel und körperlichen Strafen gegen Religionsdissentienten zugezogen, auszuweichen) ums Jahr 1592 sich wieder in den Schutz des Königs von Spanien begab und sein übriges Leben durch der römischen Kirche eifrigst beigethan blieb. Das Erbaulichste ist, daß der Mann, der in der Religion so unbeständig war, ein Buch de Constantia schrieb.

**) In diesem einzigen Punkte wenigstens war Lipsius ein ächter Stoiker.

6) daß er ungeachtet der großen Humanität, die seine Freunde an ihm rühmen, mitten in einer Republik, die ihn als einen armen Flüchtling liebreich aufgenommen und mit Ehre und Wohlthaten überhäuft hatte, und mitten in den Zeiten, wo die Religion, wozu die Republik sich bekannte, und zu der er selbst sich bekannte, von den Spaniern aufs Grausamste verfolgt wurde, den Muth gehabt, zu behaupten: man müsse in einem Staat nur **eine** Religion dulden, und es sei erlaubt, mit Feuer und Schwert gegen die öffentlichen Bekenner einer andern zu wüthen*) — und endlich

7) daß er bei aller von ihm gerühmten ungemeinen Bescheidenheit gleichwol ein so hohes Gefühl seines werthen Selbsts und eine so ungeheure Meinung von seinen Verdiensten und Thaten geheget, um der heiligen Jungfrau die Schreibfeder, womit er die vorgedachten beiden Bücher geschrieben, mit folgender ungemein modesten Unterschrift zu widmen:

Hanc, DIVA, Pennam, interpretem mentis meae,
Per alta spatia, quae volavit aetheris,
Per ima, quae volavit et terrae et maris,
Scientiae, Prudentiae, Sapientiae
Operata semper, ausa**) quae Constantiam
Describere et vulgare; quae Civilia,
Quae Militaria atque Poliorcetica,
Quae, Roma, magnitudinem adstruxit Tuam
Variaque luce scripta prisci saeculi
Affecit et perfudit: hanc Pennam tibi
Nunc, DIVA, merito consecravi LIPSIUS;
Nam numine istaec inchoata sunt Tuo,
Et numine istaec absoluta sunt Tuo etc.

„Diese Feder, Göttin, meiner Seele Dolmetsch,
Sie, die durch des Aethers hohe Räume flog,
Durch die Tiefen flog der Erden und der Meere,
Die, der Wissenschaft, der Klug- und Weisheit immer

Vide Cicero, De Natura Deor., wo Vellejus den Stoikern verschiedne Complimente wegen ihrer supererogatorischen Verdienste in diesem Artikel macht.

*) Ure, seca, ut membrorum potius aliquod quam totum corpus intereat, sind die eignen erbaulichen Worte unsers christlichen Seneca in seiner Civili Doctrina, L. IV. c. 3, einem seiner elendesten Bücher.

**) Da steht einmal das Wort am rechten Orte!

Dienstbar, die Beständigkeit zu schildern sich erkühnte,
Die des Friedens- und des Kriegs Regierungskünste
Schrieb und Deine Größe kund that, altes Rom,
Und mit mannichfalt'gem Licht des Alterthumes
Nachlaß überstrahlte; diese Feder, Göttin,
Weihet jetzt, wie billig, Dir Dein Lipsius;
Denn durch Deinen hohen Beistand ward dies Alles
Einst begonnen, und zu Stande kam's durch Deinen Beistand" u. s. w.

Als eine Zugabe zu all diesem wünschen wir besonders von den Physiognomikern zu vernehmen, ob sie aus diesem Gesichte nicht auch sehen könnten, daß Lipsius die Musik nicht leiden konnte, hingegen ein großer Blumist und so sehr ein Liebhaber von Hunden war, daß er einst ihrer drei (was für einen Gelehrten und Stoiker immer genug ist) auf einmal hatte, Mopsus, Mopsulus und Sapphir genannt, von deren Weisheit, Tugend und großen Verdiensten er in einem seiner Briefe (Centur. I. 44) nicht genug Rühmens machen kann. Die Pathognomiker aber möchten wir fragen, ob sie es dem Manne, dessen Stirne so voll weiser Falten ist, wol ansehen, daß er in seiner ersten Jugend Einer von Denen gewesen, qui Curios simulant et Bacchanalia vivunt, und hernach, zumal bei einer so zahlreichen Nachkommenschaft von Kindern seines Gedächtnisses und seiner Schreibfinger, nicht so viel procreative Kraft habe zusammenbringen können, um in einem vieljährigen Ehestande auch nur ein einzigmal den Vaternamen zu verdienen. Dieser gedoppelte Umstand mag nun in seiner Physiognomie geschrieben stehen oder nicht, wahr ist er auf jeden Fall.

Mit allen diesen Eigenschaften nun machte Justus Lipsius nebst Casaubonus und Scaliger das gelehrte Triumvirat seiner Zeit aus, und — wie nun die Welt einmal dazu gemacht ist, betrogen zu werden, weil sie betrogen werden will — der Senat von Antwerpen ehrte sein Gedächtniß mit einer ehernen Bildsäule und folgender Aufschrift:

Si simplex animi candor, si nescia fuci
Integritas, similes nos facit esse Diis,
Nemo te propius, Lipsi, se aequabit Olympo;
Nam te candidior nemo nec integrior.

Als einen Commentar zu dieser Apotheose kann, wer Zeit und Lust hat, den Lipsius Proteus des Thomas Sagittarius nachschlagen, wo einige namhafte Anomalien und grobe Menschlichkeiten dieses Halbgottes sattsam verificirt sind. — Wir sind weit entfernt, einem guten Menschen übel zu nehmen, daß er auch an Schwachheit ein Mensch ist — nur dies scheint uns billig, daß, wer sich selbst erhöhet, erniedriget werde, und daß überhaupt die Zeitgenossen es der Nachwelt überlassen, den Werth eines Jeden aus dem, was von ihm übrig ist, zu bestimmen.

Algernon Sidney.[1])

Dieser britische Cassius, wie ihn der Dichter Thomson nennt, stammte von einem sehr alten und an großen Männern fruchtbaren Geschlecht ab. Er war der zweite Sohn Robert's, Grafen von Leicester, aus der Ehe mit Dorotheen, der ältesten Tochter Henry Percy's, Grafen von Northumberland, die sein Vater im Jahr 1618 heirathete. Sein eigentliches Geburtsjahr weiß man nicht gewiß; doch mag es wol das 1622ste gewesen sein. Sein Vater trug große Sorge, ihm eine gute Erziehung zu geben, und nahm ihn deswegen mit, da er im Jahr 1632 als Gesandter nach Dänemark ging. Eben dieses that er auch im Jahr 1636 während seiner Gesandtschaft am französischen Hofe, wo er sich (wie aus einem Briefe seiner Mutter erhellt) bereits durch die Lebhaftigkeit seines Witzes und die Anmuth seines Umgangs auf eine sehr vortheilhafte Art bemerken machte. Wir finden sonst keine weitere Nachricht von seiner Erziehung; aber sein Werk von der Republik und die Grundsätze, denen er in seinem Leben gefolgt, lassen nicht zweifeln, daß er schon in seiner Jugend aus den Schriften der alten Griechen und Römer diese republikanische Sinnesart und diesen herzlichen Haß gegen Tyrannei und Tyrannen eingesogen, der ihn sein ganzes Leben durch beseelt, und wovon er endlich das Opfer geworden.

Nach dem Ausbruch der Rebellion in Irland, ganz am Ende des Jahrs 1641, erhielt er das Commando über eine Compagnie zu Pferde beim Regimente seines Vaters, welcher dazumal Lord-Lieutenant dieses Königreichs war. Er reiste mit

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1778, III. S. 279—284 und IV. S. 187—192. Unter der Ueberschrift: „Auszug aus dem Leben des A. S." — A. d. H.

seinem ältesten Bruder, Lord Viscount Lisle, dahin und zeichnete sich bei allen Gelegenheiten durch sein gelindes Verfahren mit den Rebellen aus. Im Jahr 1643 erhielt er vom König Erlaubniß, wieder nach England zurückzugehen; als er aber im folgenden August zu Lancashire landete, wurde er auf Befehl des Parlaments nach London in Verhaft gebracht und zur Annahme eines Commando's daselbst vermocht.

Den 10. Mai im Jahr 1644 machte ihn der Graf von Manchester, Generalmajor verschiedener Grafschaften, zum Capitän einer Compagnie zu Pferde bei seinem eignen Regimente. Sein Bruder, Lord Viscount Lisle, welcher kurz darauf Generallieutenant von Irland und Befehlshaber über die dortigen Völker wurde, gab ihm das Commando über ein Regiment zu Pferde, um in dem Feldzuge daselbst zu dienen, und aus dem geschriebenen Tagebuche des Grafen, seines Vaters, sieht man, daß er gleichfalls Generallieutenant der Cavallerie von Irland und Gouverneur von Dublin war, und daß er vor seiner Reise in dies Königreich das Gouvernement von Chichester hatte und der Schlacht bei York und verschiedenen andern Actionen beigewohnt.

Den 2. Mai empfing der Oberste Sidney den Dank vom Parlament für seine guten Dienste in Irland und wurde nachher zum Gouverneur von Dover bestellt. Im Januar 1648 wurde er zu einem von König Karl's Richtern ernannt, ging aber nicht in ihre Versammlung. Warum er dies nicht that, wissen wir nicht. Indessen ist offenbar, daß er sowol aus Neigung als Grundsätzen ein eifriger Republikaner und deswegen ein ebenso abgesagter Feind von Oliver Cromwell war, sobald Dieser die höchste Gewalt im Staat an sich zog, als er vorher, und so lange er Hoffnung hatte, die Verfassung Englands die Gestalt eines auf dauerhaften Grund gebauten Freistaates gewinnen zu sehen, ein erklärter Gegner der unbeschränkten Monarchie gewesen war.

Als aber nach der Abdankung des Protectors Richard Cromwell das Parlament im Mai 1659 wieder aufgerichtet und eine Erklärung ergangen war, die Sicherheit und das Eigenthum des Volkes, beides als Menschen und als Christen, ohne einzelnen Regenten, königliche Würde oder Versammlung der Lords, in Sicherheit zu stellen, so stimmte er mit hierzu und wurde selbst zu einem von den Räthen des Staats, und den 5. Juni darauf ernannt, mit Sir Robert Honeywood

und Bulstrode Whitelocke Esq. als Bevollmächtigter in den Sund zu gehen, um zwischen dem König von Schweden und Dänemark Frieden zu negociiren, wiewol Whitelocke Mittel fand, sich von diesem Auftrag wieder loszumachen und einen Andern an seiner Statt ernennen zu lassen.

Als bald nachher alle Umstände sich zur Wiedereinsetzung König Karl's II. anließen, schrieb der Oberste Sidney in der Nachschrift eines Briefes an seinen Vater: „Ich sage jetzt nichts von meinen eignen Entschließungen in Rücksicht auf die Ereignisse, die theils schon vorüber sind, theils täglich noch erwartet werden. Das Wahre davon ist: ich weiß sie selbst noch nicht. Die Sache ist zu schwer, als daß ich in so großer Entfernung darüber urtheilen könnte, zumal da ich nicht weiß, was in meiner Macht oder Wahl stehen wird. Wenn ich keine neuen Befehle empfange, werd' ich so eilfertig als möglich zurückkommen und dann den Weg gehen, welchen Ew. Gnaden mir zu gehen befehlen oder Ihre besten Freunde mir rathen, und das, so lang ich kann, ohne die Grundsätze der Ehre oder des Gewissens zu beleidigen; wiewol ich überzeugt bin, daß mir weder von Ew. Gnaden noch den Uebrigen, deren Meinungen ich achte, so etwas kann zugemuthet werden. So lang ich hier bin, dien' ich England und werde mit allem nur möglichen Bedacht und Eifer das Interesse desselben zu erhöhen suchen und den Vorschriften Derer nachleben, die es regieren. Die Bestimmung andrer Punkte verspar' ich bis zu mündlichen Unterredungen."

Die Restauration des Königs (wie diese Epoche in der englischen Geschichte genennet wird) erfolgte bekanntlich den 8. Mai 1660, und aus einem Briefe, den Sidney an seinen Vater den 16. Julius aus Stockholm erließ, zeigt sich, daß er und seine Collegen von dem Staatsrath zwar die Erlaubniß, nach England zurückzukehren, erhielten, daß er aber für seinen Theil ungeachtet der persönlichen Freundschaft des General Monk sich in großer Verlegenheit befand, da er, so wie die Sachen stunden, weder mit Anstand seinen bisherigen Charakter zu Stockholm behaupten konnte, noch Ursach hatte, sich in England für sicher zu halten, ungeachtet der General Monk (der, als das vornehmste Werkzeug der Restauration, damals Alles beim Könige vermochte) immer viel persönliche Achtung für ihn gezeigt hatte. Er äußert die nämliche Verlegenheit in einem andern Briefe vom 22. Julius und bittet seinen Vater

um Anweisung, wie er sich in seiner sehr mißlichen Lage zu verhalten habe. Die Antwort des Grafen von Leicester ist vom 30. August datirt und enthält unter Andern Folgendes: „Ich halt' es für undienlich und fast gar für unsicher, daß Du jetzt nach England zurückgehest. Denn Powel wird Dir gesagt haben, daß er bei seinem Aufenthalte hier gehört, Du solltest von der allgemeinen Begnadigung ausgeschlossen sein, und ob ich gleich nicht weiß, was Du gethan oder hie und da gesprochen haben magst, so hab' ich doch verschiedentlich gehört, daß man von Dir so eine schlimme Meinung als von irgend Einem, sogar von Denen hat, welche den letzten König zum Tode verurtheilt haben. Als ich noch glaubte, es fände keine andre Einwendung gegen Dich statt, als daß Du von der Gegenpartei gewesen, sprach ich mit dem General Monk zu Deinem Besten und erhielt die Antwort: Du wärest übel beim König angeschwärzt worden; er wolle aber sein Möglichstes für Dich thun. Ich wollte darauf noch mit Jemand sprechen — Du magst rathen, wen ich meine; — allein seitdem habe ich solche Dinge von Dir gehört, daß auch blos in der Ungewißheit ihres Grundes wol Niemand seinen Mund für Dich aufthun möchte. Ich will Dir einige Punkte erzählen, und Du wirst wohlthun, wenn Du Dich deswegen rechtfertigest. Es heißt: die Universität zu Kopenhagen hätte Dir ihr Album geschickt, damit Du etwas hineinschreiben möchtest, und Du hättest dann diese Worte:

— Manus haec inimica tyrannis
Ense petit placidam sub libertate quietem,

hineingeschrieben und Deinen Namen darunter gesetzt. Wenn dies wahr ist, so kann's nicht anders als öffentlich bekannt sein. Auch heißt es: ein Minister, der eine gewisse Lady Laurence hier zu Chelsea geheirathet, jetzt aber zu Kopenhagen wohnt, wäre dort mit Dir in Gesellschaft gewesen und hätte zu Dir gesagt: „Ich glaube, Sie waren keiner von den Richtern des letzten Königs oder schuldig an seinem Tode?“ — „Was?“ — hättest Du gesagt — „Schuldig? — Nennen Sie das Schuld? — Es war die gerechteste und bravste That, die je in England oder irgendwo geschehen ist;“ und darauf hättest Du noch verschiedne Reden von eben der Art ausgestoßen. Ferner heißt es: als Du erfahren, daß man damit umgehe, Dich in Verhaft zu nehmen, hättest Du dem

König von Dänemark selbst davon Nachricht gegeben und gesagt: „Ich höre, daß man Willens sei, sich meiner zu bemächtigen; aber wer will das? Est-ce notre bandit?“ und dadurch sollst Du den König gemeint haben. Ueberdies will man Dich in heftigen und verächtlichen Ausdrücken von des Königs Person und Familie haben sprechen hören, welches Dir schwerlich vergeben oder vergessen werden wird, dafern Du Dich nicht rechtfertigen kannst. Denn solche persönliche Beleidigungen machen tiefere Eindrücke als öffentliche Handlungen im Krieg oder Frieden“ u. s. w. — Das Resultat von dem Allen war, daß ihm sein Vater rieth, bis auf weitern Bescheid sich in Hamburg aufzuhalten.

Nachdem er sich einige Zeit unter den Musen Italiens und ihren Kunstwerken und Alterthümern aufgehalten hatte, hielt er's für dienlich, sich seinem Vaterlande wieder zu nähern. Auf seiner Reise besuchte er den ehmaligen Parlamentsgeneral Ludlow, einen der rechtschaffensten Männer seiner Partei (selbst nach dem Geständniß der gegenseitigen) und seine übrigen Freunde auf ihren Ruhesitzen in der Schweiz, bei denen er sich etliche Wochen aufhielt und sich ein rechtes Geschäfte daraus machte, sie öffentlich als seine Freunde zu erkennen und ihnen so viel gute Dienste zu leisten, als er konnte.

Von seinem Aufenthalt in den nächstfolgenden Jahren ist nichts bekannt, außer daß er sich im Jahr 1665 in Augsburg befunden, wohin (wenn den Memoirs des General Ludlow hierin zu glauben ist) König Karl II. zehen Männer abgeschickt haben soll, um ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, die aber ihren Zweck verfehlt hätten, weil Algernon kurz zuvor wieder nach Holland abgegangen.

Er blieb bis ins Jahr 1677 außerhalb seines Vaterlandes, nämlich so lange, bis er endlich durch Vermittelung des Sir Henry Saville, damaligen englischen Abgesandten am französischen Hofe, vom Könige begnadigt wurde und demzufolge die Erlaubniß erhielt, wieder nach England zurückzukommen.

Im Jahre 1678 bewarb er sich um die Parlamentsstelle der Stadt Guilford in Surrey; allein da der Hof sich seiner Wahl widersetzte, hielt er es, ungeachtet er nicht unterließ, seinen Wählern das unregelmäßige Verfahren der Regierung in dieser

Sache mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit vorzustellen, doch nicht für dienlich, seine Bewerbung durchsetzen zu wollen. Ebenso unglücklich war er im nächstfolgenden Jahre bei seiner Bewerbung um die Stelle des Fleckens Bramber in Sussex, weil die Sache schon vorher von Sir John Pelham und der Familie der Sidney's, welche die Hitze und den Muth seines Geistes bei solchen Gelegenheiten fürchtete, zum Vortheil seines Bruders, Heinrich Sidney, nachmaligen Grafen von Romney, ausgemacht war.

Im Jahr 1683 wurde er angeklagt, als sei er in dem bekannten Rye-House-Complot*) verwickelt gewesen, und wurde deswegen, als der Proceß des Lord Russel's geendiget war, vor den König und den geheimen Rath gebracht. Er erklärte sich, er würde sich gehörig zu vertheidigen wissen, wenn sie irgend einen Beweis gegen ihn hätten; aber ihren Vermuthungen durch Dieses oder Jenes, das er etwa sagen möchte, Stärke zu geben, sei er nicht Willens. Auf diese Art war seine Untersuchung sehr kurz. Er lag darauf einige Zeit im Tower, wurde aber endlich vermittelst eines Habeas Corpus den 7. November 1683 dem Kings-Bench-Gericht überliefert und des Hochverraths öffentlich angeklagt.

Der wegen seines ungerechten und grausamen Charakters in der englischen Geschichte gebrandmarkte Jefferys war damals Lord-Oberrichter, und diesem schon mit dem Blute so vieler Unschuldigen und Edeln befleckten Unmenschen war es ein Leichtes, eine parteiische Jury dahin zu bringen, die Unschuld selbst schuldig zu finden. Nie ist ein ähnlicher Proceß tumultuarischer und rechtswidriger geführt worden. Der einzige Zeuge, welcher wider den Sidney aussagte, war der Lord Howard; weil aber das Gesetz zween Zeugen erforderte, so fiel man auf ein seltsames Mittel, um diesen Mangel zu ersetzen. Als man das Studirzimmer des Gefangenen durchsuchte, fanden sich einige Abhandlungen über die Regierung, worin er Grundsätze behauptete, welche zwar der Freiheit günstig, aber doch so beschaffen waren, daß (wie Hume sagt) die besten und gehorsamsten Unterthanen in allen Zeiten dieselben bekannt haben: nämlich den Originalvertrag, die Quelle der Macht aus der Bewilligung des Volkes, die nach dem Gesetz erlaubte Freiheit, dem Tyrannen zu widerstehen, den Vorzug der republikanischen Verfassung vor der Regierung einer

*) S. Hume's Geschichte von Großbritannien, Bd. 2. S. 343 d. d. Uebers.

einzigen Person u. dergl. Von diesen Schriften behauptete man, daß sie so gut wären als ein zweiter Zeuge, ja so gut als viele Zeugen. Der Gefangne antwortete: sie hätten keinen andern Grund, warum sie ihm diese Papiere zuschrieben, als die Aehnlichkeit der Hand; ein Beweis, den man in gerichtlichen Untersuchungen niemals annähme. Wenn er auch zugäbe, daß er der Verfasser wäre, so hätte er sie doch nur blos zu seinem eigenen Vergnügen aufgesetzt und der Welt niemals bekannt gemacht, ja nicht einmal einer einzigen Person gezeigt. Wenn man sie recht wohl ansähe, so würde man aus der Farbe der Tinte finden, daß sie schon vor vielen Jahren geschrieben wären, und sie würden ganz unstatthafterweise als Zeugnisse von einer jetzigen Verschwörung wider die Regierung vorgezeigt; und da das Gesetz ausdrücklich zwei Zeugen forderte, so könnte ein Zeuge nicht zureichen, wenn er auch die überzeugendsten Umstände aussagte. Alle diese Gründe, ob sie gleich der Gefangne mit großem Muth und Stärke am Verstande vortrug, verschlugen nichts. Parteiische, gewissenlose und der Krone unbedingt leibeigene Richter fanden ihn schuldig, und er empfing also sein Todesurtheil. Die Vollziehung desselben aber wurde ungewöhnlicherweise drei Wochen länger aufgeschoben, um dem allgemeinen Unwillen, den seine Inquisition als ein Verfahren von der ungeheuersten Ungerechtigkeit erregt hatte, Zeit zu lassen, sich wieder zu setzen. In dieser Zwischenzeit ließ er dem Könige durch den Grafen von Halifax, seinen Neffen durch Heirath, ein Papier überreichen, das die Hauptgründe seiner Rechtfertigung und eine Appellation an Se. Majestät enthielt, mit Bitte, daß der König die ganze Sache von Neuem untersuchen lassen möchte. Da aber der Oberrichter Jefferys sich verlauten ließ, entweder er oder Sidney müsse sterben,*) so achtete der König nicht auf die gerechte Bitte eines Mannes, dessen Grundsätze und Charakter ihm allezeit verhaßt gewesen waren; und so wurde das Todesurtheil den 7. December 1683 auf einem zu Tower-Hill errichteten Schaffot an ihm vollzogen. Während seines Verhafts hatte er einigemal nach Predigern von der Independentenpartei geschickt und sich mit ihnen als ein Christ auf sein bevorstehendes Schicksal vorbereitet. Jetzt ging er dem Tod mit der Unerschrockenheit entgegen, die dem Manne ziemte, der sich den Marcus Brutus zum Vorbilde genommen hatte. Er

*) Burnet's Geschichte, I. S. 572.

war nur wenige Minuten auf dem Schaffot; er sprach wenig, und sein Gebet war sehr kurz. Das Haupt wurde ihm auf einen Streich abgeschlagen und der Leichnam des folgenden Tags bei seinen Voreltern zu Penshurst (dem alten Familiensitz der Sidneys) beigesetzt. Das Papier, das er vor seiner Hinrichtung den Sheriffs übergab, enthält eine kurze Vorstellung des gesetzwidrigen Verfahrens seiner Richter und der in seinem Manuscripte enthaltnen Grundsätze. Es endet sich mit diesem merkwürdigen Schlusse: „Gott vergebe diese bösen Praktiken" — er hatte zuvor von denjenigen gesprochen, die an ihm ausgeübt worden — „und wende all das Unheil ab, das die Nation durch sie bedroht! Der Herr heilige dieses mein Leiden in mir, und wiewol ich als ein Opfer von Götzen falle, dulde er nicht, daß Götzendienst in diesem Lande Wurzel fasse! Segne Dein Volk und rette es! Erwecke die Kraftlosen, leite die Willigen, stärke die Wankenden und gieb Weisheit und Lauterkeit Allen! Ordne alle Dinge zu Deiner größten Verherrlichung und gieb, daß ich so sterbe, wie es Demjenigen ziemt, der durch Dein besonderes Verhängniß auserwählt worden ist, als ein Zeuge Deiner Wahrheit und (nach dem selbsteignen Bekenntniß meiner Widersacher) für diese gute alte Sache zu sterben, der ich von meiner Jugend an angehangen, und für welche Du Dich oft und auf eine wundervolle Weise selbst erklärt hast!" — Das Motto, welches er während dem Parlamentskriege mit Karl I. gewöhnlich statt Schild und Wappen führte, Sanctus amor patriae dat animum, war also kein Motto wie so manche Mottos, die man aus Ostentation, oder Gott weiß warum, zu führen pflegt, und die gemeiniglich gerade das Widerspiel von dem Leben Derer, die sie führen, sind. Diese heilige Liebe zum Vaterland war die einzige Leidenschaft seines Herzens; er lebte für sie, und noch im Tode war's ihm süß, für sie zu sterben.

Das Gefühl dessen, was die Nation der Unschuld und dem Andenken dieses edlen Mannes schuldig sei, war fünf Jahre nach seinem Tode noch so lebendig und wirksam, daß die Acte vom 13. Februar 1688/9, wodurch das Parlament den ganzen Proceß seiner Inquisition und Verurtheilung als für gesetzwidrig erklärt und vernichtiget, eine der ersten Handlungen des Parlaments nach der Revolution gewesen ist.

Die Mühe, die sich der bekannte Sir John Dalrymple vor einigen Jahren gegeben, den ehrwürdigsten Patrioten unter

Karl's II. heilloser Regierung, und unter ihnen auch dem Obersten Algernon Sidney, durch beurkundete Beweise, daß sie Pensionen von Ludwig XIV. angenommen, einen Flecken anzuschmitzen — und die mancherlei Schreibereien pro und contra, die dadurch damals in London veranlaßt worden, sind vielleicht wenigen von unsern Lesern unbekannt. Die ganze Sache ist kaum der Erwähnung werth. Auch zugegeben, daß es mit diesen Urkunden seine Richtigkeit habe, so hat doch der verhaßte Triumph, den Sir John Dalrymple über die Tugend der Russel und Sidney dadurch erhalten zu haben vermeint, einen sehr schwachen Grund. Wenn Sidney auch Pension von Ludwig XIV. gezogen hat (und es war wirklich sehr wenig), so ist doch unerwiesen und wird wol ewig unerwiesen bleiben, daß er sich darum zu einem Sclaven des französischen Hofes gegen sein Vaterland verkauft habe. Dieser hatte freilich dabei andre Beweggründe und Absichten als die Patrioten; aber die letztern, die entweder ihren Charakter aufgeben oder mit Karl's II. Art zu regieren äußerst unzufrieden sein mußten, konnten (wenigstens ihrer Ueberzeugung nach) gar wohl auf Gelegenheit lauern, die republikanische Verfassung wieder herzustellen oder wenigstens eine eingeschränktere Regierungsart als die willkürliche Monarchie der Stuarte festsetzen zu helfen, und den Umständen nach für dienlich und nöthig erachten, sich den Weg, von Frankreich unterstützt zu werden, offen zu erhalten — ohne darum weniger Enthusiasten für bürgerliche Tugend und politische Freiheit zu sein; oder vielmehr eben darum, weil sie es waren, konnten sie, ohne Nachtheil ihres Charakters, sich durch Zeit und Umstände genöthigt finden, Mittel und Wege einzuschlagen, die sie unter glücklichern Umständen verworfen hätten.

Der Charakter, den Bischof Burnet von Algernon macht, wiewol er mit einem ziemlich rauhen Pinsel und in der gesudelten Manier, die diesem Prälaten gewöhnlich war, hingekleckt ist und von einem Manne herrührt, der nicht fähig war, einem Independenten völlige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist mir gleichwol lieber als ein Eloge, weil das Gute, das er von ihm sagt, beinahe wider Willen aus seiner Feder geflossen zu sein scheint; ungefähr wie sich in Bileam's Munde Fluch in Segen verwandelte. „Er war", sagt der Bischof in seiner Geschichte, „ein Mann von dem außerordentlichsten Muthe, standhaft bis zur Hartnäckigkeit, aufrichtig, aber von einem rauhen, stürmischen Temperament, das keinen Widerspruch er-

tragen konnte. Er schien ein Christ zu sein (wenn ein Mann wie Algernon Sidney etwas zu sein scheint, hochwürdiger Herr, so ist er's!), aber auf seine eigene Weise (eben darum, weil ihm's Ernst damit war); er glaubte, es müßte wie eine göttliche Philosophie in der Seele sein (ein großer Sinn, undeutlich ausgedrückt), aber er war gegen allen öffentlichen Gottesdienst und gegen Alles, was wie eine Kirche aussah (doch wol cum grano salis?). Er hielt steif an allen republikanischen Grundsätzen und war so ein Feind von Allem, was wie eine Monarchie aussah (sollte heißen: „was wie willkürliche Gewalt aussah"), daß er sich Cromwelln heftig entgegensetzte, sobald er zum Protector gemacht war. Er hatte die Geschichte der bürgerlichen Regierung in allen ihren Zweigen mehr studirt als irgend ein Mann, den ich kenne."

Es befinden sich unter den Familienpapieren der Sidneys zu Penshurst noch verschiedene Tractate in lateinischer und italienischer Sprache und ein Versuch über tugendhafte Liebe, englisch geschrieben, von ihm; aber seine Discurse über bürgerliche Regierung allein werden seinen Namen verewigen und sind hinlänglich, uns wegen des Verlusts von Cicero's sechs Büchern de Republica zu trösten — sagt der Herausgeber der neuen Ausgabe von 1772, und ich bin (ungeachtet ich weder von Republik und Monarchie, noch von göttlichem Recht und Originalcontract gänzlich so denken kann wie Sidney) völlig seiner Meinung, „daß dieses Werk eines der edelsten Bücher ist, die der menschliche Verstand jemals hervorgebracht hat".

Kleinere Aufsätze.

Merlin.[1])

Die Geschichte dieses Wundermannes macht den Inhalt des ältesten unter den Romanen der Tafelrunde aus. Merlin spielt darin ungefähr die Rolle, die in Homer's Gedichten die Götter spielen. Er ist der Erfinder und Urheber der Tafelrunde und der immer (auch unsichtbarerweise) gegenwärtige Rathgeber und Beschützer des Königs Artus und seines Ritterordens. Alles ist an ihm wunderbar, seine Geburt, sein ganzes Leben und sein Ende. Er war der Sohn einer tugendhaften Jungfrau und eines bösen Geistes, der sich ohne ihr Wissen im Schlafe zu ihr gethan hatte. Von seinem Vater empfing er die Gabe, übernatürliche Dinge zu thun, sich in allerlei Gestalten zu verwandeln und das Künftige vorherzusehen. Von der Mutter hatte er vermuthlich die Neigung, von diesen Wunderkräften einen ziemlich menschenfreundlichen Gebrauch zu machen, ohne es gleichwol in Absicht der Sittlichkeit seiner guten Dienste sehr genau zu nehmen; worin er dann wieder seinem Vater nachartete. Merlin faßte eine besondere Neigung zu dem König Uter Pandragon und war ihm unter Anderm in seiner Liebesangelegenheit mit der schönen Ygerne, Gemahlin des Herzogs von Tintadiel, so dienstlich, daß Ygerne, weil ihre Treue sonst nicht zu erschüttern war, von König Utern auf eben die Weise wie Alkmena von Jupitern betrogen und zur Mutter des nachmaligen Königs Artus gemacht wurde. Merlin, der diesem Artus solchergestalt zur Existenz verholfen, hielt sich verbunden, nun auch alles Uebrige für ihn zu thun, was ihn zum

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, I. S. 136—138 (in den Erläuterungen zu Geron der Adelige, welche Wieland nicht in seine Werke aufgenommen hat). — A. d. H.

größten Könige seiner Zeit machen könnte. Er sorgte für seine Erhaltung und Erziehung, verhalf ihm zu dem fatalen Zauberschwert Escalibor und zur britischen Krone, leistete ihm in seinen ersten Kriegen gegen seine Vasallen bald in Gestalt eines Bauerknechts, bald eines Hirsches mit fünf Gewichten, bald eines häßlichen Zwergs, bald eines Harfenspielers u. s. w. großen Beistand, setzte ihn in den ruhigen Besitz seines Reiches und krönte endlich alle diese Verdienste dadurch, daß er die seit König Uter's Tode verlorne Tafelrunde nach Kramalot zauberte und dadurch den König Artus zum zweiten Stifter eines Ordens machte, der unter Merlin's Schutze der Vereinigungspunkt der britischen Helden wurde, besonders derjenigen, von denen König Artus am Meisten zu besorgen gehabt hätte. Einige Zeit hernach verschwand Merlin gänzlich in Britannien, und es blieb nichts von ihm übrig als seine Stimme, die sich im Walde von Brozeliand aus einer mit Weißdorn bewachsenen Grotte hören ließ und Denen, die sich der Zukunft wegen bei ihr Raths erholten, Antwort gab. Die Zauberin oder Fee Viviane, seine Freundin, sonst in den Romanen der Table Ronde la Dame du Lac genannt, war wider ihren Willen Ursache an dieser Bezauberung. Merlin hatte ihr das geheime Mittel, wodurch solche bewirkt werden könnte, in einem von den Augenblicken, wo man nichts Geheimes für eine Freundin hat, geoffenbart. Viviane, die es unglaublich fand und von Merlin's Macht, wie es scheint, eine zu große Meinung hatte, kam auf den Einfall, es in aller Stille an ihm selbst zu probiren; aber der Zauber wirkte zu ihrem großen Leidwesen so gut, daß er weder von Merlin selbst noch irgend einer andern Macht wieder gehoben werden konnte. So wie an der ganzen Geschichte des Königs Artus und der Tafelrunde, so ist auch an der Geschichte dieses Merlin's unstreitig etwas Wahres; aber was daran wahr ist, von dem Fabelhaften scheiden zu wollen, möchte wol vergebliche Mühe sein. Die Vermuthung, daß er ein geschickter Natur- und Mathematikverständiger gewesen und dadurch zu der Meinung der spätern Zeiten von seinen Wundergaben und zu den Dichtungen der Romanschreiber des 12. und 13. Jahrhunderts Anlaß gegeben, mag wol der Wahrheit am Nächsten kommen. Die Prophezeihungen, womit man sich unter Merlin's Namen trägt, und über welche ein Maleferiatus in England im Jahr 1641 einen großen Commentar in 4° herausgegeben, sind aller Wahrscheinlichkeit nach untergeschoben. Doch müssen sie ziemlich alt

sein, weil schon der große Doctor Universalis (wie man ihn nannte) Alanus ab Insulis, ein Mönch von Clairvaux und ein großer Schriftsteller seiner Zeit (d. i. der andern Hälfte des 12. Jahrhunderts), sieben Libros Explicationum über diese Weissagungen geschrieben, welche im Jahr 1649 zu Frankfurt am Main unter dem Titel Ambrosii Merlini Britanni Vaticinia etc. gedruckt worden sind. Die berühmte Königin Carolina hat Belieben getragen, Merlin's Andenken durch Wiederherstellung seiner Grotte im Park von Richmond und ein Brustbild, so sie ihm daselbst setzen lassen, zu erneuern. Die Beschreibung davon findet sich in den Rarities of Richmond, oder Exact description of the Royal Hermitage and Merlin's Cave, with his Life and Prophecies. Vol. I—IV. London 1736. 8.

Tafelrunde. — König Artus. — Genievra.[1])

La Table Ronde, eine runde Tafel, verfertigt von dem Zauberer Merlin für den britischen König Uter Pandragon (Vorfahrer und heimlichen Vater des Königs Artus), als das Symbol eines besondern und in der Folge hochberühmten Ritterordens, der von ihr seinen Namen erhielt. Die alten Romanen der Ritter von der Tafelrunde sprechen so verschiedentlich von dieser Wundertafel, daß es schwer ist, sich einen rechten Begriff davon zu machen. Sie hatte, wie es scheint, die Eigenschaft, daß sie immer für so viele Ritter, als an ihr zu sitzen berechtigt waren, groß genug war. Wem diese Ehre zukommen sollte, dessen Name zeigte sich wunderbarerweise in goldner Schrift auf dem Stuhl, der für ihn an die Tafel gesetzt wurde; dieser Name blieb alsdann und verschwand nicht eher als mit dem Tode des Ritters, oder wenn er sich der Würde eines Genossen der Tafelrunde durch Verletzung der Ordensgesetze verlustig gemacht. Solchergestalt hatte dieser Orden vor allen andern bis auf diesen Tag das Vorrecht, daß er weder gekauft noch nach Gunst und Willkür ausgetheilt, sondern von Noth und Schicksals wegen nur den Wackersten und Besten zu Theil werden konnte. Als einsmals ein Ritter, dem es nicht zukam, sich eines leeren Stuhls an der Tafelrunde bemächtigen wollte, versank plötzlich der Stuhl mitsammt dem Ritter in die Erde, und Beide wurden nicht wieder gesehen. Von dem Tage an versuchte es Keiner mehr, dessen Name nicht auf dem Stuhle, worauf er sitzen wollte, deutlich zu lesen war. Bald nachdem Artus sich mit Genievra vermählt hatte, wurde die Tafelrunde

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, I. S. 140 f., 132 u. 133 f. (in den Erläuterungen zu Geron der Adelige). — A. d. H.

(die vorher zu Cardeuil in Wales gestanden) durch Zauberei nach Kramalot, dem gewöhnlichen Sitz dieses Königs, versetzt. Nach dessen Tode aber scheint sie wieder verschwunden zu sein und so dieser berühmte Ritterorden mit Artus, seinem Wiederhersteller, aufgehört zu haben. Dieser Orden hatte seine eignen bestallten Sires-Clercs oder Annalisten, welchen oblag, über die Thaten und Abenteuer der Ritter Protokoll zu führen. Der Oberste unter ihnen oder der Kanzler und Geschichtschreiber des Ordens hieß Arrodian von Köln. Die Verfasser der Bibliothèque universelle des Romans vermuthen, daß dieses Arrodian's Chronik von König Artus und seinen Rittern und der Roman gleiches Namens das nämliche Werk und also Arrodian der wahre Verfasser dieses letztern sei. Ich finde aber vor der Hand keinen hinlänglichen Grund zu dieser Vermuthung. Denn wenn auch das am Schlusse besagten Romans beigefügte Verzeichniß von 32 Rittern dieses Ordens mit ihren Wappenschildern und Devisen von Arrodian herrührt, welches doch selbst noch bezweifelt werden kann, so beweiset sich damit noch lange nicht, daß der ganze Roman von König Artus, wie man ihn gegenwärtig hat, das wahre unveränderte und von keinem spätern Romancier nach der Mode seiner Zeit zugeschnittne und brodirte Original dieses Ordenskanzlers sei. Zu wünschen wäre, daß man sich mehr Mühe geben möchte, so viele Handschriften dieser alten Rittergeschichten als nur immer möglich aufzutreiben, weil deren Untersuchung und Vergleichung doch vermuthlich mehr Licht geben würde, als man jetzt hat, das Historische vom Fabelhaften oder doch wenigstens das Alte und Aechte von spätern Zusätzen sicherer zu unterscheiden.

Artus, König in Britannien, wird von den alten Chronikern ins fünfte Jahrhundert nach Christi Geburt gesetzt. Der Theil von England, über den er herrschte, heißt in den Romanen der Tafelrunde das Land oder Reich Logres. Seine Geschichte ist der Hauptinhalt des alten französischen Romans: Du Roi Artus et des Compagnons de la Table Ronde (Paris 1488. Voll. III. Fol.). Der fruchtbare englische Dichter Sir Richard Blackmore hat diesen König Artus zum Helden eines großen epischen Gedichts gemacht, das nicht ohne Werth ist, wiewol der grämliche Pope den guten Blackmore in seiner Dunciad garstig figuriren läßt.

Genievra, Gemahlin des Königs Artus und Tochter des Königs Laodagant von Carmelide. Ihre Liebeshändel mit Lancelot vom See (Lancelot du Lac, Sohn des Königs Ban von Benoit), einem der berühmtesten Ritter der Tafelrunde, machen den interessantesten Theil des besondern Romans aus, der seinen Namen führt, und von welchem die Bibliothèque universelle des Romans aus einer kostbaren alten Handschrift einen weitläufigen Auszug giebt. Diese Liebeshändel waren eine lange Zeit Jedermann bekannt, den König Artus, den sie am Nächsten angingen, ausgenommen. Als er aber endlich die Untreue seiner Gemahlin und dieses Lancelot's, den er immer für seinen besten Freund und treusten Ritter gehalten hatte, erkundigte, verursachte dies böse Händel, die endlich in einen großen Krieg ausbrachen, worin beinah alle Ritter der Tafelrunde und König Artus selbst ums Leben kamen. Die schöne Genievra ging in ein Kloster, um Buße zu thun, und Lancelot mit seinem Bruder Hector de Mares wurden Einsiedler. — — —

Etwas aus den
Anecdotes des Beaux-Arts.[1])

1. Rembrandt hatte eine sehr geschwätzige Magd. Um sich einen Spaß zu machen, machte er ihr Porträt und stellte das Bild an ein offnes Fenster, aus dem sie mit den Nachbarsleuten oft lange Conferenzen zu halten pflegte. Die Nachbarn sahen das Bild für die Magd selbst an, kamen sogleich herzu, um sich in Gespräch mit ihr einzulassen, und schwatzten lange, bis sie endlich gewahr wurden, daß das Mädchen noch kein Wort gesagt hätte. Da dies nicht mit natürlichen Dingen zugehen konnte, so machten sie die Augen besser auf und wurden endlich ihres Irrthums gewahr.

Man erinnert sich hierbei der Trauben des Zeuxis, der die herzufliegenden Vögel, und des Vorhangs, den Parrhasius darüber malte, der den Zeuxis selbst betrog. Rembrandt's Nachbarn (so wie ohne Zweifel ehmals die Nachbarn des Zeuxis und Parrhasius) mögen sich wol nach solchen Wundern einen großen Begriff von ihrem Herrn Nachbar, dem Maler, gemacht haben; aber daß Zeuxis, Parrhasius und Rembrandt sich viel darauf sollten eingebildet haben, ist mir nicht wahrscheinlich.

2. Rigaud (einer der berühmtesten französischen Porträtmaler), während daß ihm eine gewisse Dame saß, wurde, indem er am Mund arbeitete, gewahr, daß sie gewaltige Grimassen machte, um durch Zusammenziehung der Lippen sich einen kleinen Mund zu machen. Der Maler ward des Geziers endlich überdrüssig. „Geben Sie Sich nicht so viel Mühe, gnädige Frau," sagt' er; „Sie haben mit mir gar nicht nöthig, Ihrem

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, I. S. 171–175. – A. d. H.

Mund so viel Gewalt anzuthun; wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erweisen kann, so mach' ich Ihnen gleich gar keinen." Man erzählt dies Bonmot auch von dem Maler Vigne.

3. Mignard's (ersten Malers des Königs Ludwig XIV. in Frankreich, der durch die Zeit einen großen Theil des übertriebnen Ruhms verloren, dessen er in seinem Leben sich zu bemächtigen das Glück und die Adresse hatte), Mignard's größtes Talent war, die Manier einiger berühmten italienischen Maler so gut zu erhaschen, daß es beinah unmöglich war, seine Copien von Originalen zu unterscheiden. Einsmals malte er eine Magdalena in Guido Reni's Manier und verkaufte sie als ein ganz frisch aus Italien angekommenes Stück von Guido an einen sogenannten Amateur um 2000 Livres. Bald darauf ließ er dem Käufer durch die dritte Hand stecken, er sei betrogen worden; das Stück sei nicht von Guido, sondern von Mignard. Der Amateur wußte sich nicht besser zu helfen, als daß er sich an Mignard selbst wandte. Dieser versicherte, er hätte die Magdalena nicht gemalt, und berief sich auf Le Brun, der damals erster königlicher Maler war und für ein Orakel in seiner Kunst galt. Der Amateur lud beide Maler zur Tafel ein und legte dem Ersten den Casus zur Entscheidung vor. Le Brun, nachdem er die Magdalena lang und scharf untersucht hatte, that den Ausspruch, sie sei von Guido. Nun hatte Mignard, was er wollte. „Jetzt will ich gestehen, daß ich das Stück selbst gemacht habe," sagte er; und damit kein Zweifel bliebe, versicherte er, man werde unter den Haaren der schönen Bußfertigen einen Cardinalshut finden. Da dies nicht anders als durch den Augenschein bewiesen werden konnte, so holte er flugs, was vonnöthen war, wischte die Haare weg, und das Cardinalsbarett wurde sichtbar. „Hier ist Ihr Geld wieder," sagte er zum Käufer, „und das Gemälde ist mein; wer's gemalt hat, wird's auch wieder herzustellen wissen." Und Mignard ging von dannen und dachte, was für ein großer Mann er wäre, und wie er den ehrlichen Le Brun erwischt hätte.

4. Ludwig XIV. wollte einsmals vom Duc de Montausier wissen, was er von Le Brun und Mignard als Malern hielte. „Sire," antwortete dieser Herr, der sich durch eine Freimüthigkeit, die noch ein Rest aus Heinrich's IV. Zeiten

war, von den Höflingen Ludwig's unterschied, „ich verstehe mich nicht auf die Malerei, aber mich dünkt, die beiden Leute malen, wie ihr Name lautet." Und so war es auch. Le Brun affectirte, um den großen Meistern der römischen Schule auch in diesem Stücke zu gleichen, sehr ins Braune zu malen; und Alles, was Mignard malte, hatte ein air de mignardise.

5. Le Sueur (dessen ungleich mächtigerm Genius die Nachwelt endlich die Gerechtigkeit erwiesen hat, die ihm seine Zeitgenossen und Ludwig der Große, der so wenig Gefühl fürs wahre Große, welcher Art es sein mochte, hatte, zu erweisen unfähig waren), dieser Le Sueur, der jetzt der französische Raphael heißt, wurde zur Zeit, da Le Brun der große Mann war, wenig geachtet. Als Le Brun die Galerie des Herrn Lambert de Thorigny ausmalte, arbeitete Le Sueur in einem daranstoßenden Cabinet an einigen kleinen Figuren von schlechtem Belang. Der damalige päpstliche Nuntius kam, die Galerie zu sehen. Le Brun, der dem Prälaten von Person unbekannt war, eilte ihm sogleich mit allem empressement eines Galant-Homme der die Honneurs seiner Galerie machen wollte, entgegen und führte ihm die Schönheiten derselben gehörig zu Gemüthe. Der Nuntius wollte nun auch sehen, was in dem Cabinet gemalt würde. Le Sueur, der da in ziemlich armer Gestalt saß und arbeitete, begnügte sich, seine schmutzige Kappe vor dem Prälaten abzunehmen, und fuhr fort zu arbeiten, ohne sich dessen zu kümmern, was neben und um ihn vorging. Der Prälat, nachdem er einen Blick auf Le Sueur's Figuren geworfen, sagte zu Le Brun, den er für einen Monsieur vom Hause hielt: „Man hätte die großen Stücke, die wir dort gesehen haben, durch diesen Mann da (auf Le Sueur deutend) ausführen lassen sollen und diese kleinern Figuren hier dem Andern überlassen, der die Galerie gemalt hat." Jugez, comme Mr. Le Brun était capot!

Auszüge
aus des
E. P. Angelinus Gazay, S. J., Geistlichen Recreationen.[1])

Der Jesuit Angelin Gazay (oder Gazée), ein Niederländer aus der Grafschaft Artois, lebte zwischen den Jahren 1568 und 1630, in welchem letztern er als Präfect der Classen im ehmaligen Jesuitercollegium zu Lüttich verstarb. Er hatte zween Brüder, wovon der eine ein Benedictiner und der andere ein Franciscaner war. Alle drei haben sich unter den Religiosen ihres Ordens und ihrer Zeit hervorgethan; der Benedictiner als ein Mystiker, der Franciscaner als ein berühmter Prediger, der Jesuit als lateinischer Dichter und geistlicher Spaßmacher. In dieser letztern Qualität schrieb er das Buch, mit dessen Facetien ich meine Leser eine Viertelstunde zu recreiren Willens bin. Es war im vorigen Jahrhundert und ist in manchen Gegenden vielleicht noch jetzt das allgemeine Lesebuch zur Gemüthsbelustigung in den niederländischen, deutschen und französischen Klöstern; und wenn Derjenige, der seinen Nebenmenschen, besonders solchen, die wenig Freude in der Welt haben, ein unschuldiges Vergnügen verschafft, als ihr wahrer Wohlthäter anzusehen ist, so ist gewiß das Verdienst des ehrlichen Pater Angelin nicht verächtlich.

Die wenigsten von den Lesern des Teutschen Merkur's gehören zwar in die Rubrik, für die er eigentlich geschrieben hat, aber in bin gewiß, daß auch Weltleute, wiewol es ihnen an andrer Kurzweil nicht fehlt, mir's Dank wissen werden, daß ich

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1777, II. S. 154—160. — A. d. H.

ihnen die lieblichsten Blümlein aus diesem Buch (das ohne Zweifel den meisten von ihnen unbekannt war) zu genießen gebe. Ich kenn' es zwar selbst nur aus der französischen Uebersetzung, die zum Titel hat: *Les pieuses Récréations* du Père Angelin Gazée, de la Compagnie de Jesus: Oeuvre remplie de saintes joyeusetés et divertissement pour *les âmes dévotes*, mis en Français par le Sieur Remy, à Rouen 1647. Es ist aber auch daran zu meinem Vorhaben genug. Diese heiligen Joyeusetés, womit der gute Mann in beneidenswürdiger Einfalt des Herzens die andächtigen Seelen seiner Zeit belustigte, bestehen in einem Halbhundert Erzählungen die (wiewol meistens aus Quellen geschöpft, welche bei den römisch-katholischen Ordensleuten in Ansehen stehen), ich will nicht sagen, so viel als Kindermärchen, aber doch, wie man sehen wird, gewiß so kurzweilig sind und zum Theil noch kurzweiliger als irgend ein Conte in den hundert Contes der Königin von Navarra. Was sie vor vielen komischen Erzählungen voraus haben, ist, daß sie sehr unschuldig, und was sie mit allen andern gemein haben, daß sie sehr erbaulich sind, insofern sich die Leser in der Verfassung befinden, die der gutherzige Dichter voraussetzt. Ist dies nicht, so kann P. Angelin und sein Buch nichts dafür, und es geht ihm dann blos wie allen andern recreirenden Schriftstellern in der Welt. Die Helden seiner Erzählungen sind berühmte Heilige oder wenigstens fromme Mönche, und der Teufel macht die lustige Person. Man weiß, daß dieser böse Feind, der uns andern Weltkindern so gefährlich ist, über Personen, zumal vom religiosen Stande, die zu einem gewissen Grade der Heiligkeit gekommen sind, so wenig Gewalt hat, daß er vielmehr ihr Sclave wird, mit dem sie anfangen können, was sie wollen.*) Zur Bestätigung dieser Wahrheit erzählt P. Angelin folgende Historie:

Ein unbesonnener junger Teufel vermaß sich (wie die Jugend übermüthig ist), mit einem alten wohlerfahrnen und weltklugen Teufel um hundert Prügel zu wetten, daß er dem heiligen Dominicus einen Streich spielen wolle. Als die Wette angenommen war, schlich sich unser Naseweis in Gestalt eines

*) Weil der P. Angelin sich an verschiednen Orten gegen den Spott der unglaubigen Hugenotten und andrer häretischen Menschen bestens verwahrt, so bediene ich mich hier (zu Vermeidung alles bösen Verdachts) der eignen Worte der Bibliothèque universelle des Romans, eines Werkes, welches mit königlicher Approbation zu Paris herauskommt, und dessen Verfasser von aller Makel der Häresie so rein sind als ein Kind in Mutterleibe.

Affen bei dem Heiligen ein und bemühte sich, ihn durch tausend närrische Posituren und Gaukeleien in seiner Beschäftigung zu zerstreuen. Der heilige Dominicus schrieb immer fort und sagte kein Wort. Der kleine Teufel erschöpft alle mögliche Grimassen und Affenstreiche; doch Alles umsonst. Endlich wird er ungeduldig, vergißt allen Respect, der ihn vorher noch einigermaßen zurückgehalten hatte, und springt auf den Tisch. Der heilige Vater wirft einen furchtbaren Blick auf ihn . . . „Da steh," spricht er, „und halt mir diese Kerze!" Der arme Teufel steht ganz vertattert da, hat das Herz nicht, sich zu rühren, und unterwirft sich demüthiglich dem Amt eines Kerzenstocks. Es verdrießt ihn gräulich, daß er sich so in seiner eignen Schlinge gefangen haben soll; er seufzt in sich hinein, schneidet ein Fratzenmaul, beißt sich in die Zunge; inzwischen brennt die Kerze herab, und es ist nur noch ein klein Stümpfchen übrig. „Holla ho! Herr Teufel," ruft P. Angelin, „die Finger in Acht genommen!" — Der Teufel will die Kerze ausblasen, aber sie erlöscht nicht; das Feuer packt an und hat ihm bereits die Klauen weggebrannt; er heult abscheulich, ruft die ganze Hölle zu Hilfe, aber Alles vergebens. Der heilige Vater hält die höllischen Mächte in Respect, und der junge Teufel ist dahin gebracht, daß er um Gnade bitten muß. Endlich (da der Heilige vermuthlich des Gestanks genug hatte) wird ihm erlaubt, sich zu entfernen; er flieht, kommt mit verbrannten Pfoten in die Hölle zurück und kriegt noch die verwetteten hundert Prügel obendrein: zur Warnung für ihn und alle jungen Geelschnäbel seinesgleichen, sich nicht an den Gewaltigen, die über die Geister Macht haben, reiben zu wollen![1])

Hier ist eine andre Historie, an der sich die Damen spiegeln mögen. Der Pfarrer in einer Kirche zu Mainz hielt an einem Sonntage das Hochamt vor seinen Pfarrgenossen. Indem tritt mit großem Geräusch eine sehr prächtig geputzte Dame in die Kirche und stört alle Anwesende in ihrer Andacht; der Eine bewundert ihren Kopfputz, ein Andrer den reichen Stoff ihres Kleides, und Alle zusammen finden nichts Prächtigers als den langen Schweif, den sie hinter sich herschleppt. Der Seelenhirt erseufzt über den Leichtsinn seiner Heerde, faßt aber sogleich den Entschluß, sie durch ein auffallendes Beispiel zu

[1]) Vgl. Herder's Behandlung in seinen Legenden Werke, Th. II. S. 72f. — A. d. H.

ihrer Schuldigkeit zurückzubringen. Er verrichtet ein kurzes Gebet. Alsbald sieht man unter dem Rock der Dame eine unendliche Menge von Mäusen, Ratten und kleinen Teufelchen hervorwimmeln, die wie die jungen Katzen auf dem langen Schweif herumgaukeln, sich überpürzeln, am Kleid hinaufkriechen, bis auf die Spitze ihres Federbusches (es war damals just wie jetzt die Mode, hohe Federbüsche zu tragen) empörsteigen und da wie auf einem Schauplatz tausend possierliche Affenstreiche machen. Die Dame erschrickt, wie man leicht denken kann, schüttelt ihre Robe und ihren Kopf — schreit wie eine Besessene; Alles umsonst! die kleinen Teufelchen glitschen auf ihrer Robe und auf ihren Federbüschen auf und ab wie die Holländer auf dem Eise — sagt P. Angelin, der (wie man sieht) wenigstens so lebhaft erzählt als Mr. Galland in der Tausendundeinen Nacht. Endlich erhebt der Pfarrer seine Stimme! „Lieben Brüder," spricht er, „Ihr seht, wie unser Herre Gott die gräuliche Sünde der Hoffart straft; nun sollt Ihr auch die Kraft des Weihwassers sehen." Mit diesen Worten besprengt er die Robe und den Kopfputz der Dame reichlich mit seinem Weihwedel, und siehe! der höllische Bienenschwarm verschwindet Augenblicks, jedoch mit Zurücklassung des gewöhnlichen Wohlgeruchs. Die Dame bekannte ihre Sünden, versprach, ihr Leben zu bessern, und beschnitt ihre Robe und ihren Kopfzeug so knapp, daß der Teufel beiden nichts mehr anhaben konnte.

„Lieber Gott," ruft hier P. Angelin seufzend aus, „wenn ein bloßer Schweif so viel Teufel faßte, wie viele müssen ihrer nicht in dem Gehirnkasten solcher Weibsbilder stecken, die keinen andern Gott haben als ihre Hoffart! Die armen Unglücklichen! Sie tragen so viel Schlangen auf ihrem Kopf als falsche Haare, ihre Augbrauen sind, statt der fabelhaften Liebesgötter leichtfertiger Poeten, mit lauter jungen Teufeln besetzt, und die geschwätzigen Geister aller Papageien von Peru und Mexico schwärmen auf ihrer Zunge! Wie würden die Mannsleute stutzen, wenn der liebe Gott zuließe, daß sie alle diese Abscheulichkeit sehen könnten! Wie schnell würden sich ihre vermeinten Venussen und Grazien in Medusen und Furien verwandeln! Indessen bitte ich zu Gott (setzt der gute Mann hinzu), daß es nie geschehen möge!" — und dies ist in der That weislich und wohlmeinend von ihm gebetet!

Noch ein hübsches Exempelchen von der entsetzlichen Kraft

der Excommunication. Die Abtei zu Corvey hatte vor Zeiten (ob noch jetzt, weiß ich nicht) die Gewohnheit, zum Andenken ihres Namens (Corbeia oder Corbia) einige Raben zu unterhalten. Einer von diesen Vögeln, sagt P. Angelin, that sich vor seinen Brüdern durch seine böse Gemüthsart und Neigung zum Stehlen hervor. Er pickte die hochwürdigen Herren in die Waden, biß die Klosterkatzen in die Schwänze, stahl seinen Kameraden ihr Mittagessen und machte, daß sie wider Willen mit fasten mußten, wenn die Mönche Fasten hatten; sein größtes Vergnügen aber war, den Pfauen, wenn sie ein Rad schlugen, ihre schimmernden Federn aus dem Schweif zu rupfen. Nun geschah es eines Tages, da des Herrn Abts hochfürstliche Gnaden ins Refectorium kamen und nach Gewohnheit beim Händewaschen ihren Ring vom Finger zogen, daß dieser Rabe den Ring unvermerkt wegschnappte und mit ihm davon flog. Der Abt will seinen Ring wieder anstecken und findet ihn nicht; er fragt die Mönche, Niemand will wissen, wo er hingekommen. Endlich ergreift ihn ein heiliger Eifer, und er schleudert den furchtbaren Blitz der Excommunication über den unbekannten Thäter. Bald darauf wird der Rabe traurig, verliert alle seine Laune, seufzt und klagt ohne Unterlaß, wird mager und zehrt zusehends ab; die Federn fallen ihm von jedem Lüftchen aus, er schleppt seine Flügel, sein ganzer Leib vertrocknet, kurz, er befindet sich in einem Zustand, daß man ihn nicht ohne Mitleiden ansehen kann. Das ganze Kloster wird begierig, die Ursache einer so seltsamen Veränderung zu erforschen; man sucht in seinem Neste, ob etwan etwas Giftiges da zu finden sein möchte, und findet den Ring darin, den der Abt verloren und schon lange wieder vergessen hatte. Man kann sich das heilige Erstaunen der ehrwürdigen Herren leichter einbilden, als ich es dem P. Angelin nacherzählen könnte. Nun war die Ursache klar, warum der arme Rabe in solchen Verfall gerathen war.

An diesen drei Stücken mag's für diesmal genug sein. Nichts ist drollichter dabei als das wunderbare Gemisch von Devotion und Spaßhaftigkeit, womit der Mann das Alles erzählt, und wie ihm so gar kein Argwohn noch Zweifel an der Wahrheit seiner Geschichtlein zu Sinne steigt. „Die Hugenotten", sagt er, „werden freilich darüber lachen und spotten und sagen, es seien Altweibermärlein. Aber laß sie lachen! die Ketzerei wird vergehen, und Wahrheit wird ihr zu Trotz Wahrheit bleiben ewiglich."

Was übrigens für das Glück der Menschen besser sei, die Zeiten, wo P. Angelin seine Märchen erzählte und Glauben fand und seine Leser, zwar ein Wenig auf Unkosten ihrer Vernunft, aber ohne allen Nachtheil an ihrem Herzen und an ihrem Glauben, belustigte — oder eine Zeit, wo wir Alle, Katholiken und Hugenotten, mit dem einfältigen Glauben unsrer Alten auch die selige Einfalt ihrer Sitten verloren und uns alle die Gefühle (auf Einbildungen und Vorurtheile gestützt oder nicht) wegraisonniret haben, die in tausend Fällen dieses Erdenlebens des Menschen Labsal, Trost und letzte Zuflucht sind: ist eine Frage, die — für mich schon lange keine Frage mehr ist. Mag doch der Stab, woran das wankende Kind sich zu halten glaubt, ein Strohhalm sein: immer besser für das Kind, an einem Strohhalm zu gehen, als ohne ihn alle Augenblicke auf die Nase zu fallen.

Le Barbier's Kupfer
zu der neuen Pracht-Ausgabe von Geßner's Werken, von Huber ins Französische übersetzt.[1])

Inwiefern Herr Le Barbier die Lobsprüche verdiene, die ihm ein Ungenannter in einem Brief an den Herausgeber des Journal de Paris über die sinnreiche und geschmackvolle Composition und sehr fleißige Ausführung dieser Blätter macht, überlassen wir Künstlern und Kennern zu entscheiden. Auch maßen wir uns nicht an, Maler und Kupferstecher in ihrem althergebrachten Rechte, Süjets zu Gemälden und Kupferstichen aus Dichtern zu nehmen, beeinträchtigen zu wollen. Nur wünschen wir, daß sie nie aus der Acht lassen möchten, was sie selbst am Besten wissen sollten — daß sehr oft, was in dem Dichter ein herrliches poetisches Gemälde ist, durch die pittoreske Behandlung zu einem sehr frostigen und unbedeutenden wird, und daß ein Künstler, der über einen guten Dichter arbeiten will, nicht darstellen wollen sollte, was der Dichter gemalt hat, sondern gerade das, was er nicht gemalt hat und mit seinen Farben, seinem Pinsel nicht malen konnte — oder doch zur unmittelbaren Erweckung einer bestimmten sinnlichen Vorbildung in einem bestimmten wichtigen Augenblick nicht so gut malen konnte als der Künstler. Von dieser letzten Art ist z. B. das über alle Beschreibung schöne Bild der verlassnen Olympia zum 10. Gesang des Orlando Furioso,*) zu dem Augenblick, da der Dichter sie ausrufen läßt:

---

[1]) Aus der Anzeige des ersten Heftes im Teutschen Merkur 1780, III. S. 55–60. — A. d. H.

*) In der prächtigen Baskervillischen Ausgabe.

Che debbo far? che poss' io far quì sola?
Chi mi dà ajuto? oimè, chi mi consola?

Die Künstler Cipriano und Bartolozzi ließen sich zwar nicht einfallen, im Ausdruck des Affects mit dem Dichter ringen zu wollen; denn dies ist gerade, wo der Dichter triumphirt; aber sie stellen uns diese Olympia, für die der Dichter seine Zuhörer so sehr einzunehmen gewußt hat, wirklich vor die Augen, und just hierin setzt ihre Kunst sie in den Stand, in einem Augenblick eine unendlichmal bestimmtere Wirkung hervorzubringen als Ariost mit seiner ganzen langen, wiewol in ihrer Art sehr schönen Recension der Schönheiten der Olympia in der 67. bis 72. Stanze des elften Gesangs. Man braucht ihre Olympia nur anzusehen, um den Mann, der sie verlassen konnte, zu verabscheuen, und man glaubt nun gerne, wenn der Dichter sagt:

Io non credo, che mai Bireno nudo
Vedesse qnel bel corpo, ch' io son certo,
Che stato non saria mai cosi crudo,
Che l'avesse lasciata in quel deserto.

Aber daß der Augenblick, wo eine Schäferin zu ihrem Schäfer sagt: „Süßer ist mir Dein Kuß als Honig, so lieblich rauscht mir nicht der Bach", ein Kupfer vonnöthen haben oder eines Kupfers werth sein sollte, oder wie es der Künstler machen könnte, um dem Mädchen eine Miene zu geben, die ihrem Liebhaber sagt, wie süß ihr sein Kuß sei — oder wie der Hirt Daphnis da stehen und aussehen, und wie er die Meise (die der Kupferstecher schwerlich für eine Meise wird kenntlich machen können) in der Hand halten müßte, um zu sagen: „Wie wird sie Dich pflegen, weil Du von mir kommst!" — kurz, wie Chodowiecki selbst, so ein großer Meister in der Kunst, kleinen Figuren eine bestimmte Bedeutung zu geben, er ist, dergleichen zarte leichtschwebende Nüancen sanfter Empfindungen aus einem idealischen Arkadien auf eine unzweideutige Art sichtbar machen könnte — dies, ich gestehe es, geht über meinen Begriff; und Herr Le Barbier müßte Wunder gethan haben, wenn der Dichter nicht durch ihn verlieren sollte.

Indessen muß man gestehen, daß dies selbst in den kostbarsten Kupferwerken dieser Art fast immer der Fall ist. Es scheint aber auch, daß die Liebhaber von dergleichen schönen Ausgaben ihre Forderung an die Künstler nicht so hoch spannen.

Sie sind doch wenigstens ein Artikel mehr in dem aufs Aeußerste getriebnen Luxus unsrer Zeit; und wenn die Kupfer nur, für sich betrachtet, mit Verstand componirt, gut gezeichnet und mit Geschmack ausgeführt sind (wiewol man auch hierinnen oft mit weniger vorlieb nimmt), so ist der Liebhaber schon zufrieden. Warum sollte es also der Kunstrichter, dessen Stimme in Modesachen ohnehin nie gezählt wird, nicht auch sein? Denn, wenn er den Leuten auch noch so scharf bewiese, daß die besten Dichter gerade die sind, die der Kupfer am Wenigsten nöthig haben — was geht dies den Liebhaber an? Wer will Jemanden wehren, seinen Häring mit Salz zu essen, wenn er Lust dazu hat? Oder vielmehr, da die Kupfer jetzt bei einem Modebuch das sind, was vor 300 Jahren die vergoldeten oder kostbar gemalten Anfangsbuchstaben und übrigen Zierrathen, Schnörkel, Grotesken u. s. w. waren, warum sollte den Leuten, die zu viel Geld haben, nicht auch dieser Weg, ihren Ueberfluß dem industriösen Theil der Nation zufließen zu lassen, offen erhalten werden? Die unerschöpfliche Erfindsamkeit und unermüdete Geschäftigkeit der Letztern, um die eingebildeten Bedürfnisse der Erstern zu befriedigen und täglich zu vermehren, ist doch beinahe das einzige Mittel, wodurch dem Unheil der übermäßigen Ungleichheit gesteuert und das große Rad im Gang erhalten wird, von dessen beständigem Umwälzen das Leben der politischen Körper abhängt.[1])

---

[1]) Im Folgenden berichtete Wieland noch von mit Kupfern ausgestatteten Ausgaben des Metastasio in zwölf Quartbänden und einer neuen französischen Uebersetzung des „Orlando Furioso“ von D'Ussieux, sowie von einer andern angekündigten Uebersetzung des „Orlando“ vom Grafen von Tressan. — A. d. H.

Die Wunderflasche des heiligen Remigius.[1])

Der goldne Becher, womit Hüon von Bordeaux, Herzog von Guyenne (der fabelhafte Held eines alten wälschen Ritterbuchs und eines noch nicht sehr alten deutschen Gedichts), von dem Geisterkönig Oberon beschenkt wird, ist weder eine Erfindung, die der altwälsche Romancier aus seinem eignen Gehirne gezogen, noch eine Nachahmung des wundervollen Trinkgeschirrs, womit in den persischen Erzählungen der Kaufmann Abulkasem den ihm unbekannten Khalifen Harun Al Raschid beschenkt. Wenigstens ist nicht zu vermuthen, daß das persische Märchen, gesetzt auch, daß seine Aechtheit nicht zu bezweifeln wäre, dem Romancier bekannt gewesen. Wahrscheinlich hat ihm die Flasche des heiligen Remy oder Remigius zum Urbild gedient, welche (mit Erlaubniß der Unglaubigen und Ketzer!) nicht etwa ein erdichteter Wunderbecher, sondern so historisch und glaubwürdig ist als alle die übrigen Wunder, wovon die erbauliche Lebensgeschichte des besagten heiligen Bischofs wimmelt, deren Verfasser und Gewährsmann nicht etwa ein lügenhafter Romanschreiber oder Poet, sondern kein Geringerer ist als Messire Hincmar, Erzbischof von Rheims und Primas von Gallien, der zu Karl's des Kahlen Zeiten florirt hat und, kraft eines dreifachen Titels, als Mönch, als Priester und als Erzbischof, der Mann nicht war, der so was erzählt hätte, wenn es nicht wahr wäre.

Die Geschichte mit der Flasche ist diese. Als König Clovis gegen den Arianer Alarich zu Felde zog, gab ihm der heilige Remigius ein Gefäß, „quod vulgaris consuetudo Flasconem (flacon, Flasche) appellat“, voll Weins, worüber der heilige Mann den Segen gesprochen hatte, mit der Vorschrift: daß er, König Clovis, so lange auf den Feind losgehen sollte, als diese Flasche für ihn und die Seinigen, wem er davon geben wollte, Weins

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1780, III. S. 48—51. — A. d. H.

genug haben würde. „Und so trank nun der König und die königliche Familie und das zahlreiche Heer, das mit ihm war, und stillten ihren Durst reichlich aus dieser Flasche, und die Flasche versiegte niemals, sondern füllte sich durch Gottes Segen, den ihr der heilige Remigius mitgetheilt, immer wieder, nicht anders, als ob eine lebendige Quelle Weins darin verborgen wäre —", lauten verdolmetschet die eignen Worte des belobten Erzbischofs Hincmar, dessen Seele in Frieden ruhen möge!*)

Wie gesagt, es ist nicht unwahrscheinlich, daß der alte Verfasser des Romans Huon de Bordeaux den wundervollen Hanap Oberon's dem Bischof Hincmar abgeborgt haben mag; nur hat der Romanmacher (wie den Leuten seines Gelichters gewöhnlich ist) sein Original noch zu übertreffen gesucht, und Oberon's Gefäß ist also keine bloße Flasche, sondern ein Hanap d'or, und darf nicht daraus trinken, wer will, sondern nur Personen, die sich im Stand der Gnade befinden; ist hingegen der Trinker im Stand einer Todsünde, so giebt's nicht nur nichts zu trinken für ihn, sondern

„der Becher trocknet auf und glüht in seiner Hand".

Was das Horn von Elfenbein betrifft, welches Jedermann, der nicht (wie der Romancier sagt) en Etat de Grace war, tanzen machte, so findet sich zwar nicht, daß der heilige Remigius auch so ein Horn gehabt habe; aber es hat doch, von dem berühmten Horn der Amalthea bis zu dem Horn, das der Prinzessin Agrippina vor der Stirne wuchs, als sie von Andolosia's rothem Apfel gegessen, in dem Corpus der Geschichten, die sich nie begeben haben, Hörner genug, die mit dieser oder jener Wunderkraft begabt waren. Wiewol wir nicht in Abrede sein wollen, daß Oberon's Horn Vorzüge hat, für die man dem alten Romancier verbunden ist. Wir bemerken dies nur im Vorbeigehen, damit Diejenigen, die in dem Gedicht Oberon nichts gesehen haben als das Horn und den Becher, sich nicht etwa einbilden, als ob der Verfasser den mindesten Anspruch an das Verdienst, sie erfunden zu haben, mache.

*) Bibit ergo inde Rex et regalis familia et numerosa turba populi, et exinde uberrime satiantur, et vas vini detrimentum non patitur, sed benedictione Dei per S. Remigium indita more fontis inundatione repletur. Hincmar in Vita S. Remigii; vid. Du Chesne, Historiae Francorum scriptores, T. I. 527.

Von der Titulatur:
Haupt der Christenheit und Päpstliche Heiligkeit.

Aus einer handschriftlichen zuverlässigen Nachricht.[1])

Auf dem Reichstage zu Speier 1526 wurde unter Andern eine Gesandtschaft an den damals in Spanien sich aufhaltenden Kaiser Karl V. beschlossen und für die Abgesandten (damals Oratoren genannt) eine Instruction projectirt. In dieser wurde der Kaiser Haupt der Christenheit und der Papst Päpstliche Heiligkeit benennet. Hierüber entstund bei den protestirenden Ständen die Frage: ob man sich ihrerseits auch mit gutem Gewissen dieser Titulatur bedienen könne.

Man schien es zwar mit diesem Zweifel blos auf das Gewissen zu nehmen; dieses war aber damals oft so sehr in Politik verflochten, daß man nicht nur eines geistlichen, sondern auch eines weltlichen Rathes Gutachten in der Sache erstatten zu lassen für gut fand.

Der weltliche Rath gab in seinem schriftlich ausgestellten Bedenken an, daß er nicht glauben könne, wie dadurch gesündiget würde, wenn man den Kaiser das Haupt der Christenheit und den Papst Päpstliche Heiligkeit nenne. Denn es sei doch damit nicht also gemeint, daß der Kaiser ein anderes Haupt als ein weltliches und der Papst auf eine andere Art heilig sei als das ganze römische Reich. Es könnten auch des Gegentheils Gedanken nicht sein, den Kaiser für ein Haupt der geistlichen Christenheit auszugeben, und dieser werde sich dessen auch nicht

---

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1783, II. S. 72–74. – A. d. H.

anmaßen, weil es gegen den Papst nicht zu verantworten sein würde. Ueberdies wären es ja bloße Titel und keine Mysterien, so wie man etwa den König von Frankreich den allerchristlichsten nenne. Also sei es ein ganz unnützer Zweifel, der aber doch kaiserlicher Majestät empfindlich fallen könne, als wollte man ihr nicht die Ehre gönnen, ein weltliches Haupt der äußerlichen Christenheit zu sein. Auf der andern Seite würden auch die Geistlichen des Papsts Titel nicht abbrechen lassen wollen, so daß dieser unbedeutenden Worte halber am Ende die gemeinschaftliche Abschickung ganz rückgängig werden könnte, welches sehr zu bedenken sei.

Der geistliche Rathgeber, Spalatin, blieb hingegen dabei, daß Christus allein das Haupt der Christenheit sei; darum solle die Ehre keiner Creatur gegeben werden. Ephes. 1, 22; 5, 23; Koloss. 1, 18. Er schlug also vor, statt Haupt der Christenheit zu setzen: einiges Haupt und Oberer des heiligen Römischen Reichs. Die Päpstliche Heiligkeit müsse aber ganz wegfallen.

Ob diese Zweifel der Protestirenden damals am Reichstage öffentlich zur Sprache gekommen, und wie die Instruction der Gesandten noch eingerichtet worden, läßt sich nicht sagen; gewiß aber ist es, daß die beschlossene Gesandtschaft nicht vor sich gegangen.

So wenig sich übrigens in Deutschland das religiose Interesse immer von dem politischen trennen läßt, so zufrieden kann doch ein ächter Deutscher darüber sein, wenn die politische Dogmatik und dogmatische Politik jener Zeit immer mehr außer Gebrauch kommt.

Das Narren- und Eselsfest.

Ein Beitrag zur Geschichte der Sitten und Gebräuche.[1])

Das Narrenfest war vor Zeiten eins der größten Feste in Frankreich, welches in allen Haupt- und kleinern Kirchen mit der ärgerlichsten Ausgelassenheit gefeiert wurde. Es fiel gerade auf das Fest der Beschneidung, welches damals noch nicht der Neujahrstag war; man fing aber schon vom Stephanstage die löblichen Vorbereitungen dazu an. Gewiß kann nicht leicht etwas Sitten und Geist der damaligen Zeiten in ein helleres Licht setzen als das Rituale dieser Saturnalien. Hier ist es.

Zuerst wählten die Priester Einen unter sich zum Narrenbischofe, dem sie den völligen Bischofsstaat anlegten und ihn dann mit großem Pomp in die Kirche führten, wo er mit der Infel auf dem Haupte und dem Bischofsstabe in der Hand Messe lesen mußte. Nach der Messe wurde ihm in der Kirche selbst ein großes Gastmahl aufgetragen, wobei es dann bügelhoch unter den geistlichen Herren herging. Sie sangen, tanzten, besoffen und schlugen sich in der Kirche, daß sehr oft das Blut darnach lief.

In der Vesper gab's den zweiten, nicht minder saubern Act der Farce. Die niedere Klerisei nämlich besetzte diesen Tag die ersten Plätze im Chor. Wenn es nun in dem Magnificat an den Versikel kam: Deposuit potentes de sede etc. (er hat die Mächtigen vom Sitze gestürzt und die Niedern darauf erhoben), da ging der Lärm aufs Neue

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1784, II. S. 79—81. — A. d. H

an. Man wiederholte den Versikel wol funfzehn- bis zwanzigmal mit so unsinnigem Geschrei und Händeklatschen, als wenn die Kirche ein wahres Tollhaus gewesen wäre. Nach der Vesper maskirte sich Alles. Der Herr Narrenbischof wurde nun auf einen Wagen gesetzt und im Triumph durch alle Gassen der Stadt geführt. Seine Begleiter sangen dabei die üppigsten und schändlichsten Gassenhauer und trieben tausend Stocknarrenstreiche, den Pöbel zu amüsiren. Diese ärgerliche Farce war noch unter Karl's VII. Regierung in vollem Gange, so viel sich auch der römische Stuhl und rechtschaffene Prälaten Mühe gaben, sie auszurotten.

Ein würdiges Gegenstück dazu ist das Eselsfest, das dem Geiste jenes Jahrhunderts der Brutalität nicht minder Ehre macht. Es wurde folgendergestalt gefeiert. Man putzte einen Esel herrlich und prächtig an, setzte eine junge Dirne drauf und führte sie und ihn in diesem Aufzuge mit großer Ceremonie in die Kirche neben den Altar. Nun fing der Priester, wenn er sich zum Volke umkehrte, statt seinem gewöhnlichen Dominus vobiscum aus vollem Halse an zu yanen: „Ya! ya! ya!" und der ganze Chor antwortete drauf aus vollem Halse: „Ya! ya! ya!"

Ainsi s'amusaient nos bons ayeux! sagt der ehrliche Franzose, dem ich diese Kirchenanekdote nacherzähle.

Anekdoten vom heiligen Martin.[1])

Schwerlich hat unter allen Heiligen jemals einer in Frankreich mehr Verehrung genossen als St. Martin, Bischof von Tours. Ihm allein zu Ehren befreiten die Könige der ersten Linie die Stadt Tours von allen möglichen Abgaben. Seine Kirche war die allerheiligste und unverletzlichste Freistatt. König Chilperich wagte es nicht, seinen rebellirenden Sohn, der sich dahin flüchtete, herauszuholen, aus der festen Ueberzeugung, daß solch eine Art von Kirchenraube immer durch ein Wunder aufs Härteste bestraft werde. Indessen wollte er doch auch nicht das Opfer seiner Wuth entwischen lassen und griff also zu einem sonderbaren Mittel. Er schrieb eigenhändig an den Heiligen und bat ihn geziemend um die Auslieferung des Verbrechers. Der Brief wurde auf sein Grab gelegt und darneben ein reiner Bogen Papier, auf welchem der Heilige seine Antwort liefern sollte. Die Antwort blieb aber außen; und Meroveus genoß den Schutz des Heiligen, so lange er in der Kirche blieb, und kam nicht eher um, als bis er sich einmal herausgewagt hatte.

Die Könige und Fürsten jener Zeit wetteiferten ordentlich mit einander, wer diesem großen Heiligen seinen Schutz und seine Patronschaft am Theuersten abkaufen könne. Sie bereicherten seine Kirche mit Schätzen und verehrten seinem Grabe und seinen Reliquien Kostbarkeiten vom höchsten Werthe. Wahr ist's wol, daß auch die nachherigen Vormünder des Heiligen das Ihrige auf eine eben nicht sehr feine Art dazu beitrugen, die großen Herren in diese freigebige Stimmung zu setzen. „Wenn

[1]) Aus dem Teutschen Merkur 1784, II. S. 186—189. — A. d. H.

Du Gott das Seinige nehmen willst, so wird auch Gott Dir Reich und Krone nehmen!" sagte einmal Injuriosus Turonensis Clothar I. gerade ins Gesicht. Clothar war durch diese Aeußerung wie vom Donner getroffen, fühlte St. Martin's Rache schon über seiner Scheitel brennen und brachte dem schlauen Injuriosus die reichsten Präsente, um nur den aufgebrachten Heiligen wieder zu begütigen und zu versöhnen.

Clovis verbot auf seinem Zuge gegen Alarich, König der Westgothen, seinen Soldaten bei Todesstrafe, in der Touraine das Geringste zu nehmen, außer Wasser und Gras. Ein Soldat nahm nur ein Bündel Heu. Der König erfuhr es, rief in vollem Zorne: „Aber wie können wir nun Sieg hoffen, wenn wir den heiligen Martin so beleidigen?" und ließ den Soldaten hinrichten.

Die Reliquien des heiligen Martin machten seine Kirche zu einem ordentlichen Orakel, wohin man zog, um den sogenannten Spruch der Heiligen zu holen. Der Glaube an diese Art von Weissagung bei wichtigen und zweifelhaften Unternehmungen war außerordentlich stark. Man entschloß sich nämlich nach der ersten Antiphone oder Versikel, die man beim Eintritt in die Kirche im Chor singen hörte, oder nach dem ersten Spruch, den man aufs Ungefähr in der Bibel aufschlug. So sang z. B., als die Gesandten von Clovis in die Kirche traten, der Chor: „Herr, Du hast mich angethan mit Stärke zum Krieg und hast unter meine Füße gegeben, die da aufstunden wider mich." Clovis bekam Muth durch diese vermeinte Weissagung und siegte auch in der That.

Die Furcht vor den Normannen bewog die Einwohner von Tours, die Reliquien des heiligen Martin's einsmals erst ins Kloster Cormeti, dann nach Orleans, dann nach Chablis und endlich nach Auxerre zu schaffen. Die Wunder, die sie auf dieser Reise allenthalben thaten, brachten den Priestern von Tours, die als ihre Hüter mitzogen, eine so reiche Lese von Almosen und Geschenken, daß endlich die Klerisei von Auxerre darüber neidisch wurde und halben Antheil daran verlangte, weil, wie sie behaupteten, St. Martin die großen Wunder nicht allein, sondern in Compagnie mit ihrem St. Germain thue und folglich den Profit mit ihm theilen müsse. Der Streit fing an, hitzig zu werden, und man provocirte endlich auf eine Probe der Wunderkraft beider Heiligen. Man legte nämlich einen Aussätzigen zwischen die Reliquienkasten Beider; und siehe da,

die Seite des Kranken, welche nach St. Martin zu gelegen hatte, war geheilt, die andere nicht. Nun kehrte man den Kranken um und legte ihn mit der noch uncurirten Seite auch nach St. Martin zu, und der Heilige vollendete seine Cur und trug also den Sieg in Betreff der Curkosten davon. Als diese wunderthätigen Reste von Auxerre wieder nach Tours zurückgebracht wurden, gab man ihnen ein Corps von 6000 Mann zur Bedeckung mit. Wo sie nur durch eine Stadt, Flecken oder Dorf zogen, wurden alle Kranken gleich gesund. Manche aber waren mit dieser Wohlthat nicht ganz zufrieden. Unter Andern ein paar Gichtbrüchige, die sich ihre Gicht zu einer ganz einträglichen Leibrente gemacht hatten und nun hätten wieder arbeiten müssen, gingen den kommenden Reliquien viele Meilen aus dem Wege, um nur nicht curirt zu werden. Aber es half nichts, sie mußten sich doch curiren lassen.

Der Kapuziner Pater Bolduci.[1])

An H. D. S.

Wenn Sie etwa den ehrwürdigen Pater Bolduci, Kapuziner, und seinen Stammbaum des Mönchengeschlechtes, von Erschaffung der Welt an, noch nicht kennen, so rathe ich Ihnen, mit diesem außerordentlichen Kopfe Bekanntschaft zu machen, sobald Sie fühlen, daß Ihnen eine nachdrückliche Erschütterung der Hypochondrien heilsam sein dürfte. Doch da dies ziemlich oft Ihr Fall ist, warum sollte ich nicht das gute Werk an Ihnen thun und Sie zum Voraus mit der Medicin versehen, die ich Ihnen anrathe, da ich sicher genug vermuthen kann, daß Ihnen die Existenz des guten Kapuziners Bolduci etwas ebenso Neues ist, als sie es mir noch vor wenig Tagen war, und das Buch, dem ich seine Bekanntschaft zu danken habe, wiewol es vielleicht schon (unverdienterweise) unter den Händen eines unsrer zehntausend unermüdlichen Uebersetzer seufzet, Ihnen demungeachtet noch lange unbekannt geblieben sein könnte.

Kapuzinerwitz steht, wie Sie wissen, schon lange nicht im besten Geruche; aber wie beträchlich auch die Anzahl der schwerleibigen Seraphinen sein mag, die den Witz ihrer Brüder in einen so schlimmen Ruf gebracht haben, so ist es doch ungerecht, den ganzen Orden entgelten zu lassen, was

---

[1]) Aus dem Neuen Teutschen Merkur 1790, II. S. 309—321 (in den „Vermischten Briefen über literarische und andere Gegenstände"). — A. d. H.

Einige verschuldet haben. „Wohin versteckt sich zuweilen die Weisheit?" dachte ich mehr als einmal in meinem Leben, da ich sie sogar in einer Kapuzinerkutte fand. Und wundern Sie Sich nicht darüber. Die Kapuziner verdienen mehr als irgend ein andrer Mönchsorden den Namen der modernen oder christlichen Cyniker: warum sollte es unter mehr als fünfundzwanzigtausend Kapuzinern, womit die christliche Welt beseligt ist, nicht auch, wie ehmals unter den zahlreichen Bocksbärten des Kynosarges zu Athen, einen Demetrius oder Demonax gegeben haben oder noch geben?

Um also — ohne uns irgend einen höhnischen Seitenblick, der ein ehrwürdiges Individuum von dem spitzkapuzigen Zweige der Familie des heiligen Vaters Franz von Assisi kränken könnte, zu erlauben — auf obbesagten Pater Bolducius zurückzukommen, so scheint dieser wackere Mann von der Vortrefflichkeit und Unentbehrlichkeit des Mönchsstandes so tief durchdrungen zu sein, daß er ihn sogleich mit Erschaffung der Welt entstehen läßt; ja, man sollte seiner Vorstellungsart nach denken, die Welt sei eigentlich blos der Mönche wegen erschaffen worden, und die übrigen Söhne und Töchter von Adam und Eva wären zu keinem andern Ende da, als dafür zu sorgen, daß es dem Erdboden nie an Klosterbrüdern und den Klosterbrüdern nie an Hülle und Fülle gebreche. Wundern Sie Sich also nicht, mein lieber S., zu hören, daß Enos, Adam's Enkel, der Stifter des berühmten Ordens der Enossäer, der einige tausend Jahre später den Namen der Essäer oder Essener trug, und überhaupt der Patriarch aller Mönche, so wie sein Sohn Kenan der Erzvater aller Mindern Brüder und Bettelmönche war.

Nach Verlauf einiger Jahrhunderte erlebten diese heiligen Väter an ihren Kindern, was der gute seraphische Vater Franz an den seinigen erleben mußte, wiewol er es nicht höher als bis auf fünfundvierzig Jahre brachte. Sie relaxirten sich, und St. Henoch, Großurenkelsohn von St. Enos, sah sich genöthiget, eine große Reformation mit den antediluvianischen Mönchen vorzunehmen, konnte aber dennoch nicht verhindern, daß das Dichten und Trachten der Menschen in dem nächstfolgenden Jahrtausend immer böser wurde. Die Kinder Gottes (die Mönche) beschliefen die Töchter der Menschen und zeugten gewaltige Leute in der Welt mit ihnen, die es zuletzt so arg

trieben, daß es den lieben Gott endlich gereuete und in seinem Herzen bekümmerte, die Menschen gemacht zu haben, und er bei sich beschloß, Alles, was Odem hatte, vom Menschen an bis auf das Vieh und bis auf das Gewürm und bis auf die Vögel unter dem Himmel von der Erde zu vertilgen. Bekanntermaßen wurde der einzige Noah mit seinen drei Söhnen und ihren Weibern und einem Paar von jeder Gattung der vierfüßigen Thiere, der Vögel und der Gewürme in der Arche aus der Sündfluth gerettet, die eine Folge dieses furchtbaren Entschlusses war; aber was wir ohne den ehrwürdigen Pater Bolduci nicht wüßten, ist, daß es Bruder Japhet, Noah's dritter Sohn, war, der nach Wiederherstellung der Sachen auf dem Erdboden unter dem Namen Saturnus (der von dem hebräischen Worte satar, sich verbergen, abstammen soll) sich ins Latium zurückzog und seinen Sohn Picus den Kureten zur Erziehung übergab, einer Art von Mönchen, wie (nach unserm scharfsinnigen Kapuziner) schon ihr bloßer Name beweist; es sei nun, daß er von dem griechischen Worte Kura, Tonsur, oder (was ihm noch wahrscheinlicher ist) von dem hebräischen Rapha abgeleitet wird, von welchem die Mönche dieser uralten Zeiten den Namen Raphaim (Therapeuten) erhielten, so daß die Filiation dieser Kureten von dem ältesten Mönchsorden des heiligen Vaters Enos — außer allem Zweifel ist.

Picus zeugte mit der andächtigen Schwester Pica, seiner Gemahlin, in seinem zwanzigsten Jahre einen Sohn, Namens Faunus, und begab sich bald darauf in ein Kloster, wo er bei seiner Einkleidung den Namen Jupiter oder Jovis erhielt, welcher, da er von Jehovah abstammt, augenscheinlich bezeugt (sagt mein Kapuziner), daß der ehmalige Picus dadurch, daß er Gemahl und Vater wurde, das Gelübde der Keuschheit nicht gebrochen und der junge Faunus sein Dasein vielmehr dem eifrigen Gebet seiner Eltern als der gewöhnlichen Art, wie die Menschen in die Welt kommen, zu danken hatte. Bruder Jupiter brachte sein Leben in einem Kloster auf der Insel Kreta zu, starb, trotz aller Leichtfertigkeiten, die ihm die blinden heidnischen Dichter instigante Diabolo nachsagten, im Geruch der Heiligkeit, und seine Reliquien wurden in hohen Ehren gehalten.

Faunus, weit entfernt, aus der Art so religiöser Voreltern zu schlagen, ging, sobald er konnte, in eine Wildniß und stiftete

unter dem Namen Mercurius einen Orden, der in der Folge zu einem lächerlichen Quiproquo Anlaß gab. Er und seine Jünger lebten nach einer sehr strengen Regel. Ihr Kloster war ein Wald, ein hohler Baum ihre Zelle; sie nährten sich von Kräutern und Wurzeln und kleideten sich in ungegerbte Ziegenfelle. In diesem etwas wilden Ordenshabit sahen sie zwar den Einsiedlern, welche in spätern Zeiten die Thebaische Wüste bevölkerten, ziemlich ähnlich; aber die Nachwelt, die sich nicht einfallen ließ, hinter diesen Waldmenschen in behaarten Ziegenfellen morgenländische Mönche zu suchen, verwandelte den ehrwürdigen Vater Abt Mercur und seine geistlichen Brüder in eine Art von Waldteufel oder Bockmenschen und den hebräischen Namen Sairim, den sie vermuthlich ihres ziegenböckischen Aussehens wegen geführt hatten, in Satyri.

Ich erlasse Ihnen, wie billig, das Märchen vom Melchisedech, dem König von Salem, welches Pater Bolduci aus dem heiligen Athanasius anführt, und begnüge mich nur zu sagen, daß dieser Melchisedech, nachdem er sieben Jahre auf dem Berge Tabor ganz allein, bis auf den Gürtel nackend und von wilden Früchten lebend, in Beschaulichkeit und Abtödtung seines Fleisches zugebracht hatte, wieder herabstieg und zu Salem eine Art von regulirter Chorherrenstiftete, deren Vorsteher nach ihm Heber, der Großurelternvater Abraham's, war. Dieses Stift war eine Zeit lang in sehr blühenden Umständen und das allgemeine Noviziathaus aller jungen Raphaim oder Therapeuten in Palästina, bis sich die Jebusiter von Jerusalem Meister machten und die Religiosen des heiligen Melchisedech nöthigten, ihren Sitz im Thale Raphaim aufzuschlagen. Diese bewiesen sich hier so mächtig in Worten und Werken, daß sie den Namen Gibborim, die Starken oder die Riesen, erhielten. Nimrod und sein Sohn Ninus waren Mönche dieses Ordens. Der Erste, der deswegen ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn heißt, starb im Geruch der Heiligkeit, und sein Sohn ließ ihm ein Grabmal errichten, worauf seine Bildsäule in kolossalischer Größe unter dem Namen St. Baal (so viel als der Titel Vestra Dominatio oder Vestra Reverentia, den die Mönche ihren Obern zu geben pflegen) noch lange hernach ein Gegenstand der öffentlichen Verehrung war.

Auch der ehrwürdige Bruder Job zog sich in seinen alten Tagen in eines von den Klöstern dieses Thales zurück,

und Dom Abraham, außerdem daß er ihr Klostervater*) (père temporel) war und sich die Beförderung ihres Zeitlichen sehr angelegen sein ließ, machte sich auch durch Stiftung eines eigenen Ordens von Hospitalier-Rittern verdient, deren viertes Gelübde war, alle Bedrängten, vornehmlich Wittwen und Waisen, in ihren Schutz zu nehmen. Er hatte eben dreihundertundachtzehn Knappen dieses Ordens bei sich, als er seinen Brudersohn Lot aus den Händen der vier Könige oder Kaziken rettete, die ihn nach der Niederlage des Königs von Sodom und seiner vier Bundesgenossen mit aller seiner Habe gefangen davon führten. Denn daß die 318 jungen Männer, mit deren Hilfe Abraham diese That verrichtete, weder seine Söhne noch seine Knechte, sondern Religiosen seines Ordens, die aber noch im Noviziat standen, gewesen seien, ist unter Andern auch daraus klar (sagt Pater Bolduci), weil sie in der Vulgata ausdrücklich Novitii genennt werden. Sein Enkel Joseph erhielt das große Kreuz dieses Ordens aus den Händen des Königs Pharao, der damals Großmeister war, vermuthlich weil Abraham dem Könige Abimelech, seinem Vorfahrer, diese Würde erblich aufgetragen hatte. Unter den folgenden Großmeistern zeichneten sich Moses und Josua vorzüglich aus, und der Orden stieg unter ihnen zu seinem größten Glanz. Das Haus der Wittwe zu Sarepta, der Teich zu Siloa u. s. w. waren nichts anders als Ordenshäuser dieser Abkömmlinge von Henoch, die unter den verschiedenen, aber immer ebendenselben heiligen Orden bedeutenden Namen der Nephilim, Raphaim, Gibborim mit Riesenschritten zur (mönchischen) Vollkommenheit emporstiegen. Bei Allem dem kann uns doch der ehrliche Pater Bolduci nicht verhalten, daß diese Religiosen nach Moses' und Josua's Zeiten ziemlich schnell dermaßen aus der Art schlugen, daß der Zorn Gottes endlich auf eine schreckliche Art über sie ausbrach und die Israeliten Befehl erhielten, den ganzen Orden (bis auf einige gesunde Schößlinge, die auf den Berg Karmel verpflanzt und in der Folge von Elias wieder reformirt wurden) mit Stumpf und Stiel auszurotten.

„Dank sei dem Himmel!" — höre ich Sie rufen — und in der That besorge ich, Ihnen zu viel auf einmal von dem

*) In den vordern Reichskreisen nennt man Denjenigen, der für das Temporale der Klöster von den Mendicanten-Orden zu sorgen hat, abusive den geistlichen Vater; er ist aber das Nämliche, was diese Art von Mönchen in Frankreich richtiger ihren père temporel nennen.

Klosterwitz meines ehrlichen Kapuziners vorgesetzt zu haben. Ich setze also nichts weiter hinzu, als daß Pater Bolduci dies Alles wenigstens mit ebenso viel Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Gründlichkeit dargethan zu haben scheint, als der berühmte Bischof von Avranches, Daniel Huet, aufwandte, da er in seiner Demonstratio Evangelica bewies, daß Prometheus, Osiris, Anubis, Apis, Vulcanus, Apollo, Aesculapius, Mercurius, Bacchus, Faunus, Minos, Orpheus, Cekrops, Perseus, Tiresias, Adonis, Vertumnus und — Priapus alle zusammen genommen in dem einzigen Moses, so wie Cybele, Isis, Diana, Minerva, Venus und die Musen in Maria oder Mirjam, seiner Schwester, existirt hätten. — Sollten Sie wol denken, mein Freund, daß es selbst in unserm achtzehnten Jahrhundert noch gelehrte Männer giebt, die in diesem Geschmacke demonstriren?

An Ebendenselben.

Wie, mein Herr? Sie finden es unglaublich, daß jemals ein menschlicher Mensch, sollte es auch nur ein Kapuziner sein, gelebt haben könnte, welcher Imagination genug gehabt hätte, die alten Patriarchen zu Stiftern und Superioren von Mönchs- und geistlichen Ritterorden zu machen und die Riesen der ältesten Zeiten, die Nephilim, Raphaim und Gibborim unsrer heiligen Bücher, in Mönche zu verwandeln? Sie finden dies so unglaublich, daß Sie Sich nicht entbrechen können, mir mit aller möglichen Höflichkeit und Delicatesse zu verstehen zu geben, daß ich Ihnen entweder den Kapuziner Bolduci in Person oder sein Buch in natura vor Augen stellen oder wenigstens die Quelle entdecken müsse, woraus ich meine Angaben geschöpft habe, wenn Sie nicht glauben sollten, daß alle diese Ungereimtheiten dem ehrlichen Bruder von irgend einem Mißgönner des seraphischen Ordens aus frevelhaftem Muthwillen angedichtet worden seien. Wolan denn, weil Sie mir doch so nahe zu Leibe gehen, so sollen Sie Alles erfahren, was ich selbst von der Sache weiß.

Was also zuvörderst die Person des Pater Bolduci betrifft, so wäre es mir zwar schon um der einzigen Ursache

willen, daß er — mehr als hundert Jahre lang todt und begraben ist, nicht wohl möglich, ihn selbst ohne Hilfe eines magischen Rauchs und einer Zauberlaterne vor Ihre Augen zu stellen; aber daß um das Jahr 1640 ein Jakob Bolduci oder Bolducci, Kapuzinerordens, zu Bologna florirt und außer verschiedenen andern gelehrten Werken ein Buch de Ecclesia Dei ante legem, sive de ordine Ecclesiae a Mundi principio usque ad Mosen (von der Kirche Gottes und ihrer innern Verfassung von Anfang der Welt bis auf Moses)[1]) herausgegeben hat, dafür kann ich Ihnen das Jöcherische Gelehrten-Lexikon als einen unverwerflichen Gewährsmann aufstellen. Die Entdeckungen dieses eruditen Kapuziners, die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe mitgetheilt habe, sind freilich nicht aus der Quelle selbst geschöpft, zu welcher ich mir den Zugang noch nicht habe verschaffen können; ich schöpfte sie nur aus der zweiten Hand, nämlich aus einem im vorigen Jahre erschienenen Buche, Nécessité de supprimer les Ordres Monastiques en France, prouvée par l'Histoire philosophique du Monachisme betitelt; es ist aber kein Zweifel, daß der Verfasser desselben das besagte Bolducische Werk selbst vor Augen liegen gehabt habe, wiewol er (nach Gewohnheit der meisten französischen Compilatoren) unnöthig fand, sich genauer darüber zu erklären und wenigstens nur den Titel des Buchs, woraus er einen Auszug liefert, anzugeben. Ebenso wenig Ursache finde ich, zu zweifeln, daß er in Darstellung der seltsamen Meinungen dieses Kapuziners über den Ursprung und Fortgang des Mönchsthums nicht ehrlich und getreu zu Werke gegangen sei; denn das Gegentheil wäre in einem Werke, dessen Endzweck für ganz Frankreich von großer Erheblichkeit ist, eine mauvaise plaisanterie, die man dem Verfasser ohne Ungerechtigkeit nicht zutrauen könnte. Ich halte mich also versichert, daß wir aus dem Buche des Pater Bolduci selbst wenig klüger werden dürften als aus diesem Auszuge, auf dessen Zuverlässigkeit wir uns um so gewisser verlassen können, da das Original wahrscheinlich in den französischen Klosterbibliotheken häufig genug zu finden sein wird, um dem Verfasser den Gedanken einer Verfälschung moralisch unmöglich zu machen, wiewol nicht zu leugnen ist, daß er in Darstellung und Zusammenordnung der Thatsachen, womit sein Werk an-

[1]) Das Buch erschien zuerst zu Lyon 1626, in zweiter Ausgabe zu Paris 1630, seine nicht weniger seltsame Schrift „De orgio christiano libri tres" zu Lyon 1640. Nach Andern war er ein geborener Pariser. — A. d. H.

gefüllt ist, das Lob der Präcision, welches ihm in unsrer berühmtesten Literaturzeitung auf Treu und Glauben des Journals von Paris (wenn ich nicht irre) ohne Einschränkung ertheilt worden, nicht immer verdient. Ueberhaupt fehlt so viel daran, daß es den Namen einer philosophischen, d. i. mit philosophischem Geiste und Alles umfassendem Scharfblicke geschriebenen Geschichte des Mönchthums verdiene, daß der erste Theil (wenigstens) nicht einmal mit der Ordnung und Methode geschrieben ist, an welche französische Schriftsteller in Werken dieser Art sonst Anspruch zu machen pflegen. Kurz, wiewol es eine ganz brauchbare und unendlich viel Detail enthaltende Compilation ist, so ist es doch immer nur Compilation; und wenn Sie jemals Lust und Beruf in sich fühlen sollten, eine philosophische Geschichte des Mönchthums zu unternehmen, so würden Sie Sich dieser angeblichen Histoire philosophique ungeachtet immer mit gutem Gewissen als den Besitznehmer von einer Provinz, die noch Niemand angehört, betrachten können.

Ueber den Vorschlag,
unsre
bisherigen Demoisellen künftig Fräulein zu betiteln.[1])

Vor der Revolution war Demoiselle (das Diminutivum von Dame) der gewöhnliche und kanzleimäßige Titel der unverheiratheten Töchter des französischen Adels. Da nun unser deutsches Wort Fräulein das Diminutivum von Frau ist, so ist klar, daß es nach dem französischen Sprachgebrauch mit dem Wort Demoiselle von völlig gleicher Bedeutung ist und also dieses letztere, ins Deutsche übersetzt, nicht anders als durch Fräulein gegeben werden kann. Wofern demnach nicht etwa besondere Ursachen vorhanden sind, welche den Vorschlag: „das Wort Fräulein bei allen Gelegenheiten, wo bisher das französische Demoiselle im Deutschen gebraucht wurde, an dessen Statt zu setzen", unschicklich machen, so wäre in der Sache selbst nicht nur nicht der mindeste Grund, warum der Gebrauch des französischen Demoiselle länger beibehalten werden sollte, sondern es wäre vielmehr sehr ungereimt, aus bloßem Eigensinn auf dem Gebrauch oder, richtiger zu reden, auf dem Mißbrauch eines fremden Wortes bestehen zu wollen, für welches wir das völlige Aequivalent in unsrer eigenen Sprache besitzen.

Die Entscheidung der streitigen Frage beruhet also, wie es scheint, lediglich auf Erörterung jenes Präliminarpunkts: ob

---

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1794 II. S. 401—408. — A. d. H.

nämlich besondere Ursachen, welche die Vertauschung des Wortes Demoiselle (inwiefern es vornehmlich im nördlichen Deutschland seit ungefähr einem halben Jahrhundert zu Qualificirung der Jungfrauen vel quasi aus den höhern Classen des sogenannten Bürgerstandes gebraucht wird) gegen das deutsche Fräulein unschicklich machen, wirklich vorhanden sind oder nicht.

Viele Gegner dieser neuerlich in Vorschlag gekommenen und seit einiger Zeit in verschiedenen Blättern des K. Pr. Reichs-Anzeigers theils empfohlenen, theils bestrittenen Vertauschung glauben, daß dadurch ein frevelhafter Eingriff in die Vorrechte des deutschen Adels geschehen würde, als dessen unverheirathete Töchter sich bisher in ruhigem ausschließlichem Besitz des Prädicats Fräulein befunden hätten.

Aber dieser Einspruch im Namen unsrer bisher sogenannten Fräulein scheint aus folgenden Rücksichten ohne hinlänglichen Grund zu sein.

1) Unsere altadeligen oder diplomatisch geadelten Fräulein können einen ungestörten und im ganzen heiligen römischen Reich stattfindenden ausschließlichen Besitz dieses Prädicats so wenig zu Recht erweisen, daß vielmehr zum Beweis des Gegentheils in einigen vordern Reichskreisen, und vornehmlich in der Kaiserstadt Wien, schon lange gewöhnlich ist, unverheirathete Personen bürgerlichen Standes, aus den Classen, die man unter der allgemeinen Benennung Honoratiores zu begreifen pflegt, im gemeinen Umgang Fräulein zu nennen, wiewol sie sich weder durch Stammbaum noch Adelsbrief zu diesem Ehrentitel legitimiren können. Warum sollte denn also, was in Wien und überhaupt in den östreichischen und einigen angrenzenden Landen ohne den geringsten Widerspruch des Adelstandes stattfindet, nicht auch in andern Städten und Ländern des deutschen Reichs angehen?

2) Noch viel weniger können Diejenigen, in deren Namen man ein ausschließliches Recht an das Prädicat Fräulein in Anspruch nimmt, einen rechtsbeständigen Titel für dasselbe erweisen. Denn bekanntermaßen war eine Zeit, wo nur die Töchter der Könige und Fürsten ausschließlich Fräulein, die Töchter der übrigen edeln Herren und Ritter hingegen Junkfrauen (so wie die Söhne derselben Junker) hießen, und diese Titulatur findet sich noch im 16. Jahrhundert. Wie lange es eigentlich her ist, und wie es zugegangen, daß die adeligen Jungfrauen zum ausschließlichen Besitz des Ehrentitels

Fräulein, wenigstens in einem großen Theil des deutschen Reichs, gekommen sind, dürfte wol schwer zu beurkunden sein; so viel ist indessen gewiß, daß sie weder durch ein Reichsgesetz noch durch ein kaiserliches Privilegium in diesen Besitz gesetzt worden sind; daß also ihr angebliches Recht an dieses Prädicat sich auf eine bloße Gewohnheit gründet, deren Ursprung sich nicht genau bestimmen läßt, und welche unsern kraft einer gleichmäßigen Gewohnheit zu Demoisellen gestempelten und dafür anerkannten bürgerlichen Jungfern an ihrem gerechten Anspruch an diese dem französischen Demoiselle gleichgeltende deutsche Titulirung nichts benehmen kann.

3) Man könnte zwar im Namen der adeligen Fräulein einwenden: „es gebühre sich doch, so lange der bisherige gesetz- und verfassungsmäßige Unterschied der Stände in Deutschland noch bestehe, daß auch im gemeinen Leben ein gehöriger Unterschied zwischen den adeligen und nichtadeligen Jungfern gemacht werde“. Ich meines Orts erkenne dies für eine ganz billige Forderung; aber ich sehe nicht, wie aus derselben ein ausschließliches Recht an das Prädicat Fräulein gefolgert werden könne. Oder sind denn etwa die adeligen Jungfern durch das gewöhnliche von vor ihrem Geschlechtsnamen und durch das Beiwort gnädig — welches zwar ehemals nur den Fürstentöchtern zukam, aber nun durch einen zum allgemeinen Gebrauch gewordenen höflichen Mißbrauch allen adeligen Jungfern im gemeinen Leben gegeben wird, — sind sie durch Beides nicht hinlänglich genug unterschieden? Wenn also die bürgerlichen Demoisellen künftig schlechtweg Fräulein, die adeligen hingegen ausschließlich gnädige Fräulein gescholten würden, wo wäre die Unschicklichkeit? und mit welchem Grunde könnten sich die Adeligen beschweren, daß sie mit den Bürgerlichen in eine Linie gestellt würden?

Aus dem bisher Gesagten scheint sich also zu ergeben, daß auf Seiten des Adelstandes nicht der mindeste giltige Grund vorhanden sei, warum die adeligen Töchter auf einem ausschließlichen Recht an das Prädicat Fräulein bestehen sollten. Auch ist kaum zu zweifeln, daß Diejenigen, welche die längsten und glänzendsten Ahnenregister vorzuweisen hätten, gerade die Ersten sein würden, die vorgeschlagne neue Mode mitzumachen, wofern nicht andere Ursachen in Betrachtung kämen, welche (meines Bedünkens) diese Neuerung unschicklich und beinahe ganz unausführbar machen.

Denn gesetzt nun, es beliebte einer ansehnlichen Majorität in allen Städten Deutschlands, das Wort Fräulein an die Stelle des zeither üblichen Demoiselle und Mamsell zu setzen, so entstünde sogleich (wie auch von Andern bereits bemerkt, aber noch von Niemand hinlänglich beantwortet worden ist) die Frage: „Sollen Alle, die dermalen theils in ruhigem Besitz des Mamsellentitels sind, theils einen mehr oder minder begründeten Anspruch darauf machen, künftig Fräulein heißen?" und im verneinenden Falle: „Bei welcher Subdivision der bürgerlichen Classe (die an Subdivisionen und Subsubdivisionen so sehr reich ist) soll der Strich gemacht werden?" Jede dieser Subdivisionen steht zwar nur um eine kleine Stufe höher als die nächst angrenzende, würde sich aber dennoch selbst lächerlich finden, wenn sie sich etwas über diese nächste an ihr herausnehmen wollte. Schon aus diesem einzigen Grunde ist klar, daß das Prädicat Fräulein entweder irgend einer dieser Subdivisionen willkürlich und widerrechtlich verweigert oder am Ende allen gegeben werden müßte. Denn bürgerlich ist nun einmal bürgerlich, und es ist zwischen dem höchsten und niedrigsten Bürgerlichen keine solche Kluft befestiget wie zwischen ihnen und dem Adeligen. Der bürgerliche Geheime Rath ist, so lang er bürgerlich bleibt, weder mehr noch weniger Roturier als sein Schneider, und Mamsell N. N., die der Tochter des Geheimen Raths die Hauben steckt, oder Mamsell N. N., die ihre seidnen Strümpfe wäscht, hat so viel Recht, Fräulein zu heißen, als Jene; und wiewol es ihr selbst (anfangs wenigstens) etwas widersinnisch vorkommen würde, sich Fräulein schelten zu hören, so würde sie es doch auch sehr unbillig finden, wenn sie sich des Mamsellentitels, den sie wenigstens am Sonntag in ihrem Kirchenstaat von manchem Ehrenmann, der sie kannte oder nicht kannte, zu hören gewohnt war, nun auf einmal unverschuldeter Dinge entsetzt und mit der Jungfer Tochter eines Holzhackers oder Scherenschleifers in eine Linie gestellt sehen sollte.

Ich müßte mich sehr irren, oder die natürliche Folge von der Unmöglichkeit, die Grenze des Mamsellentitels a parte post zu bestimmen, würde sein, daß entweder gewisse Classen vor wie nach Mamsellen blieben (und also die Absicht, dieses undeutsche Wort aus unsrer Sprache zu verbannen, verfehlt würde), oder daß es dem armen Wörtchen Fräulein wie dem einst so vornehmen Wort Frau erginge, welches von seiner ehemaligen

hohen Würde nach und nach (wenigstens in den Landen, wo das Sachsenrecht gilt) so tief heruntergesunken ist, daß es, zum großen Aergerniß schwäbischer Ohren, in jenen Landen nicht nur Wasch-Frauen, Scheuer-Frauen, Butter-Frauen, Milch-Frauen giebt, sondern sogar das zerlumpteste Bettelweib kein Bettelweib, sondern eine Bettel-Frau ist.

Wenn diese Betrachtungen (wie es mich, salvis melioribus, bedünken will) von hinlänglichem Gewicht sind, die Einführung des Wortes Fräulein in den Bürgerstand für unschicklich und unthunlich zu erklären, so wäre dann meine unmaßgebliche Meinung:

„es entweder mit der Demoiselle und Mamsell, Einwendens ungeachtet, beim Alten zu lassen (wie wir es ja mit so vielen andern, ungleich wichtigern Mißbräuchen, Unformen und Inconsequenzen im menschlichen Leben auch beim Alten lassen müssen, wenn wir nicht etwa, um der Spinnen, Wanzen und Mäuse los zu werden, lieber das ganze Haus in Brand stecken wollen) — oder diese, in der That unsre edle Sprache verunzierenden, fremden und respective barbarischen Wörter ganz und gar abzuschaffen und statt derselben das ehrliche altdeutsche Ehrenwort Jungfer wieder in seinen ehemaligen Gebrauch einzusetzen, ohne so viel Werth auf Unterscheidungszeichen zu legen, die in den Augen des Vernünftigen keinen Sinn haben und auf Seiten Derer, die nach solchen kleinfügigen Distinctionen geizen, eine Engbrüstigkeit und Armseligkeit des Geistes verrathen, bei deren Anblick man ungewiß ist, ob man sie belachen oder beweinen soll."

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Verlag von Gustav Hempel in Berlin.

Leipzig.

Druck des Textes von Breitkopf & Härtel.
Druck des Umschlags von A. Waldow.